

→

M.F. 68.69
68.69

JAHRBUCH

für Schlesische
Kirchengeschichte

DP 1.65 68·1989

WZ

Gh

6269

68
md5

Thorbecke



N12<519300383 021



ubTÜBINGEN



JAHRBUCH FÜR SCHLESISCHE KIRCHENGESCHICHTE

JAHRBUCH für Schlesische Kirchengeschichte

Neue Folge:
Band 68/1989

Unter Mitarbeit von Johannes Grünewald,
Ulrich Hutter, Reinhard Hausmann, Ludwig Petry,
Christian-Erdmann Schott
herausgegeben von Dietrich Meyer



Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen
1989

JAHRBUCH
für Schlesische Kirchengeschichte

Neue Folge
Band 68/1989

Unter Mitarbeit von Johannes Ortnowald,
Ulrich Hünert, Reinhard Hausmann, Ludwig Pätz,
Christina Erdmann Sobon
herausgegeben von Dietrich Meyer

CIP-Titelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Jahrbuch für Schlesische Kirchengeschichte. –

Sigmaringen: Thorbecke.

Erscheint jährl. – Früher im Verl. Unser Weg,

Lübeck. – Aufnahme nach N.F. Bd. 67. 1988 (1989)

ISSN 0075-2762

N.F. Bd. 68. 1989 (1990) –



© 1990 by Jan Thorbecke Verlag GmbH & Co., Sigmaringen

Alle Rechte vorbehalten. Ohne schriftliche Genehmigung des Verlages ist es nicht gestattet, das Werk unter Verwendung mechanischer, elektronischer und anderer Systeme in irgendeiner Weise zu verarbeiten und zu verbreiten. Insbesondere vorbehalten sind die Rechte der Vervielfältigung – auch von Teilen des Werkes – auf photomechanischem oder ähnlichem Wege, der tontechnischen Wiedergabe, des Vortrags, der Funk- und Fernseh-sendung, der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen, der Übersetzung und der literarischen oder anderweitigen Bearbeitung.

Gesamtherstellung:

M. Liehners Hofbuchdruckerei GmbH & Co. Verlagsanstalt, Sigmaringen

Printed in Germany · ISSN 0075-2762 · ISBN 3-7995-3868-2

Gh 6269-68

INHALTSVERZEICHNIS

<i>Elke Axmacher, Berlin</i> Die Rezeption mittelalterlicher Mystik durch Martin Moller	7
<i>Christian-Erdmann Schott, Mainz</i> Die Mystik des Valerius Herberger	27
<i>Johannes Grünewald, Göttingen</i> Dem schlesischen Kirchenhistoriker Johann Adam Hensel (1689–1778) zum 300. Geburtstag	43
<i>Róbert Árpád Murányi, Budapest</i> Schlesiens musikhistorische Beziehungen zu Ungarn	57
<i>Johannes Buder, Berlin</i> Zur Geschichte der evangelischen Kirchengemeinde Rattwitz, Kreis Ohlau	65
<i>Peter Maser, Münster</i> Das »Glaubens-Bekenntnis« des Barons Hans Ernst von Kottwitz. Text und Einführung	83
<i>Rudolf Grieger, Eutin</i> Die freie Gemeinde zu Breslau 1855–1857 und ihr Prediger Karl Bitterling	105
<i>Dietrich Meyer, Düsseldorf</i> Zur Geschichte der evangelisch-theologischen Fakultät der Universi- tät Breslau (1811–1945)	149
<i>Eberhard Schwarz, Kiel</i> Aus der Sicht des Jahres 1931. Pfarrer Walter Schwarz über die Spannung zwischen Nationalsozialismus und evangelischem Chri- stentum	175
<i>Richard Beer, Bielefeld</i> Vikar der Bekennenden Kirche	193

Buchbesprechungen 201

Mitteilungen des Vereins für Schlesische Kirchengeschichte e.V. 237

Satzung des Vereins für Schlesische Kirchengeschichte e.V. 240

Verzeichnis der Mitarbeiter 244

Die Rezeption mittelalterlicher Mystik durch Martin Moller*

VON ELKE AXMACHER

I. Zur Problematik der Mystik im Luthertum

Jede Zeit muß ihren eigenen Zugang zu den Zeugnissen der Vergangenheit suchen. Wenn nicht alles täuscht, so findet unsere Zeit den Weg zur Eigenart der Erbauungsliteratur der zwei Jahrhunderte nach der Reformation am leichtesten über die Frage nach der von dieser rezipierten Mystik. In der Theologie ist der Problemkomplex »Mystik im Luthertum« seit Albrecht Ritschls »Geschichte des Pietismus« (1880–1884) vielfach behandelt worden. Dabei ist eine wachsende Aufgeschlossenheit für diese Erscheinung einerseits, eine zunehmende Differenzierung bei ihrer Darstellung und Bewertung andererseits feststellbar. Nach Ritschls kompromißloser Ablehnung aller Mystik im Protestantismus als eines Rückfalls in katholische Mentalität hat erstmals Wilhelm Koepp in seinem Buch über »Johann Arndt« 1912 eine monographische »Untersuchung über die Mystik im Luthertum« vorgelegt. In seiner religionspsychologischen Analyse des »Wahren Christentums« von Johann Arndt kommt er zu dem Resultat, daß dieser eine durch seine mittelalterlichen Quellen ihm überkommene neuplatonisch-mystische Frömmigkeit vertrete, die als Selbsterlösungsreligion der wahrhaft christlichen Religion, wie sie im Luthertum kulminiere, unvermittelbar entgegengesetzt sei. Von der neueren Arndt-Forschung wird diese entschiedenen mystikkritische Theorie kaum mehr übernommen. Ihr gilt Arndt keineswegs mehr als Vertreter einer »strengen« oder »eigentlichen« Mystik, sondern eher als Vermittlungstheologe, der gewisse mystische Elemente in das von ihm bewußt festgehaltene Luthertum eingeführt und ihnen die mystische »Spitze« dabei gerade abgebrochen hat.

Ähnliches gilt für den bedeutendsten Dogmatiker der lutherischen Orthodoxie, Johann Gerhard, den Rhenatus Hupfeld in seiner Untersuchung über »Die Ethik Johann Gerhards« (1908) behandelt. Die in den frühen Erbau-

* Referat, gehalten bei der Arbeitstagung des Vereins für Schlesische Kirchengeschichte in Wertheim, 16.–18. 9. 1988. Dem Referat liegen Passagen aus der im Frühjahr 1989 erschienenen Habilitationsschrift der Verfasserin zugrunde: »Praxis Evangeliorum. Theologie und Frömmigkeit bei Martin Moller (1547–1606)«.

ungsbüchern nachweisbare »starke Beeinflussung Gerhards durch mystische Gedanken und Motive« (S. 206) veranlaßt Hupfeld zu der Frage nach der Bedeutung der »mystischen Gedanken im Zusammenhang des (orthodoxen) Systems« (S. 207). Dabei arbeitet er manche Gemeinsamkeiten zwischen der Mystik Bernhards und Taulers einerseits und der Orthodoxie J. Gerhards andererseits heraus und stellt zusammenfassend fest, »daß in der Tat keine tiefe Kluft zwischen der lutherisch-orthodoxen Lehre und der Mystik liegt«, denn »Mystik und Orthodoxie haben die Richtung nach *innen*, die Innerlichkeit des Glaubensbegriffs gemeinsam« (S. 218). Allerdings sieht auch Hupfeld, daß »der eigentliche Inhalt der mystischen Ideen« ein anderer ist als derjenigen der orthodoxen Lehre, und er untersucht daher die eigentümliche Verarbeitung dieser Ideen durch Gerhard. Dabei zeigt sich, daß Gerhard unter Mystik nichts anderes verstanden hat als »das Drängen auf Innerlichkeit, auf Herzensethik und Herzenschristentum«; dagegen lasse sich nicht nachweisen, »daß er irgendwie die pantheistische, geschichtslose, rein kontemplativ-asketische Art der Mystik hochgeschätzt hat« (S. 221).

Ähnlich wie bei Weber und theologisch viel stärker reflektiert treffen wir also bei Hupfeld auf eine Unterscheidung zwischen »lutherischer Mystik« und »eigentlicher Mystik«. Im übrigen kennt auch Koepp eine dem ganz entsprechende Unterscheidung zwischen »der Mystik« als einer »Sonderreligion« und dem, was er »das mystische Moment an der Religion« nennt (S. 293). Dieses letztere ist für ihn Ausdruck der wunderbaren Erfahrung, »daß Wirkungen des unendlichen und überweltlichen Gottes ... hineindringen in meine endliche Seele und ihr wahrhaft inwendig werden« (S. 284). Während Koepp aber diese Erfahrung nicht nur graduell, sondern prinzipiell von jeder Mystik im strengen Sinne geschieden wissen will, sieht Hupfeld starke Verbindungslinien zwischen ihnen, die ihm eine positive Bestimmung des Verhältnisses zwischen Luthertum und Mystik erlauben. Danach »bedeuten die mystischen Gedanken eigentlich eine Stärkung des Besten, was die lutherische Frömmigkeit besitzt, eine Stärkung der religiösen und sittlichen Innerlichkeit« (S. 232).

II. Zu Mollers Stellung innerhalb der protestantischen Mystik

Im Zusammenhang mit der Frage nach der protestantischen Mystik begegnet nun meistens auch der Name Martin Mollers, und zwar an entscheidender Stelle. War doch Moller, wie inzwischen allgemein anerkannt ist, der bedeutendste Vermittler altkirchlicher und mittelalterlicher Mystik an den Protestantismus. Im Hinblick auf Mollers »*Meditationes sanctorum Patrum*«, Übersetzungen »aus den heyligen Altvätern Augustino, Bernhardo, Taulero vnd anderen«, schreibt P. Althaus d.Ä. in seinen

Bestellung H. M. Mollerj.

Wir Bürgermeister vnd Rathsmann der Stadt
Görlitz, thun kundt vnd bekennen hiemit vor mannich-
len. Nossem dem Erwürdigen / Achtbaren vnd Wolgelahrten
H. M. Martinus Möllerus, Pfarrer Zur Sprot-
taw / sich durch vnser freundliches vnd fleissiges an-
suchen vnd bitten / so weith vermögen vnd bewegen
lassen / das er nach gehaltenem Rathe vnd vnterrede /
mit vnsern lieben Gotte sich nach vnterredung vnd
abhandlung eines erhablichen bedencken. Dergleichen
erkleret, was er nun mehr entschlossen / nach auffgerich-
ter gewisser bestellung / vnd jme zugeschickte ordent-
liche Vocation / sich zu vnserm Primario vnd obristen
Prediger allhier Zubestellen vnd gebrauchten Zulassen:
Das die Inuocatio mit dem / dinst vnser in der halben
Katholik vnd in der / halben Lutherischen vnd genugsamen
gottsdienstigen / abhandlung vnd vnterredung
vnd nachfolgende schriftliche bestellung / abhandeln
tractiren vnd schlissen lassen. Welchem auch der H.
Mollerus / vor sich gutwillig beliben / auff vnd an-
genommen.

Bestellung H. M. Mollerj.

Wir Bürgermeister vnd Rathmanne der Stadt
Görlitz, thun kundt vnd bekennen hiermit vor mannig-
lichen. Nach dem der Erwidrige / Achtbare vnd Wolgelahrte
H. M. Martinus Möllerus / Pfarrer Zur Sprot-
taw / sich durch vnser freundliches vnd fleissiges an-
suchen vnd bitten / so weith vermögen vnd bewegen
lassen / das er nach gehaltenem Rathe vnd vnterrede /
mit vnsern lieben Gotte sich

aus erheblichen bedencken / kegen vns
erkleret / wer er nun mehr entschlossen / nach auffgerich-
ter gewisser bestellung / vnd jme zugeschickte ordent-
liche Vocation / sich zu vnserm Primario vnd obristen
Prediger allhier Zubestellen vnd gebrauchten Zulassen:
Das wir darauß nun jme / durch vnser in volstendiger
Rathsversammlung / hierzu deputirte vnd genugsame
gevolmteigte / abgesante Herren vnd vrttelspersonen /
nachfolgende schriftliche bestellung / abhandeln
tractiren vnd schlissen lassen. Welchem auch der H.
Mollerus / vor sich gutwillig beliben / auff vnd an-
genommen.

Und sol wil vnser geliebter H. Primarius / solch
sein Ampt / nach seinem besten wissen vnd verstande /
mit rechtem treuem fleisse / also verrichten: Das er
der Christlichen gemeine allhier / die rechte vnd reine
Lehre / das H. Wort Gottes / wie dieselbe in den Pro-
phetischen vnd apostolischen Schrifften begriffen / so
wol auch der Augspurgischen Confession / deren Apo-
logia vnd Corporj doctrinae Philippj Melanthonis see-
ligen gemeß / predigen vnd furtragen sol.

Und sol wil vnser geliebter H. Primarius / solch
sein Ampt / nach seinem besten wissen vnd verstande /
mit rechtem treuem fleisse / also verrichten: Das er
der Christlichen gemeine allhier / die rechte vnd reine
Lehre / das H. Wort Gottes / wie dieselbe in den Pro-
phetischen vnd apostolischen Schrifften begriffen / so
wol auch der Augspurgischen Confession / deren Apo-
logia vnd Corporj doctrinae Philippj Melanthonis see-
ligen gemeß / predigen vnd furtragen sol.

Die Woche über ordinarié zwo Predigten / Eine
des Sonntags / die ander auf den freitag / thun:
vnd hierüber die Morgenspredigten an den feyer-
tagen: so wol auch die fürnembssten Leichpredigten:
verrichten.

Die Woche über ordinarié zwo Predigten / Eine
des Sonntags / die ander auf den freitag / thun:
vnd hierüber die Morgenspredigten an den feyer-
tagen: so wol auch die fürnembssten Leichpredigten:
verrichten.

Sich darbey alles geferrlichen gezenckes disputates
vnd inüectiuen / enthalten.

Sich darbey alles geferrlichen gezenckes disputates
vnd inüectiuen / enthalten.

Die Kranckhen so insonderheit jn beschicken vnd bege-
ren (da er durch andere geschefte nicht verhindert /
vnd ausser der Zeit der gefehr) besuchen / sie
communiciren / vnd aus Gottes wort trösten.

Die Kranckhen so insonderheit jn beschicken vnd bege-
ren (da er durch andere geschefte nicht verhindert /
vnd ausser der Zeit der gefehr) besuchen / sie
communiciren / vnd aus Gottes wort trösten.

An der vorigen Herren Primarien stelle in der
Sacrastia sitzen / vnd deren so sich Zu jme finden
werden / Beichte hören / vnd jnen die Absolution spre-
chen.

An der vorigen Herren Primarien stelle in der
Sacrastia sitzen / vnd deren so sich Zu jme finden
werden / Beichte hören / vnd jnen die Absolution spre-
chen.

Die fůrnemen personen Trewungen Zum Ehe-
stande verrichten.
Auff die Herren Diaconos vnd Collegen auff
ihre Inspection haben.
Vnd das es mit den Kirchengebreuchen vnd Cere-
monien / bey auftheilung der Heiligen Sacramente

Der fůrnemen personen Trewungen Zum Ehe-
stande verrichten.
Auff die Herren Diaconos vnd Collegen auch
seine Inspection haben.
Vnd das es mit den Kirchengebreuchen vnd Cere-
monien / bey auftheilung der Heiligen Sacramente
vnd sonsten allenthalben recht vnd wol zugehe /
fleissige auffachtung geben.

vnd sonsten allenthalben recht vnd wol zugehe,
fleissige auffachtung geben.
Vnd also dasjenige thun vnd verrichten sol /
was solch Primarien Ampt von jme requiriren
vnd erfodern thut.

Vnd also dasjenige thun vnd verrichten sol /
was solch Primarien Ampt von jme requiriren
vnd erfodern thut.

Bezeugen aber auch hienusfolgende dieser sei-
ner getrewen dienste vnd bemůhung / wollen wir
jme Zur jerlichen Besoldung vnd Salario 200. Th.
auff die 4. Quatember Zeiten eingeteilet / reichen
vnd geben.

Hergegen aber vnd Zuergetzlikeit dieser sei-
ner getrewen dienste vnd bemůhung / wollen wir
jme Zur jerlichen Besoldung vnd Salario 200. Th.
auff die 4. Quatember Zeiten eingeteilet / reichen
vnd geben.

Neben freyer Wohnung.
Darzu des Jahres 7. Stöße holtz.
Mehr zur Brůthing jedes Jahr 36. scheffel Korn.
Vnd des Jahres ein gemest Schwein aus vnser Můlen.
Hierůber soll er sich auch der Accidentien / so von Fůr-
Bitten bey den Predigten: von Beichthůren: besu-
chung der Krancken: trewungen der Verlobten
personen: sowol den Leichgengen vnd Predigten:
gefallen / allermeysten wie der vorige H. Primarius
gethan / gebrauchen.

Neben freyer Wohnung.
Darzu des Jahres 7. Stöße holtz.
Mehr zur Brůthing jedes Jahr 36. scheffel Korn.
Vnd des Jahres ein gemest Schwein aus vnser Můlen.
Hierůber soll er sich auch der Accidentien / so von Fůr-
Bitten bey den Predigten: von Beichthůren: besu-
chung der Krancken: trewungen der Verlobten
personen: sowol den Leichgengen vnd Predigten:
gefallen / allermeysten wie der vorige H. Primarius
gethan / gebrauchen.

Vnd da ettwas (welches der genedige Gott lange
verhůten wollte) Er vnser H. Primarius / nach
Gottes vorsehung / durch den Zeitlichen todt / von die-
ser Welt / in die ewige Seeligkeit / abgefodert werden
solte: So wollen wir seiner hinterlassenen Witt-
ben, Kindern vnd Erben / nach seinem seeligen abster-
ben 200. Th. verehren: Vnd jnen das verordnete
Holtz / Korn vnd Schwein / nichts weniger auff dasel-
be Jahr / nach seinem tůdlichen abgange / folgen lassen.
Das zu Vrkunth / haben wir diese Bestallung /
mit vnserm der Stadt grůsserm Insigell bekráf-
tigt: Geschehen den 11. May Zur Rausche in der Gůr-
litschen Heide / des 1600. Jahres.

Vnd da ettwas (welches der genedige Gott lange
verhůten wollte) Er vnser H. Primarius / nach
Gottes vorsehung / durch den Zeitlichen todt / von die-
ser Welt / in die ewige Seeligkeit / abgefodert werden
solte: So wollen wir seiner hinterlassenen Witt-
ben, Kindern vnd Erben / nach seinem seeligen abster-
ben 200. Th. verehren: Vnd jnen das verordnete
Holtz / Korn vnd Schwein / nichts weniger auff dasel-
be Jahr / nach seinem tůdlichen abgange / folgen lassen.
Das zu Vrkunth / haben wir diese Bestallung /
mit vnserm der Stadt grůsserm Insigell bekráf-
tigt: Geschehen den 11. May Zur Rausche in der Gůr-
litschen Heide / des 1600. Jahres.

Die am 13. M3rz 1989 erbetene Ablichtung der Urkunde kam fůr das im August 1989 erschienene
Buch von Frau Dr. Axmacher zu sp3t. Erst am 23. M3rz d.J. erhielt ich durch die freundliche
Vermittlung der Leiterin der Oberlausitzischen Bibliothek der Wissenschaften in G3rlitz eine
Mikrofilmaufnahme des Textes mit Vergr3sserung, wofůr Frau Annerose Klammt und dem G3rlitzer
Ratsarchiv herzlich gedankt sei.

G3ttingen, den 29. M3rz 1990

Johannes Grűnewald

»Forschungen zur evangelischen Gebetsliteratur«: »Die von Musculus begonnene Entwicklung, die Einführung der mittelalterlich-erbaulichen Literatur in die evangelischen Gebetbücher, ist jedenfalls von Moller am wirksamsten und nachhaltigsten gefördert« (S. 135).

Auch W. Koepp weist in seinem Arndt-Buch Moller einen Platz innerhalb der »Mystik im Luthertum« an, indem er ihn neben Philipp Nicolai und Philipp Kegel zu den »sehr bedeutsame(n)Vorläufer(n) Johann Arndts« rechnet. »Seine besonders unter dem schlesischen Adel weit verbreiteten Schriften und die kleine schlesische Schule, die in seinen Fußstapfen ging, haben sicherlich in seiner Heimat Arndt den Weg bereitet« (S. 14).

Unter den neueren Kirchenhistorikern zeigt Winfried Zeller großes Interesse an Moller. Auch er sieht ihn in der Reihe der Theologen, die seit dem ausgehenden 16. Jahrhundert Luthertum und Mystik zu einer Synthese zu bringen versuchen. Während jedoch Althaus und Koepp diese Bestrebungen als einen Abfall von der gesunden evangelischen Lehre und Frömmigkeit, insbesondere als Auflösung der lutherischen Rechtfertigungslehre beurteilen, versteht Zeller sie durchaus positiv: »Die Wiederentdeckung der Mystik führt im Luthertum zur Überwindung jener Frömmigkeitskrise, die sich in der dritten nachreformatorischen Generation bemerkbar macht und die zugleich Teil einer allgemeinen geistigen Krise ist«¹.

Mollers Nähe zu mystischen Bestrebungen innerhalb des Protestantismus scheint durch einige Zeugnisse seiner Wirkung im 17. Jahrhundert bestätigt zu werden. Auf ihn berufen sich zum Beispiel Vertreter theosophischer oder spiritualistischer Anschauungen. Gottfried Arnold zählt ihn in seiner »Kirchen- und Ketzer-Historie« zu den wenigen nachreformatorischen Theologen, die auf die Praxis eines frommen Lebens drängten und die Disputiersucht beklagten. Und der Jurist Christoph Besold, lange Zeit dem Freundeskreis um Johann Valentin Andreä zugehörig, nimmt Moller gar als einen Kronzeugen für seine 1630 erfolgte Konversion zum Katholizismus in Anspruch, wenn er schreibt: »Ebenso hat auch sonst unter den Lutheranern keiner jemals etwas geschrieben, was devot oder geistreich erschienen, der es nicht allein von den Katholischen genommen. Wie denn J. Gerhard's Meditationes, auch was Martin Moller und andere haben ausgehen lassen, was einen mehreren Glanz der Gottesfurcht hat, aus den Katholischen gezogen ist«².

Diese Berufungen auf Moller durch Personen oder Kreise, die am Rande

1 W. ZELLER, Luthertum und Mystik. Von Johann Tauler bis Matthias Claudius, in: Herausforderung: religiöse Erfahrung. Vom Verhältnis evangelischer Frömmigkeit zu Meditation und Mystik, hg. v. H. RELLER und M. SEITZ, Göttingen 1980, S. 97–125, Zit. S. 109.

2 Zit. bei A. RITSCHL, Geschichte des Pietismus in der lutherischen Kirche des 17. und 18. Jahrhunderts, Bd. 2, Bonn 1884, S. 57.

oder sogar außerhalb der evangelischen Kirche standen, werden jedoch relativiert durch Zeugnisse von einer ganz anderen Seite. Mehrere dem Calvinismus nahestehende Männer insbesondere aus Mollers näherer Umgebung wie sein Lehrer Laurentius Ludovicus, der Sprottauer Melchior Lauban, später Rektor der berühmten Goldberger Schule, der Dichter Nathan Chyträus, der 1592 zum Calvinismus übertrat, und der Mitverfasser des Heidelberger Katechismus, Abraham Scultetus, äußern sich in Briefen oder in Gedichten lobend über Mollers Schriften, und auch Gregorius Richter, sein Görlitzer Amtsnachfolger, unter dem Jakob Böhme schwer zu leiden hat, beteiligt sich 1612 mit einem Widmungsgedicht »ad Lectorem« an einer Neuauflage von Mollers »Manuale de praeparatione ad mortem«. Mag die Wertschätzung durch diese aller mystischen Neigungen unverdächtigen Zeitgenossen auch in erster Linie auf persönliche Bekanntheit zurückgehen, so verweist sie doch auf die Möglichkeit, Mollers Wirken sehr verschiedenartig zu deuten und sogar entgegengesetzten Richtungen zuzuordnen.

Zwischen diesen Extremen gibt es zahlreiche Belege für Mollers hohes Ansehen bei Personen, die eine intensive, lebensnahe Frömmigkeit praktizieren und verbreiten wollen. Ich nenne hier nur die Namen J. Arndt, J. V. Andreae, V. Herberger, J. Heermann, P. Gerhardt, A. Gryphius und H. Schütz, die Texte von ihm in eigene Werke übernehmen, als Vorlagen für ihre Dichtungen verwenden oder vertonen.

Nicht weniger wichtig als die Zeugnisse von Mollers Einfluß auf die Erbauungsliteratur, auf geistliche Dichtung und Musik im 17. Jahrhundert sind jedoch die Hinweise vor allem in Leichenpredigten auf die Lektüre seiner Schriften in häuslichen Andachtsübungen. Hier wird naturgemäß sein Sterbebüchlein »Manuale de praeparatione ad mortem« besonders häufig genannt. Hohe Auflagenziffern beweisen auch die Beliebtheit seiner Evangelienpostille »Praxis Evangeliorum« und der Passionsbetrachtungen »Soliloquia de passione«.

Was besagen nun alle diese wirkungsgeschichtlichen Zeugnisse im Hinblick auf Mollers Bedeutung für eine protestantische Mystik? Faßt man das all diesen Äußerungen Gemeinsame ins Auge und berücksichtigt zudem die Bestrebungen derer, die sich auf Moller beziehen, so zeigt sich, daß er als Vertreter einer den theologischen Streit vermeidenden und auf die Erbauung des inneren Menschen gerichteten Frömmigkeit geschätzt wurde. Der gebürtige Wittenberger, der jedoch die entscheidenden Bildungseindrücke auf dem philippistischen Gymnasium in Görlitz empfangen und die längste Zeit seines Lebens in Schlesien gewirkt hat, erhält damit einen hervorragenden Platz innerhalb der *schlesischen Irenik*, die sich aus ganz unterschiedli-

chen Quellen speist³. Obwohl Moller theologisch keineswegs dem Indifferentismus oder dem Synkretismus zuneigt, sondern als Melanchthonianer die »reine Lehre« sogar stark betont, kommt er in seinen Schriften dieser irenischen Einstellung weit entgegen.

Als Ergebnis des wirkungsgeschichtlichen Überblicks ist festzuhalten, daß die Frage nach der Mystik bei Moller sich wandelt in die nach der besonderen Art seiner Frömmigkeit, die durch mystische Tendenzen allenfalls angeregt, nicht aber allein bestimmt ist.

Diese Verschiebung und Verallgemeinerung der Fragestellung ist in der Zwiespältigkeit dessen begründet, was man unter dem Namen der Mystik zusammengefaßt hat und nachträglich doch immer wieder unterscheiden mußte. Ein deutliches Bewußtsein von der Verschiedenheit innerhalb der Mystik, wenn auch ohne begriffliche Differenzierung, beweist schon Luthers gegensätzliche Einstellung zur Erfahrungs-»Frömmigkeit« Taulers und der »Theologia Deutsch« und zur Christus-»Frömmigkeit« eines Bernhard von Clairvaux einerseits, zur neuplatonisch-spekulativen »Mystik« des Dionysius Areopagita andererseits. Eine begriffliche Klärung der Differenz innerhalb des Phänomens der Mystik vollzieht erst der Pietismus. Deutlich unterscheidet zum Beispiel Gerhard Tersteegen nun zwischen einem weiteren und einem engeren Gebrauch des Begriffs »Mystik«: »Im weiteren Sinne versteht er darunter »die practische Theologie oder die Ausübung der Gottseligkeit, insofern sie Gnade und Hertzens-Veränderung zum Grunde hat; demnach nicht eine bloß natürliche Moral«. Im engeren und eigentlichen Verstand bedeutet Mystik für Tersteegen jedoch »denjenigen Grad der Erfahrungs-Erkänntniß Gottes, welchen Paulus und alle Mystici nach ihm genant haben die Erleuchtung, welche der Apostel den Glaubigen noch erbittet, (weit unterschieden von der anfänglichen Erleuchtung)«⁴.

»Practische Theologie oder die Ausübung der Gottseligkeit«, wie Tersteegen den weiten Begriff von Mystik umschreibt, ist nun gerade wegen ihrer Zusammenstellung von »Theologie« und »Ausübung« eine Charakterisierung, die auf Mollers Werk sehr genau zutrifft. Als die Besonderheit seiner im übrigen melanchthonisch geprägten Theologie erweist sich, daß sie nicht nur zur »Verwandlung der Lehre ins Leben« auffordert oder anleitet – das tun viele vor und nach Arndt, von dem diese Formulierung besonders häufig gebraucht wird –, sondern durch ihre sprachliche Gestal-

3 Vgl. dazu M. FLEISCHER, Die schlesische Irenik, in: JSKG 55, 1976, S. 87–107.

4 W. ZELLER, Luthertum und Mystik (wie Anm. 1), S. 119.

tung selbst diese Verwandlung leistet. Theologie als Lehre und als Übung der »Gottseligkeit« treten bei ihm grundsätzlich nicht auseinander und müssen daher nicht erst nachträglich miteinander verbunden werden. Die sprachliche Verwirklichungsform dieser Theologie als Ausübung von Frömmigkeit ist das Gebet, das darum geradezu die Grundform der gesamten erbaulichen Schriftstellerei Mollers bildet. Mit einer glücklichen Wortprägung B.Hamms möchte ich sie als »Frömmigkeitstheologie« bezeichnen⁵.

III. Leben und Schriften Martin Mollers (Überblick)

Leben:

- 1547 geb. in Leisnitz (heute Kropstädt) bei Wittenberg als Sohn eines Bauern
- 1558–1566 Küsterschule, später Lateinschule in Wittenberg; Hauslehrer bei einem Wittenberger Diakon
- 1566–1568 Akademisches Gymnasium in Görlitz; Lektionen bei Petrus Vincentius und Laurentius Ludovicus; daneben Hauslehrer
- 1568–1572 Kantor (= Lehrer) in Löwenberg
- 1572 Ordination in Wittenberg für die Pfarrstelle in Kesselsdorf bei Löwenberg
- 1573–1575 Pfarrer in Löwenberg
- 1575–1600 Pfarrer in Sprottau
- 1600–1606 Pastor primarius in Görlitz; Tod am 2. März 1606

Samuel Großer (Rektor des Görlitzer Gymnasiums 1695–1736) gibt einen Überblick über Mollers Bildungs- und Berufsweg und schreibt dann: »Er verwaltete sein Amt mit unermüdeter Sorgfalt, und gab frommen Hertenzen viel erbauliche Schrifften, Gebete und Lieder zu lesen, worunter sonderlich sein Manuale Morientium, und seine Passions-Andachten in viel Sprachen übersetzt worden seyn. Als er aber seine Praxin Evangeliorum in Druck gab, gerieth er mit D. Salomone Gesnero, Professore Theologiae zu Wittenberg, in einen hefftigen Streit. Wie es damit zugegangen, setzt gedachter D. Gesnerus in seiner Wiederlegung der Apologiae Mollerianae p. 8. 9 seqq. Allein wie bey den meisten Streit-Schrifften eine Parthey der andern oftmahls eine Meynung mit Gewalt auffdringen will, wider welche

5 Vgl. B. HAMM, Frömmigkeitstheologie am Anfang des 16. Jahrhunderts. Studien zu Johannes von Paltz und seinem Umkreis, Tübingen 1982.

sie doch vor Gott und seiner Kirche solenniter protestiret, ja, wie man die einmahl in Verdacht gezogenen Worte insgemein mit aller Macht in einen ganz andern Verstand dreht, als in dem sie der Conciipient genommen hat: also mochte auch wohl bey dieser Streit-Sache dem sel. Manne zu hart begegnet worden seyn. Und da dieser Mollerus in dem Beschluß seiner Apologie ausdrücklich diese Worte braucht: Das erbiere ich mich, wie billich, so eine Sylbe oder ein Wort in meinen Schrifften erfunden wird, das mit Gottes Wort und den reinen Kirchen-Lehrern nicht überein stimmt, daß ich will bereit seyn, solches zu erkennen und richtig zu machen, hätte man ihn, als einen Mann, der sich zum disputiren nicht beruffen zu seyn achtete, bey seiner erbaulichen Schrift-mäßigen Einfalt bleiben lassen, und mit einer so weitläufftigen und den Verstand der gemeinen Leute, vor die seine Schrifften eigentlich gewidmet waren, übersteigenden Streit-Schrift wohl verschonen mögen; zumahl da ihn Gott kurtz darauff in einen solchen Creutz-Stand setzete, der gewiß Mitleidens-würdig war. Denn er kam An. 1605. im 58. Jahr seines Alters um sein Gesichte, also, daß er sich die Texte, darüber er zu predigen gesonnen war, vorlesen lassen, und so dann darüber meditiren muste. Nichts desto weniger aber wartete er sein Amt, ohngeachtet ihm nicht allein die Augen ihren Dienst versageten, sondern auch die Stein-Schmerzen hefftige Passiones machten, unausgesetzt treufleißig fort, biß er A. 1606 den 2. Martii im 59. Jahre seines Alters von der Welt abschied nahm, und sein Grab auff dem Nicolai Kirch-Hoffe, nahe bey dem Gehlerischen Erb-Begräbniß, mit einer Linde zu besetzen begehrete: so biß diese Stunde noch zu sehen ist«⁶.

Schriften:

1. Die Episteln des heiligen Merters Ignatii / des Ertzbischoffs zu Antiochia in Syrien, Görlitz 1578
2. Dialogi Theodoret. Drey schöne Gespräch / von vereinigung vnd vnterscheid beyder Natur in der einigen Person Jhesu Christi... Sampt den vornemsten Episteln / des hochberühmten Bapsts zu Rom Leonis Magni. Wider den Ketzler Eutychen, Görlitz 1582
3. Meditationes sanctorum Patrum (Teil I). Schöne / andächtige Gebete / tröstliche Sprüche / Gottselige gedanken / trewe Bußvermahnungen / hertzliche Dancksagungen / vnd allerley nützliche Vbungen des Glaubens. Aus den heyligen Altvätern: Augustino, Bernhardo, Taulero vnd andern / fleissig vnd ordentlich zusaemen getragen vnd verdeutschet, Görlitz 1584
(Teil II:) ... Aus den heyligen Altvätern: Cypriano, Hieronymo, Augustino, Bernhardo, Anshelmo, vnd andern ..., Görlitz 1591

6 Lausitzische Merckwürdigkeiten, III. Teil, Von Kirchensachen, Leipzig und Budißin 1714, S. 57.

4. Soliloquia de passione Jesu Christi. Wie ein jeder Christen Mensch das allerheyligste Leyden vnd Sterben vnsers Herrn Jesu Christi / in seinem Hertzen betrachten / Allerley schöne Lehren / vnd heylsamen Trost darauß schöpfen / vnd zu einem Christlichen Leben / vnd seligen Sterben / nützlich gebrauchen sol. Aus heiliger Göttlicher Schrifft / vnd den altern Vätern / mit fleiß zusaemen getragen, Görlitz 1587
5. Scheda regia. Regenten Büchlein / des hochlöblichen Röm. Kayzers Ivstiniani primi. In 72 Aphorismos oder Regeln gefasset / welche jm gestellt hat Agapetus, Ein Diacon der heyligen vnd grossen Gemeine Gottes zu Constantinopel / vmb das Jahr Christi D.XXX. Jetzund auß dem Griechischen verdeutschet ..., Görlitz 1590
6. Natalitia Jesu Christi. Die vornemsten Weyhenacht Lehren vnd Trost / in kurtze Fragen vnd Antwort gefasset / sampt angehefften nützlichen Gebetlin, Görlitz 1590
7. Manuale de praeparatione ad mortem. Heylsame vnd sehr nützliche Betrachtung, wie ein Mensch christlich leben vnd seliglich sterben sol, Görlitz 1593
8. Mysterium magnum. Fleissige vnd andächtige Betrachtung des grossen Geheimniß der Himlischen Geistlichen Hochzeit vnd Verbündniß vnsers Herrn Jesu Christi / mit der Christgleubigen Gemeine seiner Braut, vnd wie man dasselbe nützlich vnd mit frewden bedencken / vnd tröstlich gebrauchen sol, Görlitz 1595
9. Praxis Evangeliorum. Einfeltige erklerung vnd nützliche betrachtung der Evangelien / so auff alle Sontage vnd vornemesten Fest jährlich zu predigen verordnet sind. Für alle frome Hertzen / die sich in jetzigen letzten Zeiten vom sündlichen Welt Laufft absondern / vnd auff die Erscheinung vnsers Herrn Jesu mit Frewden warten (vier Teile), Görlitz 1601
10. Kurtze Apologia vnd Verantwortung etlicher wenig Lehr vnd Troststücke / so von Doctore Gesnero, Professore zu Wittenberg / in dem new außgangen Buche / Praxis Evangeliorum genandt / angefeindet vnd verdächtig gehalten werden, Görlitz 1602
11. Thesaurus Precationum. Andächtige Gebet / vnd tröstliche Seufftzen / aus den ordentlichen Sontages vnd Fest Evangelien ..., Görlitz 1603

IV. Mystik-Rezeption in Mollers »Meditationes sanctorum Patrum«

Eine der wesentlichsten Leistungen Mollers – unter frömmigkeitsgeschichtlichem Aspekt gewiß die wesentlichste – besteht darin, daß er, gewissermaßen im Schutz der protestantischen Rückbesinnung auf das kirchliche Altertum, auf die alten »reinen« Väter, der evangelischen Kirche viele für altkirchlich gehaltene mystische Texte des Mittelalters durch Übersetzung ins Deutsche erschlossen und damit über den theologischen Bruch der Reformation hinweg die Kontinuität mit einem bedeutsamen Bereich christlicher Spiritualität gewahrt hat. Das wichtigste Zeugnis für diese – nicht nur sprachliche, sondern zugleich geistig-religiöse – Übertragung und Rezeption mystischer Texte liegt in den beiden Bänden der Gebetssammlung »Meditationes sanctorum Patrum« (MsP) vor, auf die ich mich darum im folgenden beschränke.

1. Mollers Quellen

Die Texte, aus denen Moller seine Gebete gewinnt, stammen zum größten Teil aus dem Bereich der mittelalterlichen Mystik. Für die Gebete aus »Bernhardus« oder »Taulerus« gilt das ohnehin, auch wenn Moller überwiegend unechte Schriften von ihnen verwendet; ebenso gilt es für zwei Gebete aus Pseudo-Anselms »Meditationes«. Vor allem aber trifft es zu für die drei unter Augustins Namen überlieferten und gerade im 16. und 17. Jahrhundert sehr beliebten drei Bücher »Meditationes«, »Manuale« und »Soliloquia«, die Moller am meisten ausgeschöpft hat.

Es handelt sich dabei um Kompilationen des 13. bis 15. Jahrhunderts aus den verschiedensten Schriften. Augustin ist häufig ausgeschrieben – besonders in den »Soliloquia«, die vielfach aus den »Confessiones« schöpfen und darum am reinsten augustinisch klingen –, aber auch Anselm, Johannes von Fécamp († 1178), Alcuin († 804), Hugo von St. Viktor († 1141) und Bernhard; schließlich finden sich auch Zitate aus Cyprian, Gregor und Isidor. Der Inhalt dieser Kompilationen ist, ihren unterschiedlichen Quellen entsprechend, wenig einheitlich. Sie enthalten philosophisch-theologische Betrachtungen über das Wesen Gottes und der Trinität ebenso wie breite Ausmalungen der Freuden des ewigen Lebens, schlichtes Nachdenken über das Heilswerk Christi ebenso wie den hymnischen Preis der Liebe Gottes. Einmal jammert der Mensch über das tiefe Elend seiner Sündhaftigkeit, dann wieder bekennt er freudig seine Nähe zu Gott. Oft wird die Ohnmacht des menschlichen Willens beklagt, aber es wird auch der gute Wille als Voraussetzung für Gottes Kommen ins Herz des Menschen genannt. Das Verbindende zwischen diesen Texten ist das mystische Grundthema von der Seele in der Gefangenschaft der Sünde und von ihrer Heimatlosigkeit in dieser Welt, aus der sie sich zurücksehnt in ihre ursprüngliche Geborgenheit und Freiheit bei Gott. Abkehr von der Welt, Betrachtungen des Leidens Christi sind die Voraussetzungen dafür, daß der Mensch wieder zu Gott gelangt und immer höher aufsteigt bis zur wahren Ruhe des Herzens und zum völligen Genuß Gottes. Dem Dualismus zwischen Welt und Gott entspricht der Mensch durch Askese einerseits, ekstatische Gottesliebe andererseits. Die Liebe nun ist das Hauptthema dieser Schriften. In ihr ist alles vereinigt, was sonst getrennt ist: Gott und der Mensch, Christus und der Sünder, das Ewige und das Zeitliche. Der Mensch, der sich in die göttliche Liebe versenkt und Gott erkennt, wie er ist, nämlich als Liebe, kann nicht anders, als wiederum in Liebe zu ihm zu entbrennen. Das 10. Kapitel des »Manuale« ist repräsentativ für dieses Ineinander von Liebe und Gegenliebe:

- 1 *Amo te, Deus meus, amo, et magis atque
magis amare te volo. Da mihi, Domine*
 3 *Jesu speciose prae filiis hominum, ut
desiderem te, ut amem te, quantum volo,*
 5 *quantum debeo. Immensus es, et sine
mensura debes amari, praesertim a nobis*
 7 *quos sic amasti, sic salvasti, pro qui-
bus tanta ac talia fecisti. O amor qui*
 9 *semper ardes et nunquam exstingueris!*
dulcis Christe, bone Jesu, charitas
 11 *Deus meus, accende me totum igne tuo,
amore tuo, dulcedine tua, dilectione*
 13 *tua, desiderio tuo, charitate tua, ju-
cunditate et exultatione tua, pietate*
 15 *et suavitate tua, voluptate et concu-
piscencia tua, quae sancta est et bona,*
 17 *quae casta est et munda: ut totus dulce-
dine amoris tui plenus, totus flamma*
 19 *tuae charitatis vaporatus, diligam te*
Dominum meum dulcissimum et pulcherrimum
 21 *ex toto corde meo, ex tota anima mea, ex
totis viribus meis et ex omni intentione*
 23 *mea, cum multa cordis contritione et
lacrymarum fonte, cum multa reverentia*
 25 *et tremore, habens te in corde, et in
ore, et prae oculis meis semper, et*
 27 *ubique; ita ut nullus in me adulterinis
amoribus pateat locus*⁷.

Der Glanz dieser Liebe öffnet die blinden Augen, er erleuchtet das Herz, das zuvor in Finsternis war; die Liebe entflammt und erwärmt es und macht es Gott gleich, ja sie hebt – zumindest nach einigen Texten – zuletzt den Unterschied zwischen Schöpfer und Kreatur auf. Jesus verwundet die gläubige Seele mit dem Pfeil seiner Liebe, die ihn selbst (am Kreuz) verwundet hat, und weckt in ihr das Verlangen, ihren Bräutigam zu schauen, zu umfassen, für immer bei ihm zu sein. Im irdischen Leben bleibt nur der Leib und erduldet willig alle Leiden, während das Herz in unendlicher Freude schon im Himmel ist, wo sein Schatz lebt, und sich mit ihm vereinigt. Schon diese kurze Zusammenfassung läßt erkennen, daß hier Gedanken und Sprache der christlichen Liebesmystik verwendet sind, die in Bernhard von Clairvaux ihren bekanntesten Vertreter gefunden hat. Aber auch die mehr philosophisch ausgerichtete augustinische Erkenntnismystik mit ihrer reichen Licht-Finsternis-Metaphorik findet sich allenthalben in diesen Texten und geht durch ihren gleichfalls hymnischen Ton oft eine

7 J. P. MIGNE, *Patrologiae Cursus completus, Series Latina*, Bd. 40, Paris 1877, Sp. 956. – Mollers Übertragung dieses Gebets siehe unten S. 17f.

enge Verbindung ein mit der personalen Jesus-Mystik. Gar nicht vertreten ist hingegen die spekulativ geprägte deutsche Mystik in Mollers Textauswahl.

Insgesamt lassen Mollers Vorlagen eine deutliche Vorliebe für die augustinische Mystik erkennen, der er umso unbefangener nachgehen konnte, als er mit seiner Zeit den größten Teil seiner Quellen für altkirchlich halten konnte. Aber auch Bernhard und Tauler waren als Zeugen evangelischer Gesinnung auf lutherischer Seite mit nur geringen Einschränkungen anerkannt. Mit seiner Quellenauswahl konnte Moller also ohne weiteres auf breite Zustimmung rechnen.

Wie aber geht er mit seinen Quellen um? Nach dem Überblick über die Texte gilt es nun, Mollers Übersetzungen unter theologischem Aspekt zu betrachten.

2. Mollers Umgang mit seinen Quellen

Um einen Eindruck von Mollers Gebeten zu gewinnen, ist es nötig, wenigstens eines von ihnen im Zusammenhang zu betrachten. Hierfür bietet sich die Übersetzung des bereits lateinisch wiedergegebenen »Manuale«, cap. 10, an. Aus dem Vergleich mit der Vorlage ergeben sich Hinweise auf die theologische Einstellung und die fromme Haltung, die Moller mit seiner Gebetssammlung befördern will. Ein einheitliches Bild von Mollers »Frömmigkeitstheologie« wird man wegen der Verschiedenartigkeit der Vorlagen daraus nicht gewinnen, wohl aber läßt sich aus Mollers Textbehandlung – insbesondere dadurch, daß er methodisch immer wieder in derselben Weise vom lateinischen Text abweicht – sein Verhältnis zur weithin mystisch geprägten Frömmigkeit dieser mittelalterlichen Texte erkennen. Für die Frage nach der protestantischen Mystik-Rezeption, die sich zwischen 1550 und 1600 vollzieht, gibt es wohl außer Arndts »Wahrem Christentum« und »Paradiesgärtlein« kaum einen wichtigeren Text als Mollers »Meditationes sanctorum Patrum«.

a) Jesusliebe

Die Übersetzung des genannten Kapitels aus dem »Manuale« findet sich in Teil II, Kap. IV,3 unter der Überschrift: »Ein ander hertzlich Gebet / vmb wahre Bestendigkeit in der Liebe Jesu Christi.«

- 1 *HErr JEsu ChrIste / mein Heiland / Ich
habe dich ja von Hertzen lieb. Mein*
- 3 *Gott / Du weissest / daß ich dich lieb
habe / vnnd bitte teglich/ daß meine*
- 5 *Liebe gegen dir noch brünstiger werden
möchte. Mein HERR / verleibe mir / daß ich*

7 allezeit feste bey dir halte / vnd dich
 lieben möge / wie ich gerne wolte / vnnnd
 9 wie ich schuldig bin. O du Allerschö-
 nester vnter den Menschenkindern / du
 11 bist ja der HErr von vnmessiger Liebe
 vnnnd Trewe/ darumb solte man dich auch
 13 gantz vollkommen lieben / sonderlich wir
 elenden Menschen / Welch du so hoch ge-
 15 liebet / vnnnd vns solche grosse Hülffe
 gethan hast / daß du dich selbst für vns
 17 gegeben / vnnnd dein Leben für vns gelas-
 sen hast. O süsser Jesu / O freundlicher
 19 Jesu / wie gros ist deine Trewe/ wie
 brennet dein Hertz gegen vns / vnnnd hö-
 21 rest nicht auff vns zu lieben. Mein
 Gott / meine Liebe / entzünde mein Hertz
 23 gantz vnd gar mit dem Feuer deines hei-
 ligen Geistes / vnnnd laß mich schmecken
 25 deine Liebe / deine Süßigkeit / deine
 Gunst / deine Freude / deine trew / deine
 27 Liebligkeit / deine wonne / deine freund-
 lichkeit / deine Leutseligkeit / deine
 29 Wollust vnd deine Brunst / welches alles
 ist heilig vnd gut / keusch vnd rein.
 31 Hilff daß ich mit der Flamme deiner
 Liebe durchdrungen / vnnnd mit der Süßig-
 33 keit deiner Trewe gantz erfüllet / dich
 HErr Jesu / meinen allerliebsten vnnnd
 35 allerschönsten HERRN lieben möge / von
 gantzer Seele / von gantzem Gemütbe / vnnnd
 37 allen meinen Krefften. Verleihe mir
 auch / daß ich meine Schwachheit erkenne /
 39 vnd dieselbige in rechter Rewe teglich
 beweine / auff daß ich dir diene mit
 41 Furcht vnd hertlicher Demut. Gib daß
 ich dich allzeit vnd allenthalben in
 43 meinem Hertzen / in meinem Munde / vnnnd
 für meinen Augen habe / damit keine fal-
 45 sche jrrdische Liebe in mir weder Statt
 noch Raum finde / Amen.

Das Thema der »brennenden«, brünstigen Liebe zu Jesus ist Moller vorge-
 geben, und er hat, wie dieses und zahlreiche andere Gebete ausweisen,
 keinerlei Vorbehalt gegen den überschwenglichen Ausdruck dieser Liebe,
 auch dann nicht, wenn sie sich der Terminologie des Hohenliedes bedient
 (Z. 9f.). Die Liebe wird verstanden als ein Feuer, das von Jesus ausgeht und
 das Herz des Menschen entzündet, durchglüht (vaporare), so daß seine
 Liebe wie die Jesu rein, vollkommen und ausschließlich ist (Z. 29f., 12f.,

44 ff.). Der Gedanke der »unio« in der Liebe ist in dieser metaphorischen Rede implizit mitgedacht, er wird aber nicht ausgesprochen und führt nicht zur Aufhebung der Differenz zwischen Jesus, dem Herrn und Gott, und dem reuebedürftigen und erlösten Menschen. Moller verstärkt dieses Abstandsbewußtsein in seiner Übersetzung an mehreren Stellen. »A nobis« verdient Jesus geliebt zu werden, sagt der lateinische Text (Z. 6). Wir, verdeutlicht Moller, das sind »wir *elenden* Menschen« (Z. 14). Die Reue ist bei Moller nicht ein unmittelbarer Ausfluß der inneren Bewegung des liebenden Herzens wie die *contritio* im »Manuale« (Z. 23 f.), sondern sie entspringt der Erkenntnis der *Schwachheit* (Z. 38), und sie besteht nicht nur in einer der Liebe zu Gott entsprechenden *Gemütsbewegung* von *reverentia* und *tremor* (Z. 24 f.), sondern führt zum *Dienst* »mit Furcht und hertlicher Demut« (Z. 40 f.).

Auch die Liebesauffassung selbst präzisiert und korrigiert Moller an einigen Stellen. Daß er das vertraulichere »lieb haben« für »amare« an den Anfang seines Textes setzt, hängt mit der biblischen Fundierung dieses Liebesbekenntnisses zusammen, die Moller in Z. 3 f. vornimmt. »Du weisest / daß ich dich lieb habe«, erklärt Petrus in Joh. 21, 15 ff. auf Jesu dreimaliges Fragen. Vielleicht ist auch die Bitte, »daß ich allezeit feste bey dir halte« (Z. 6 f.), die dem »ut desiderem te« (Z. 3 f.) gar nicht entspricht, von der Erinnerung an die Gestalt des Petrus bestimmt, der in der Passion eben nicht bei Jesus hielt, dann aber seine Liebe bekannte. Um die *Beständigkeit* der Liebe zu Jesus geht es Moller, wie schon die Überschrift sagt, und damit erhält seine Liebesauffassung ein ethisches Moment, das im eher naturhaften Verständnis der Liebe als Feuer nicht enthalten ist.

Auch auf der Seite Jesu ist nach Moller die Liebe ethisch bestimmt, denn sie wird mehrfach ohne Entsprechung im lateinischen Text mit der *Treue* zusammen genannt und durch sie interpretiert. »Immensus es«, ein Wesensprädikat (Z. 5), bezieht Moller sofort auf Jesu »unmessige(r) Liebe vnnnd Treue« (Z. 11 f.), die er in Erweiterung der Vorlage eng mit der Passion verbindet (Z. 16 f.). Noch an zwei weiteren Stellen des Gebets verbindet Moller Liebe und Treue miteinander (Z. 19–21, 31–33) und verdeutlicht damit, daß sie ihm Komplementärbegriffe sind. Unzählige Male fügt er auch sonst in den Gebeten den Begriff der Treue ein, wo die Vorlage nur von der Liebe spricht.

Schließlich sei noch eine letzte nicht unwichtige Differenz zum lateinischen Text erwähnt. Moller denkt die Liebe zwischen Jesus und dem Menschen durch den *Heiligen Geist* vermittelt. *Sein* Feuer ist es, das in einem neuen Pfingstereignis das Herz des Menschen entzündet (Z. 22 ff.), und alle Wirkungen Jesu, die er nun empfindet – Moller gebraucht sogar den starken Ausdruck »schmecken« – sind Gaben des Heiligen Geistes.

Damit ist eine theologische Instanz eingeführt, die zwischen Jesus und dem Menschen eine enge Beziehung stiftet, eben darum aber eine menschlich-unmittelbare Beziehung verwehrt. Der Heilige Geist schützt den transzendent-religiösen Charakter dieser Liebe.

b) Die »unio mystica«

Im folgenden möchte ich noch zeigen, wie Moller das mystische Hauptthema der unio cum Deo, das in seinen Vorlagen natürlich eine große Rolle spielt, sprachlich und theologisch übersetzt. In den Texten finden sich verschiedene Auffassungen der unio mystica.

Die erste Möglichkeit der Vereinigung von Gott und Mensch kann man die eigentlich mystische nennen. Der Mensch reißt sich in der Welt von allem Irdischen los, schwingt sich hinauf zu Gott und erfährt ihn in beseligender Herrlichkeit:

Derhalben wende ich mich HERRE / mein Gott / auffwerths / zu den Frewden des Friedes / vnd zu dem lieblichen vnd rechtschaffenen Wesen des Liechtes. Halte du mein Hertze in deiner Hand / Denn ohne dir / hat es keine begier / nach dem was droben ist. Dahin eyle ich / da der rechte Friede herrschet / vnd die ewige Ruhe leuchtet. Halte vnd regiere meinen Geist / vnd nim jhn auff nach deinem willen / das er durch deine Hülffe auffahre in das köstliche Landt / da du dein Volck weydest in ewigkeit / auff der grünen Weyde der Wahrheit / das ich daselbst mit ernsten vnd hohen Gedancken dich antreffe / Der du bist die ewige Weißheit / die da ist vnd bleibet vber alle Ding / vnd vbertrifft alle ding / vnd regieret alle ding. (MsPI, Kap. V,4)

Ewiger Gott / lieber Vater / Gib das meine Seele deiner allezeit gedencke / vnd mit deiner seligen Süßigkeit eingenomen werde / Reisse sie dahin / daß sie das unsichtbare liebe / Erhebe sie von den Sichtbaren zum Vnsichtbaren / vom Irrdischen zum Himlischen / vom Zeitlichen zum Ewigen / das sie schmecke deine wunderliche Herrlichkeit. (MsPI, Kap. V,1)

Wer so die Welt in sich zum Schweigen bringt, überwindet die Gebundenheit an den Leib. Die Erhebung ist aber, wie aller mystische Aufschwung, nicht von Dauer: *Ich bin aber noch jimmer betrübet / Denn ich falle bald zurücke / vnd fühle meine Schwachheit / Ich sincke dahin / vnd mein Hertze gereth in trawren. (MsPI, Kap. V,1)*

Moller übersetzt die ohnehin nicht sehr zahlreichen Beschreibungen des mystischen raptus meist mit gewissen abschwächenden Tendenzen, die mehr den Weg als das Ziel betreffen. Diesen Weg, der schon in den Vorlagen nicht methodisch beschrieben, sondern nur als »rapi« und »transire« durch die Welt bezeichnet wird, versucht Moller noch weiter an das »normale« religiöse Erleben anzubinden. Der Aufschwung der Seele wird bei ihm zur »Andacht«, der Mensch findet die ersehnte Ruhe im *Gebet*.

Auch der transitus durch die Welt vollzieht sich bei Moller mit einigen

Hindernissen, die nicht nur negativ gewertet werden wie unter dem Aspekt der mystischen Vereinigung. Sehr aufschlußreich ist hierfür die Korrektur Mollers an einer Stelle der Vorlage, die das kontemplative Leben rühmt: *Felices illi quibus tu solus spes es, et omne opus oratio. Beatus qui sedet solitarius et tacet ...*

Moller wendet den Blick zurück auf die Pflichten des Lebens: *Wol denen / die jr vertrauwen setzen auff dich alleine / vnd jr Leben mit Beten zubringen. Wol dem / der mit gutem Gewissen seines Thuns wartet / ist stille ... (MsPI, Kap. V,4)*

Allerdings übernimmt er das Ideal des kontemplativen Lebens doch so weit, daß er dazu mahnt, von den »Weltlichen Sachen«, mit denen man umgehen muß, immer wieder so rasch wie möglich zur »Andacht« zurück-zukehren. Das Handeln in der Welt ist zwar um des Nächsten willen und zur Bewährung des eigenen Glaubens von Gott gefordert, aber es wird doch auch von Moller vorwiegend unter dem Aspekt der Gefährdung der Gottesbeziehung, der Anfechtung des Glaubens und der Verführung zum Bösen gesehen. Klagen darüber, noch in der Welt sein zu müssen, und Bitten um Erlösung aus dem Elend dieses Lebens finden sich in den MsP sehr häufig. Aber die weltflüchtige Tendenz des kontemplativen Lebens wird doch in charakteristischer Weise durch ethische Ermahnungen und religiösen Zuspruch begrenzt. Kennzeichnend dafür sind Rückwendungen vom mystischen Erlebnis und der Klage über seine kurze Dauer zu der Bescheidenheit des Glaubens. Wir sind »ein Liecht worden in dir / vnserm Gott / vnd doch dasselbe noch im Glauben / vnd nicht im schawen«. Folgt Moller darin noch seiner Vorlage, so ist die das Gebet abschließende, mit einem kräftigen »indes aber« eingeleitete Hinwendung zu dieser Welt sein eigener Zusatz:

Indes aber / HERR mein Gott / bitte vnd flehe ich von grundt meines Hertzen / mehre meinen Glauben / mehre meine Hoffnung / mehre meine Liebe. Hilff das ich durch deine Gnade im Glauben bestendig / vnd in Wercken thetig bleibe / Auff das ich durch deine Barmhertzigkeit mit rechtem Glauben vnd wahren Früchten des Glaubens / zum ewigen Leben eingehe / vnd daselbst schawen möge deine Herrligkeit / wie sie ist / vnd preyse deine herrliche Mayestet in Ewigkeit. Amen. (MsPI, Kap. V,1)

Moller vollzieht eine ethisch-religiös motivierte Besinnung auf das irdische Leben, das tätigen *Glauben* verlangt. Aber dabei bleibt es nicht; vielmehr zielt dieses Leben selbst auf das andere, in dem man Gottes Herrlichkeit *schauen* wird.

Aber hier ist doch nicht mehr das vorübergehende Schauen Gottes »in mentis excessu« gemeint, sondern das beständige Bei-Gott-Sein im jenseitigen Leben. Dieses *Präsenzerlebnis in einem futurisch gedachten Eschaton*

beschreiben die meisten der Gebete, die von der Vereinigung des Menschen mit Gott sprechen. Es setzt den leiblichen Tod voraus, der darum nicht mit Schrecken, sondern mit Sehnsucht erwartet wird. Auch hier also ist das Leben in der Welt nur ein »transire« – wenn der Begriff auch häufiger im Zusammenhang mit dem plötzlichen Hindurchstoßen des Mystikers zur Gottesschau gebraucht wird –, ja Leib und Welt sind Kerker, aus denen erst der Tod befreit.

Ach HERR / wie lange wird es meiner Seele allhie zu wohnen? Ach HERR wie lange muß ich hören / das man sagt: Wo ist nu dein Gott? Wie lange sol man zu mir sagen: Warte / warte / Hoffe / hoffe? Ja HERR / mein Gott / Du bist meine Hoffnung / auf den ich warte. Denn wir warten vnsers HERRN vnd Heylandes Jesu Christi / der vnseren nichtigen Leib verkleren wird / vnd ehlich machen seinem verklerten Leibe. Ja / wir warten vnsers HERRN / wenn er kommen/ vnd vns zu seiner Hochzeit einführen wird. (MsPI, Kap. VI,9)

Die Vergewenwärtigungen des künftigen, jenseitigen Heils mit ihren sehr konkreten, anschaulichen Einzelheiten hat Moller ohne jeden Vorbehalt übersetzt, er hat sie sich zu eigen gemacht einschließlich der damit zusammenhängenden Abwertung des irdischen Lebens.

Dennoch: das Leben ist auch durch Christi Tod versöhnt, seiner göttlichen Natur teilhaftig geworden und wird durch Christi Gegenwart gestärkt und erfreut; es steht darum trotz aller Anfechtungen von außen und innen nicht nur unter dem Zeichen des »Jammerthals«, das die eschatologische Sehnsucht ihm aufprägen möchte, sondern auch unter dem Zeichen von »Trost« und »Frewde«. An zahllosen Stellen der MsP fügt Moller die Begriffe Glauben, Trost, Freude in seine Gebete ein, wo die Vorlagen sie nicht haben.

Trost und Freude: das sind die Grundworte, mit denen Moller das Verhältnis des Menschen zu Gott *in der Welt* zum Ausdruck bringt. Sie bilden durchaus ein gewisses Gegengewicht gegen die weltflüchtigen Gedanken an die künftige Herrlichkeit; aber sie bleiben doch der Sehnsucht nach dem Jenseits untergeordnet. Freude gibt es nur *trotz* aller Trübsal, Tost nur *in* der Anfechtung durch Welt und eigene Sünde, die das menschliche Leben bis zum Tod bestimmen. Darum wird die Freude auch erst vollkommen in jenem Leben:

So lasse hergehen / was Gott vber vns verhenget / Die Teuffel mit jhren anfechtungen / mit Hunger vñ Durst / mit Armut vnd Elenndt / mit Müheseligkeit vnd Vnrube / mit Frost / mit Fewer. Laß engsten vnd verfolgen / Laß hönen vnd spotten/ was nicht lassen kan ... So weiß ich doch / HERR Jesu / mein Trost / das ich bey dir Ruhe finden werde an jenem Tage / wenn ich eingehen werde zu deinen Frewden. (MsP II, Kap. VIII,1)

Zusammenfassend läßt sich zum Thema der unio sagen: Von den zwei

Weisen der Vereinigung des Menschen mit Gott, der eigentlich mystischen und der eschatologischen, erhält bei Moller die letztere ein ungleich stärkeres Gewicht. Beide versucht er stärker als seine Vorlagen mit dem »normalen« christlichen Leben zu verklammern, indem er einerseits den mystischen raptus in die »Andacht« einfügt und mit der sittlichen Forderung vermittelt, andererseits der eschatologischen Freude den Glauben, den Trost und die Freude an Gott schon in diesem Leben vorordnet.

V. Versuch einer frömmigkeitsgeschichtlichen Deutung von Mollers Mystik-Rezeption

Trotz der genannten und mancher weiteren Korrekturen an den Vorlagen hat Mollers Gebetbuch vollen Anteil an dem, was seit A. Ritschl als »das Eindringen der mittelalterlichen Mystik in den Protestantismus« oft genug beklagt worden ist. P. Althaus, der Ritschls Beurteilung des unevangelischen Charakters dieser Mystik teilt, beschreibt »das Eindringen eines fremden Elements« seit der Mitte des 16. Jahrhunderts im Bereich der Gebetsliteratur folgendermaßen: »Neben dem Gebete erscheint die Meditation, die Anbetung, die Andacht, die Erinnerung... Eine bisher unbekannte Christumystik breitet sich in den Erbauungsbüchern aus und wird in schwärmerischen Zwiegesprächen mit dem Schönsten unter den Menschenkindern eifrig gepflegt. Die Bilderwelt des Hohenliedes liefert die Elemente dazu. Daneben ist die intuitive Kontemplation mit besonderer Vorliebe auf eschatologische Stoffe gerichtet. Sie ergeht sich in sehnsüchtigen Erwägungen der Herrlichkeit des jenseitigen Lebens, in detaillierter, an der Apokalypse genährter Ausmalung der ewigen Himmelsfreuden... Es ist mit einem Worte die augustinisch-bernhardinische Mystik des Mittelalters, die ihren Einzug in die evangelischen Gebetbücher hält«⁸.

Die Beschreibung des Sachverhalts ist richtig. Ich möchte aber abschließend durch eine Deutung der frömmigkeitsgeschichtlichen Situation der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts eine andere – wie ich meine: gerechtere – Bewertung des Phänomens der Mystik-Rezeption bei Moller versuchen.

Wenn in vielen lutherischen Gebetbüchern, Liedern und Erbauungsschriften seit der zweiten Jahrhunderthälfte der Schwerpunkt des ewigen Lebens sich in die Zukunft verlagert, so zeigt sich darin keine Ungewißheit hinsichtlich des Heils. Vielmehr gilt nach wie vor: Der Christ hat alles »in spe«, was er einst »in re« besitzen wird. Aber das meint jetzt eher: Er hat es *nur* in der Hoffnung. Wie kommt es zu dieser Betonung der Zukünftigkeit des vollen Heilsbesitzes? Den Weg zur Beantwortung dieser Frage weist

8 P. ALTHAUS, Forschungen zur evangelischen Gebetsliteratur, Gütersloh 1927, S. 61.

uns das Leitwort, unter dem die meisten Gebete Mollers in den MsP stehen und das er hundertfach in die mittelalterlichen Texte eingetragen hat: »Trost«. Das ewige Leben und seine Betrachtung ist eine unerschöpfliche Quelle des Trostes, zwar nicht in Konkurrenz zum Trost aus der Sündenvergebung, aber doch in einer gewissen Selbständigkeit ihm gegenüber. Die Vorstellung des ewigen Lebens *veranschaulicht* die Sündenvergebung und alle ihre Folgen wie die Erneuerung des ganzen Menschen und die Wiederherstellung des auf Gott gerichteten Lebens. Daß in solcher Veranschaulichung der höchste Trost gesucht und gefunden wird, verweist auf eine *Problematisierung des Lebensverständnisses*, die neu ist gegenüber der Reformationszeit: Menschliches Leben ist trostbedürftig; ewiges Leben ist der Inhalt des Trostes. Daß das Leben in seiner empirischen Vorfindlichkeit – und nicht nur in seiner Qualifikation durch Sünde oder Gerechtigkeit – sich dem religiösen Nachdenken aufdrängt, ist freilich eine Folge der reformatorischen Theologie selbst, eine Folge nämlich ihrer Rechtfertigungspredigt. Die überwältigende Gewißheit, mit der die Reformatoren von der *Wirklichkeit* der Rechtfertigung des Menschen propter Christum per fidem, von seiner Erneuerung allein durch Gottes gnädiges Handeln sprachen, mußte die Frage nach der *Verwirklichung* dieses Geschehens im menschlichen Leben wecken. Darum wird das empirische Leben *wichtig*. Da jedoch jene Wirklichkeit dieser Verwirklichung immer voraus ist, wird es zugleich *problematisch*. Wo ist denn der neue Mensch, der, durch Gott gerechtfertigt und versöhnt, in Glauben und Leben die unüberwindliche Stärke der Gotteskindschaft erweist? Daß auch der neue Mensch noch der alte Adam blieb, ließ sich umso weniger übersehen, je stärker und radikaler das mit der Gnadenpredigt vermittelte Sündenbewußtsein war.

Die Enttäuschung über die religiös-sittliche Erfolglosigkeit der Rechtfertigungspredigt hätte leicht zu einer Intensivierung der Gesetzespredigt als vermeintlich notwendiger Ergänzung der Gnadenpredigt führen und damit die reformatorische Lehre im Kern zerstören können. Wenn stattdessen jetzt die Vorstellungen der *künftigen* Vollendung des Lebens mit stärkerem Nachdruck versehen wird, so bedeutet das die *Bewahrung der reformatorischen Gnadenlehre unter der Voraussetzung eines empirischen Lebensbegriffs*. Gott allein wird das Werk der Erlösung vollenden, das er angefangen hat. *Jetzt* ist der wiedergeborene Mensch noch verborgen wie das Kind im Mutterleib, lautet der Trost, aber so gewiß wie dieses in der Geburt ans Licht kommt, so gewiß wird der neue Mensch nach dem Tode ans Licht kommen. Allein aus Gnade, nicht durch die eigene sittliche Leistung des Menschen entsteht und wächst das neue Leben. Dabei bleibt es. Gegenüber den Anfechtungen der Erfahrung wird nur die *Verborgenheit als Zukünftigkeit* stärker betont, gleichzeitig durch die breite Ausmalung des Zukünf-

tigen seine Vergegenwärtigung erstrebt. Die Spannung zwischen dem Glauben als dem Festhalten des ganz und gar Unanschaulichen und der Erfahrung wird damit zwar gemildert, aber auf eine Weise, die das reformatorische Anliegen bewahrt, Gott allein als den Anfänger und Vollender des Heils zu predigen.

Der Christ lebt nach reformatorischer Auffassung in einem Widerspruch, der aus seiner Anteilhabe an zwei Wirklichkeiten entsteht: der Wirklichkeit Gottes, in der das Böse schon besiegt, die aber noch nicht offenbar ist, und der Wirklichkeit des Satans, der bis zum Ende den Versuch nicht aufgeben wird, den Menschen ins Verderben zu stürzen, obgleich seine Macht schon gebrochen ist. In diesem Kampf, an dessen tödlichem Ernst der schon entschiedene Ausgang nichts ändert, ist der Christ einerseits Mitstreiter, andererseits aber ohnmächtiger Zuschauer. Der Gedanke des Kampfes, der Luthers gesamtes Geschichtsdnken prägt, wird nun unter den erwähnten veränderten Voraussetzungen in den asketischen Tendenzen der nachreformatorischen Frömmigkeit aufgenommen. Die Absage an die Welt, den Satan und das eigene Fleisch und Blut, wie die Weltmächte in den MsP meist genannt werden, entspringt durchaus nicht einem schwächlichen Bedürfnis nach Ruhe und Konfliktlosigkeit, sondern ist Ausdruck jenes Kampfes. Daß die innere Askese als Kampf des Menschen mit sich selbst, als Enthaltung von der Welt dabei das Hauptinteresse auf sich zieht, erklärt sich wiederum aus dem vertieften Sündenverständnis und aus der Erfahrung, die der evangelische Christ mit seiner vergebenen und doch noch so wirksamen Sünde gemacht hat. Askese und Weltabkehr haben in dieser Frömmigkeit denselben Stellenwert wie die guten Werke in der reformatorischen Predigt: Sie sind Folge, nicht Mittel der Rechtfertigung, und jeder Gedanke an ihre Verdienstlichkeit, die sie im mittelalterlichen Bußwesen besaßen, wird sorgfältig ferngehalten. Aber als Ausdruck und Vollzug der von Gott geschenkten Freiheit von der Sünde sind sie nötig wie die rechten guten Werke. Dieses »pessimistische« Verständnis von Welt und Ich kann durchaus neben der Glaubenszuversicht in einem »individuellen Leben« herrschen, freilich nicht in harmonischem Gleichgewicht. Die Hoffnung auf die jetzt noch zu glaubende, einst aber offenbare Auflösung dieses Widerspruchs wird im Christen die Oberhand behalten, eben weil sie sich nicht auf den Erfolg seines eigenen Kampfes, sondern auf Gottes Verheißung gründet.

Der Zusammenhang von Eschatologie und asketischem Weltverhältnis spielt in der protestantischen Mystikrezeption der nachreformatorischen Zeit eine bedeutende Rolle. Die Wiederaufnahme eschatologischer und asketischer Gedanken des Mittelalters ist aber gerade *kein* Rückfall aus der gewonnenen Freiheit zur Weltbeherrschung in Unfreiheit und ängstliche

Sorge um das eigene Seelenheil, sondern es wird damit die reformatorische Predigt von der Alleinwirksamkeit der göttlichen Gnade unter veränderten, von dieser Predigt selbst wesentlich mitgeschaffenen Voraussetzungen durchgehalten. Daß aus dieser Verbindung zwischen futurischer Eschatologie und Weltabkehr Probleme entstehen, zum Beispiel für die Begründung der Ethik, kann nicht bestritten werden. Sittliches Handeln wird zwar nach wie vor mit dem Doppelgebot der Liebe begründet und als notwendige »Frucht« des Glaubens dargestellt, aber viel Gewicht kann auf dieses Tun und seine Motivierung nicht fallen, wenn das ganze Leben ein Durchgang zum einzigen Ziel der vollendeten Gottesgemeinschaft ist, eine Wanderung durch die Fremde ins Vaterland. Daß es hier bei Moller wie bei anderen Erbauungsschriftstellern aber auch Bestrebungen nach einer stärkeren Gewichtung der Ethik gab, kann ich hier nicht mehr zeigen. In den *Meditationes sanctorum Patrum* sind sie nicht sehr ausgeprägt, und das hängt zweifellos mit der Rezeption jener mittelalterlichen Texte zusammen. Aber wenn man auf diesen Mangel kritisch hinweist, muß man bedenken, daß die Alternative einer Verstärkung der ethischen Predigt, gerade wenn sie als Korrektiv eines Mangels gefordert wird, zu jeder Zeit die Gefahr einer Preisgabe der reformatorischen Rechtfertigungslehre heraufbeschwört. Diese Gefahr wurde in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts abgewehrt nicht zuletzt durch den Rückgriff auf Schriften der augustinisch-bernhardinischen Mystik – nicht zuletzt also durch Martin Moller.

Die Mystik des Valerius Herberger

VON CHRISTIAN-ERDMANN SCHOTT

Wenn man die Schriften Herbergers liest¹, fällt einem eine eigentümliche Mehrsprachigkeit auf. Da ist auf der einen Seite der orthodoxe Prediger, der schulmäßig korrekt unter Angabe der entsprechenden Bibelstellen nach der Lokal- und Konkordanzmethode die lutherische Lehre vorträgt.

Da ist auf der anderen Seite der Volksredner, der derbe, mitunter auch kuriose Geschichten auf die Kanzel bringt, der Anekdoten, Knittelverse, Lebensweisheiten, Aussprüche berühmter Leute, Erlebnisse und allerlei lebenspraktische Beobachtungen weitererzählt. Da ist der Humanist, der Gelehrte, der ständig Lateinisches einmischt, der Dichter, Schriftsteller, Philosophen aus Antike und Gegenwart, Kirchenväter, Theologen, Historiker zitiert und Freude daran hat, aus seiner offensichtlich sehr umfangreichen Bibliothek auch allerlei gelehrtes Zeug vor den Leuten auszubreiten. Da ist der Dichter, der Kirchenlieder, aber auch eigene Verse einstreut, mitunter in ihnen sogar eine Predigt gipfeln läßt.

Und da ist schließlich der Mystiker, der Meditationen schreibt und diese ständig in inbrünstige Gebete einmünden läßt. Besonders eindrucksvoll ist das, wenn er vom Leiden und Sterben Jesu Christi spricht. Es ist ein Sprechen aus innerster Betroffenheit. Es macht deutlich, daß dieses Leiden für ihn nicht nur in der Sprache und Form der Lehre weitervermittelt werden kann, sondern auch als Vorgang erfaßt sein will, als ein toterntes, blutiges Geschehen, das es zu sehen, das es nachzuerleben und mitzuerleben gilt. So sieht und beschreibt er Jesus blutend, zitternd, geschmäht, geschlagen, gedemütigt seinen Weg zum Kreuz gehen und dann am Kreuz hängen. Er sieht ihn mit dem Herzen, voll Liebe und Mitgefühl, aber auch voll Scham und Schuld, und ist bestrebt, dieses unsägliche Leiden wiederum zu einem Appell an das Herz werden zu lassen. Seine Sprache ist deshalb deskriptiv, geht aber ständig in Anrufung über, in die Zwiesprache des Herzens mit dem Gekreuzigten. Hier ein Beispiel aus seinem »Passionszeiger«:

1 Für den Druck überarbeitete Fassung eines Vortrages, gehalten auf der Arbeitstagung des Vereins für Schlesische Kirchengeschichte vom 16.-18. September 1988 in Wertheim/Main, die unter dem Generalthema »Schlesische Mystik um 1600« stand.

»Ach herzliebes Herz, schau hie einen Spiegel des höllischen Feuers. Das grimmige Zornfeuer Gottes brennet auf den Herrn Jesum zu, er wird so geschmeucht werden, daß er wird kläglich reden: Mein Gott, mein Gott, wie hast du mich verlassen? Er ist mit Händen und Füßen angeschmiedet, und mit eisernen Nägeln angeschlagen, er soll und muß nicht entlaufen, er schwebt in seiner höchsten Marter. Hie ist lauter Heulen, Weinen, Feldgeschrei, Höllenangst, da ist die äusserste Finsterniß, er hängt als ein Fluch, die Sonne mag ihn nicht bescheinen, ... Das, das ist ein Vorbild der ewigen Verdammniß, also wird es gehen allen Höllenbränden, in die äußerste Finsterniß werden sie geworfen werden, da wird sein Heulen und Zähneklappen in Ewigkeit ... Herr Jesu, um deines bittern Leidens willen, behüte mich vor der Hölle. Ich erschrecke herzlich und schmerzlich über meine Sünden, die mich in dies Elend gebracht haben. Herr Jesu, laß mir dein theures Verdienst zu Hülfe kommen, du hast mich erlöst von solcher Marter, du hast mir Licht, das ist Trost (denn Trost ist nichts anders, als Licht im Herzen) erworben, du hast mir das ewige Licht zuwege gebracht. Sobald du sagst: Es ist vollbracht, da wirds wieder Licht in der Welt. Herr Christe, dein heiliger Geist schreie mir in mein finsternes Herz dein kräftiges: Es ist vollbracht, darinnen dein Licht angehe, daß ich nicht verzage. Nun lob meine Seele den Herrn Jesum, und alles, was in mir ist, seinen heiligen Namen. Ach Herr Jesu, behüte mich vor muthwilliger Bosheit, daß ich nicht mit Finsterniß des Herzens gestrafet werde ... Das ist die höchste Strafe, damit du einen Menschen kannst angreifen. Strafe mich, lieber Jesu, nach deinem Willen, nur allein mit Herzensfinsterniß nicht, denn darauf folgt gewiß ewige höllische Finsterniß, draus keine Erlösung zu gewarten. Verleihe mir auch Geduld ...«²

Gebete dieser Art zeigen, daß Herberger Jesu Leiden als einen Vorgang verständlich machen will, der mich ganz persönlich angeht und betrifft. Jesus leidet für mich und an meiner Statt. Insofern ist Herberger ein Theologe des Pro me: Ich hätte dort hängen müssen, meine Sünden und aller Sünder Sünden von Adam her hätten so bestraft werden müssen. Denn wir hätten durch den Zorn des Vaters die Hölle verdient, das ewige Feuer, die ewige Verdammnis. Daß Jesus das alles von uns abwendet durch sein stellvertretendes Leiden, das ist der Ausdruck seiner großen Liebe. Diese ist im Kreuzesvorgang vor allem zu sehen. Das Kreuz zeigt, »hier ist der Liebhaber des menschlichen Geschlechts gewesen«³. Jedes glaubende Herz

2 Passionszeiger zu heilsamer Betrachtung des bitteren Leidens und Sterbens Jesu Christi. Nach der Ordnung der vier und zwanzig Stunden. Neue Auflage hg. von Karl Friedrich LEDDERHOSE, Halle 1854, S. 161–163. – Die 1. Ausgabe ist 1606 erschienen unter dem Titel *Horoscopia Passionis Domini*.

3 Ebd., S. 49.

soll diese Liebe aufnehmen und annehmen, soll sich unter das Kreuz stellen und die herabfließenden Blutstropfen auffangen: »Ich will deine Blutstropfflein lassen in das Näßflein meines Herzens, mein Herz soll ein Oelgartengräslein sein, darauf dein Blut gefallen, dein Blut soll mir ein rothes Zeichen sein, wie Rahabs rothes Schnürlein, es soll meines Herzens Trost, Labsal, Reinigung, Erquickung, Schatz und Freude sein. Hilf, Herr Jesu, daß andere Menschen auch ihre Blutstropfflein holen und also neben mir selig werden«⁴.

Herberger ist das alles im einzelnen und zusammen. Seine Sprachen verraten ihn. Aber die Sprache, die ihm die wichtigste war, die sein Innerstes ausdrückte, das ist die Sprache der Mystik. Sie bringt zum Ausdruck, was er vor allem sein wollte, ein »Liebhaber Jesu«.

Darin hat er das Besondere seiner Theologie gesehen. Und das sollte auf seinen ausdrücklichen Wunsch hin der ihm befreundete Glogauer Pfarrer M. Valentin Preibisius (1588–1632)⁵ bei seiner Beerdigung von ihm sagen. So, als Liebhaber Jesu, ist er nach dem Zeugnis des Preibisius auch gestorben: »In seiner wärenden Kranckheit vnd auff seinem Todt-Bette hat er allewege den Namen JESU in seinem Munde vnd Hertzen geführt vnd gesagt: O Jesus, Jesus, Jesus, O Jesu esto Jesus«⁶.

Ähnlich hat man es auch auf seinen Grabstein geschrieben, indem man ihn, wie vorher schon Preibisius in seiner Ansprache, als *vir cui Jesus Amor, Jesus Timor, Omnia Jesus* bezeichnete und zugleich die Sätze hinzufügte: *In Eo Solo venit Salus. Scis Domine Jesu, quia amo, amavi, et amabo Te*⁷. Das also, was Herbergers theologische Eigenart ausmacht, ist diese seine Herzensbindung, seine Liebesbeziehung zu Jesus.

Und doch ist da ein Problem. Auch diese Sprache wird nicht nur von ihm

4 Ebd., S. 51.

5 Christian-Erdmann SCHOTT, M. Valentin Preibisius – ein evangelisches Pfarrerschicksal im Zeitalter der Gegenreformation, in: JSKG 1988, S. 97–115.

6 *Gaudium Herbergianum, Oder Selige HertzensFrevde Des WolEhrwürdigen / Groß-Achtbaren vnd Hochgelarten Herren / VALERII HERBERGERI, vornemen und weiterübmbten Theologi, beyrn Kriplin Christi zur FrawenStadt in der Kron Polen wolverdineten Predigers vnd Seelen Hirtens. Welcher den 13. Mai zur Mitternacht vmb 12. Vhr / dieses 1627. Jahres / sanfft vnd stille in seinem HERren JESU verschieden / vnd darauff den 26. Mai in grosser Volckreicher Versammlung daselbst Christlich zu seinem Ruhbettlein gebracht worden. An den Worten Christi Luc. 10 v. 20. Frewet euch / daß ewre Namen im Himmel geschrieben sind. In gehaltener Leichsermon erkläret durch M. Valentinum Preibisium, der Evangelischen Kirchen vnd Schulen in Grossenglogaw Pastorem vnd Inspektorem. Leipzig / In Verleg. Zach. Schür vnd Matth. Götz Gedruckt bey Gregorio Ritsch, Im Jahr 1628, S. 40.*

7 Adolf HENSCHEL, Valerius Herberger, in: *Schriften für das deutsche Volk*, hg. vom Verein für Reformationsgeschichte Nr. 4, Halle 1889, S. 39.

gesprochen. Er hat sie gelernt. Es läßt sich nachweisen⁸, daß Herberger die *Soliloquia de passione Jesu Christi*⁹ Martin Mollers (1547–1606) benutzt hat¹⁰, obgleich er Mollers Namen nicht nennt. Moller aber steht für die Einführung der mittelalterlichen Mystik in den nachreformatorischen Protestantismus¹¹. Diese alten Mystiker hat Herberger aber auch selbst gelesen. Jedenfalls zitiert er sie ständig, allen voran Bernhard von Clairvaux und Augustin. Aber auch sonst ist bekannt, daß die evangelische Predigt und das evangelische Kirchenlied im ausgehenden 16. Jahrhundert in breitem Strom die Mystik des Mittelalters aufnehmen¹². Das heißt: Herberger ist als Mystiker in seiner Zeit kein Einzelfall.

Er teilt mit denen, die in dieser Sprache sprechen, zum Beispiel das Bestreben, scharfe Alternativen zu formulieren, etwa wenn es darum geht, die Schmach Jesu und die Seligkeit, die er uns erwirbt, gegeneinanderzustellen. So kann er sagen:

»Deine Schmach bringt mir die ewige Ehre«¹³.

»Deine Höllenfahrt erwirbt mir eine fröhliche Himmelfahrt«¹⁴.

»Er selbst hats böse, nur, daß wirs ewig gut hätten«¹⁵.

»Du trägst eine dornene Krone, daß ich erlangete die Krone der Gerechtigkeit«¹⁶.

»Dein Angesicht ist verblasset, daß ich nicht durfte erblassen und erschrecken am Jüngsten Tage«¹⁷.

Er teilt mit vielen seiner Zeitgenossen aber auch das Drängen auf die Vereinigung mit dem Gekreuzigten, das Drängen zur *unio mystica* Jesuana. Besonders häufig verwendet er hier Bildmaterial aus der Brautmystik. Die

8 So zuerst Paul ALTHAUS D.Ä., *Forschungen zur Evangelischen Gebetsliteratur*, Gütersloh 1927 (= Hildesheim 1966), S. 134.

9 Zuerst erschienen 1587.

10 Hier sollen genannt werden: *Soliloquia* S. 45 = *Passionszeiger* S. 35f.; *Soliloquia* S. 47 = *Passionszeiger* S. 38–40; *Soliloquia* S. 47–52 = *Passionszeiger* S. 40–51. Weitere Übereinstimmungen zwischen Herberger und Moller bei Hans-Henrik KRUMMACHER, *Der junge Gryphius und die Tradition. Studien zu den Perikopensonetten und Passionsliedern*, München 1976, S. 181–183, 343, 345f. u. ö.

11 Elke AXMACHER, *Praxis Evangeliorum. Theologie und Frömmigkeit bei Martin Moller*, Göttingen 1989.

12 Alfred WIESENHÜTTER, *Die Passion Christi in der Predigt des deutschen Protestantismus von Luther bis Zinzendorf*, Berlin 1930; Marie-Luise WOLFSKEHL, *Die Jesusminne in der Lyrik des deutschen Barock*, Diss. phil. Gießen 1934; Douglas Frederick BUB, *Das Leiden Christi als Motiv im deutschen Kirchenliede der Reformation und des Frühbarock*, Diss. phil. Bern 1951.

13 V. Herberger, *Passionszeiger* (wie Anm. 2), S. 83.

14 Ebd., S. 184.

15 Ebd., S. 21.

16 Ebd., S. 191.

17 Ebd., S. 191.

Seele ist die Braut, mit der sich Jesus, der Bräutigam, vermählt: »Höre doch liebes Herz, wie gefällt dir dieser schöne Bräutigam, willst du ihn haben? Ja, das sei meine und deine Antwort: Herr Jesu, du bist mir der Liebste auf Erden, der Schönste unter den Menschenkindern, mit Leib und Seele dein, will ich Herr Jesu in Ewigkeit sein«¹⁸.

Daneben kann er die mystische Vereinigung auch im Abendmahl erleben. Er hat diese innige Verbindung in die Worte von Psalm 73,25 fassen können: »Wenn ich nur dich habe, Herr Jesu, so frage ich nichts nach Himmel und Erde«¹⁹. Er kann auch sagen: »Dein Leib und Blut ist mein bescheidenes Erbgut, du bist richtig mein und ich bin richtig dein«²⁰. Oder: »Mein Herz soll deine Monstranz sein, darin will ich mit dir, als mit meinem höchsten Schatz, groß thun und prangen mein Lebenlang«²¹.

Ganz im Sinne der unio sind aber auch immer wieder Bitten zu sehen, in denen er um die Vereinigung mit Jesus bittet: »Ach Herr Jesu, nagle mein Herz an dein Herz, daß ich ewig an dir hänge«²². Oder: »Ach senke dich in die Tiefe meines Herzens«²³. Denn, so formuliert er in einer Anrede an Gott: »Dein liebster Sohn muß am Kreuze nicht bleiben, er gehöret in mein Herz«²⁴. Dort wird er zu meinem Eigentum im Glauben und in der Liebe, so daß er sagen kann: »Du bist mein Jesus, mein Heiland, mein Seligmacher...«²⁵

Das Problem, das damit gestellt ist, kann jetzt formuliert werden. Es heißt: Warum haben Preibisius und die Fraustädter, die Herberger den Grabstein setzten, als das Besondere an ihm seine Liebe zu Jesus herausgestellt, ja, warum hat Herberger selbst gewünscht, daß gerade das von ihm einmal besonders gerühmt wird, wenn er damit in seiner Zeit durchaus nicht allein steht? Die Antwort ergibt sich, wenn wir uns klar machen, daß Herberger zu dieser zeitgenössischen Jesus-Mystik einen ganz eigenen und unverwechselbaren Beitrag geleistet hat. Er hängt mit seinem Standort Fraustadt zusammen. Fraustadt lag dicht an der schlesischen Grenze, nördlich von Glogau, und gehörte seit 1343 zum Königreich Polen²⁶. Hier sah sich Herberger einer doppelten Herausforderung gegenüber:

Einerseits erlebte er das Wiedererstarken des polnischen Katholizismus

18 Ebd., S. 19, vgl. auch S. 166.

19 Ebd., S. 26.

20 Ebd., S. 27.

21 Ebd., S. 28.

22 Ebd., S. 192.

23 Ebd., S. 212.

24 Ebd., S. 216.

25 Ebd., S. 164.

26 Willi SCHÖBER, Eckpfeiler Fraustadt. Grenzmarkführer, Schneidemühl 1937; Erich SCHÖBER, 700 Jahre Fraustadt in Schlesien 1273–1973. Ein Bildband, Herne 1973.

und die Härte der polnischen Gegenreformation. In Fraustadt führte das dazu, daß den Evangelischen 1604 die Stadtkirche weggenommen wurde, obgleich sie die Mehrheit in der Stadt hatten. Der Zwang zur Auseinandersetzung mit dem Katholizismus war hier stärker gegeben als etwa in Mitteldeutschland, wo es im Bereich der evangelischen Landeskirchen kaum noch Katholiken gab. Die Katholiken aber wollten, nach Herberger, nicht um Jesu und seines Verdienstes willen, nicht aus Gnaden selig werden, sondern sich die Seligkeit durch eigene Verdienste selbst erwerben. Damit schmälerten sie die Bedeutung und den Wert des Leidens und Sterbens Jesu. Ihnen gegenüber kam es darauf an, festzuhalten, daß Gott uns nicht wegen unserer guten Werke, sondern um der guten Werke Jesu Christi willen gerecht sprechen will. Oder anders: Es kam darauf an, deutlich zu machen, daß die Katholiken sich gegen Gott und seinen ewigen Heilsratschluß stellen, wenn sie Christi Verdienst und die Gnade schmälern.

Andererseits erlebte Herberger in Polen das Erstarken des Sozinianismus²⁷. Dieser – Herberger spricht durchweg von »Arianern« – lehnte die Gottessohnschaft Jesu ab und damit auch die Lehre von Jesus als dem Sünderheiland, der uns im Auftrag Gottes durch sein Sterben die Seligkeit erwirbt. Es liegt auf der Hand, daß die Bestreitung der Gottessohnschaft ebenfalls das Herz der Jesus-Mystik berührt. Wenn es nicht mehr Gottes Sohn ist, der da für uns stirbt, wie können wir uns dann seines Verdienstes im Leben und im Sterben getrösten? Dann ist unsere Rechtfertigung in Gefahr. Dann ist der Glaube an Gott, der uns die Seligkeit in und durch Christus schafft und schenkt, leer und nichtig und die Verehrung des Gekreuzigten eine theologische Täuschung.

Dieser doppelten Herausforderung begegnet Herberger dadurch, daß er sich bei jeder sich bietenden Gelegenheit mit beiden Positionen kritisch auseinandersetzt und sie zu widerlegen sucht. So erklärt er gegen die Katholischen: »Die Welt kan die Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben an den HErren JESum ohne des Gesetzes Wercke nicht leyden, daher entsteht aller Streit ... Die Ursach ist der Menschen Hoffarth. Was? soll mir GOtt nicht mehr schuldig seyn als euch? sagte der Münch. Das siehest du jetzt im Pabsthum. Woher entsteht aller Streit zwischen uns und ihnen, und warum widersprechen sie uns? Sie können nicht leyden, daß ihre Opera sollen nichts seyn ...«²⁸ Zugleich macht er deutlich, daß die katholi-

27 Karl VÖLKER, Kirchengeschichte Polens, Berlin und Leipzig 1930, S. 247 ff.

28 Valerii Herbergers Spicilegium Novi Testamenti sive Paralipomena, Oder Geistreiche Stoppel-Postilla, Aller und jeder Evangelischen Texte, die an denen heiligen Sonn- oder gewöhnlichen Fest-Tagen nicht vorkommen und abgehandelt werden, In zweyen Haupt-Theilen ... Dem theuren Nahmen JESu Zum Ruhme, Und allen JESusliebenden, und in seinem Wort sich übenden Seelen Zum Nutzen, Durch fleißiges Gebet, Lesen und



Wenn so viel hand alhier zugleich geschaffig war
 Als Seelen diese Manut gesetzt in Gottes Hundt
 Sie würde dennoch nicht die Dabe grausam ehre
 Darin Er höchst beliebt auf seine Dangel stund

Portrait von Valerius Herberger

sche Auffassung dem Herzen keinen Trost bringt, weil sie den Menschen auf sich zurückwirft: »Das ist die rechte Proba der wahren Religion, daß sie Freude und Trost mit sich bringet. Die Lehre der Mönche, die die Seligkeit auf das Verdienst der Wercke gründet, von dem Fegefeuer, von eigner Satisfaktion und Genugthuung wegen begangener Sünden, und daß man an seiner Seeligkeit, so lange man lebet, niedermahls gewiß seyn könne, bringt keine Freude, sondern Angst und Trauer, Anfechtung und Verzweifelung. Unser Glaube, der sich allein hält an die Gnade JESU Christi, bringt lebendigen Trost und Freude, wenn wir bethen, in Creutz, Trübsal und Anfechtung, im Leben und Sterben«²⁹.

Gegen die Arianer erklärt er: »Das ist auch unsere Confession. Wir glauben, daß der HErr JESUS von GOtt ausgegangen sey, wahrhafter GOtt vom Vater in Ewigkeit gebohren, den GOtt gesandt hat in die Welt, nicht daß er die Welt richte, sondern daß die Welt durch ihn selig werde. Joh. 3. v. 17. GOtt Lob! Wer wolte nun an seiner Seligkeit zweyfelden? Dieses Bekenntniß scheidet uns von allen Secten, so redet kein Jude, Turcke, Arianer. Behalte dieses zum Trost. So der HErr JESUS ausgegangen aus dem Herten seines himmlischen Vaters, wer wolte ihm nicht glauben?«³⁰ Er fordert seine Zuhörer auf, fest bei diesem Bekenntnis zu verbleiben: »Der Höllische Hund kan die Lehre und das Bekenntniß von der Gottheit des HErrn JESU nicht dulden... Je grämer aber der böse Geist den Bekennern der Majestätischen Gottheit Christi ist, und ie mehr er über sie Verfolgung erwecket, ie fleissiger sollen wir bey solchem Bekänntnisse bleiben und steiff und feste darüber halten.«³¹

Diese Sätze gegen Katholiken und Arianer finden sich in fortlaufenden Predigten. Die Predigt war und blieb auch der Ort, an dem diese Auseinandersetzung kontinuierlich weiterging. Daneben hat Herberger aber zwischen 1601 und 1618 die *Magnalia Dei* veröffentlicht. Sie müssen als sein wissenschaftliches Hauptwerk und als sein besonderer Beitrag zur Jesusmystik angesehen werden. Denn in ihnen geht es im Grunde um nichts anderes als um den Nachweis, daß Jesus der von Gott bestimmte, im Alten Testament bereits angekündigte und vorausverkündigte Gottessohn ist, daß also das ganze Alte Testament ein Beweis für die Messianität Jesu ist. Das

Nachdenken, Hertz, Mund und Feder zusammen gestoppelt und nunmehr aus des sel. Autoris eigenhändig geschriebenen und bißher in seiner, dem Kripplein Christi zur Fraustadt geschenckten Bibliothec treulichst verwahrten Concepten den beständigen Liebhabern der Herbergischen Schrifften zu Dienste ins Reine gebracht. Leipzig 1715 Teil II, S. 243.

29 Ebd., Teil II, S. 185.

30 Ebd., Teil I, S. 545.

31 Ebd., Teil I, S. 521 f.

kommt schon im Titel des Werkes zum Ausdruck: *MAGNALIA DEI* de Jesu, *Scripturae nucleo et medulla*. Die großen Thaten Gottes, wie GOTT der Vater mit seinem Sohn JESU CHristo / durch die gantze H. Schrifft hat gepranget / und groß gethan / daß also die gantze Bibel ist ein immerwährendes Zeugniß und Kunst-Buch von CHristo. JESUS aber hingegen der gantzen Schrifft Hertz / Kern / Stern / Leben / Marck / Ziel / Ende / Zweck / edler Stein und Heiligthumb. Gefasset Durch fleissiges Gebet / Lesen und Nachdencken / Hertz / Mund und Feder / VALERII HERBERGERI, Predigers in Frawenstadt³². Im ganzen handelt es sich um einen zwölfteiligen Kommentar zu den Büchern des Alten Testaments von 1. Mose bis einschließlich Ruth.

Um seine These beweisen zu können, geht Herberger vom Neuen Testament aus und entnimmt ihm den Auftrag, im Alten Testament nach Jesus zu suchen. Die Stellen, auf die er sich dabei vornehmlich bezieht, sind das Jesus-Wort Joh. 5, 39: »Ihr suchet in der Schrifft; denn ihr meinet, ihr habt das ewige Leben darin; und sie ist es, die von mir zeuget«; Lk. 24, 27: »Und (sc. Jesus) fing an bei Mose und allen Propheten und legte ihnen (sc. den Emmausjüngern) in der ganzen Schrifft aus, was darin von ihm gesagt war«; Apg. 10, 43: »Von diesem (sc. Jesus) zeugen alle Propheten, daß durch seinen Namen alle, die an ihn glauben, Vergebung der Sünden empfangen sollen« oder etwa noch das Wort des Auferstandenen: »Das ist's, was ich euch sagte, als ich noch bei euch war: es muß alles erfüllt werden, was von mir geschrieben ist im Gesetz des Mose, in den Propheten und in den Psalmen« (Lk. 24, 44).

Seine Aufgabe sieht Herberger dann darin, die verborgenen Hinweise des Alten Testaments auf Jesus, er nennt sie »Geheimnisse« oder »Bildnisse«, aufzuspüren und auszudeuten. Das geschieht in den Meditationen, bei denen es sich um typologische Ausdeutungen und Betrachtungen handelt, die jeweils im ganzen oder auch in ihren Unterteilen in Gebete einmünden. Das Gesamtwerk der *Magnalia Dei* bietet 771 Meditationen, von denen sich 593 auf die fünf Bücher Mose beziehen. Jede einzelne steht unter dem Namen Jesus.

Damit wenigstens einmal ein Eindruck entstehen kann, wie das dann aussieht, sollen hier die Überschriften über die ersten zwölf Meditationen der Genesis genannt werden:

- I. JESUS Der Schrifften Mosis / und aller Propheten Stern und Kern. Aus dem Spruch Joh. 5. Moses hat von mir geschrieben.
- II. JESUS Am anfang / der Anfang meines Trosts / der Anfang meiner Rede / Genes. 1
- III. JESUS Schuff Himmel und Erden / und bezeuget damit seine Weißheit / Allmacht und Gütigkeit / Gen. 1.

32 Hier wurde die Hamburger Ausgabe von 1661 benutzt.

- IV. JESUS Gott: Der großmächtige Elohim, unser Schutzherr / Gen. 1.
 V. JESUS sprach: Gen. 1. Dannenher wird er das Wort genennet / Joh. 1. unser Fürsprecher / 1. Johan. 2.
 VI. JESUS Das Liecht der Welt / des Liechtes Werck-Meister / unsers Hertzens Liecht und Freude / Gen. 1.
 VII. JESUS Unserer Seligkeit Firmament und Grundfeste / des Firmaments oder Himmelsfesten Werckmeister / Gen. 1.
 VIII. JESUS Schöpffer der Erden / des Meeres / aller Gräselein / Kräuter und Bäume / unser Liebhaber / Gen. 1.
 IX. JESUS Die Sonne der Gerechtigkeit / der helle Morgenstern der Sonnen / Monden und Sternen Werckmeister / Gen. 1. Mal. 4. 1. Petr. 1.
 X. JESUS Der Fische und Vögel-Schöpffer / Gen. 1. Unser Versorger.
 XI. JESUS Des Viehes / der Würme und der Thiere auff Erden Schöpffer / und auch tröstlich darinnen gebildet / Genes. 1.
 XII. JESUS Des Menschen Schöpffer / Genesis 1 und 2. HErr unsers Leibes und unserer Seelen.

Jesus ist alles und findet sich in allem: Er ist vorabgebildet, spricht, handelt in der Stimme oder im Engel Gottes, aber auch in Adam, Noah, Abraham, Isaak, Jakob, Joseph, Benjamin, Mose, Josua oder Simson. Er ist Abels Opferlamm, er ist die Arche Noah und schließt zugleich die Arche zu, er ist der Altar, auf dem Noah opfert, er ist der Regenbogen, der Gnadenthron in der Stiftshütte 2. Mose 25, er ist die blutrote Weintraube, die die Kundschafter aus Kanaan zu Josua bringen usw. Es gibt keinen wichtigen Gedanken, keine Einrichtung, keine positive Person des Alten Testaments, die nicht in Beziehung zu Jesus gebracht wird, die nicht im Geheimen, aber nun in der Entschlüsselung ein »Fürbild« auf ihn ist.

Der Sinn dieses ganzen Unternehmens aber ist im Vorwort von Herberger deutlich angegeben: Im Blick auf die Apostel wird oft gefragt, was diese damals gepredigt haben. »Ich gebe schlecht diese Antwort: Sie haben öffentlich bezeuget / JESUS Christus sey aller Menschen Heyland / ohne welchen niemand könne selig werden: Dieses haben sie aus Mose / aus den Propheten und Psalmen bewiesen / und aus klarem Grunde des alten Testaments dargethan / wie Gott mit diesem seinem Sohn / als mit dem einigen köstlichen bewerten Grundstein der Seligkeit aller gläubigen Hertenzen / von Anfang der Welt habe groß gethan. Daß diß nun war sey / wird dir dieses Werck augenscheinlich erklären«³³.

Daß Herbergers Absicht verstanden wurde und er mit diesem Werk manchem angefochtenen Zeitgenossen eine Hilfe sein konnte, erzählt er

33 Ebd., Vorwort »An den christlichen Leser«.

selbst in einer Predigt: »Es ist vor wenig Jahren gestorben ein feiner gelehrter Mann (Johann Textorius); denselben hatten die Samosatener und Arianer mit ihren Pfeilen gar viel giftiger Wunden geritzt, daß er off in Schwermuth gerieth über den Artickul von der wahren Gottheit Jesu Christi. Wenn derselbige die Magnalia Dei hörete, wurden ihm die Pfeile der Arianer aus dem Herten gezogen, daß er sagte: Ach mein Gott, wie süsse und kräftig ist das, wie mächtig stärke dich meinen Glauben, es muß ja was grössers mit Christo seyn, als mit einem andern schlechten Menschen, wie hat Gott von Anfang der Welt mit ihm geprangt, es muss ja was grosses an ihm gelegen seyn, er muß ja mehr als ein schlechter Mensch seyn«³⁴.

Nach alledem wird man sagen können, daß die Magnalia Dei ein Hauptwerk der mystischen Literatur des deutschen Protestantismus im beginnenden 17. Jahrhundert sind. Dies aus zwei Gründen: Einmal weil in ihnen der großangelegte Versuch gemacht wird, das theologische Fundament der Jesus-Mystik zu sichern. Zum anderen, weil sie selbst in einer mystisch-meditativen Sprache geschrieben und mystisch-meditative Schriftauslegungen und -betrachtungen sein wollen. Sie müssen zugleich als das theologische Hauptwerk Herbergers angesehen werden, von dem her es als gerechtfertigt erscheint, in ihm vor allem einen Jesus-Mystiker zu sehen, wie er selbst, seine Fraustädter Gemeinde und sein Freund Preibisius es ja tatsächlich auch getan haben.

Nicht beantwortet ist damit allerdings die Frage, warum es im ausgehenden 16. Jahrhundert überhaupt zu dieser Hinwendung zur Mystik im Protestantismus gekommen ist. Zur Zeit gibt es dafür noch keine schlüssige Erklärung. Der letzte Erklärungsvorschlag, der dazu gemacht worden ist, ist die These von Winfried Zeller (1911–1982), der die Wende als Ausdruck und Folge einer »Frömmigkeitskrise« verstehen möchte³⁵. Diese ist eigentlich eine Krise der Orthodoxie. Denn die Orthodoxie habe bei ihrem Bemühen um Bewahrung des reformatorischen Erbes ihr Interesse zu einseitig der Lehre zugewandt und darüber die Bedürfnisse des Herzens

34 Stoppel-Postilla (wie Anm. 28.) Teil II, S. 225.

35 »Es ist eine geschichtlich nicht ausser acht zu lassende Tatsache, daß das Reformationsjahrhundert während seines letzten Drittels in eine umfassende Frömmigkeitskrise ausmündet. Diese ist umso tiefgreifender gewesen, als sie mit einer allgemeinen geistigen Krise Hand in Hand ging, deren Ausstrahlungen bis in die Kirchenmusik hinüberreichen ... das ist der frömmigkeitsgeschichtliche Befund, von dem jedes Verstehen des 17. Jahrhunderts abhängt.« W. ZELLER, *Der Protestantismus des 17. Jahrhunderts*. Bremen 1962, S. XVII (Klassiker des Protestantismus hg. v. C. M. SCHRÖDER, Bd. V). – Die Einleitung zu diesem Buch ist abgedruckt in: W. ZELLER, *Theologie und Frömmigkeit*. Ges. Aufsätze Bd. 1, hg. v. B. JASPERT, Marburg 1971, S. 85–116 (unter der Überschrift »Protestantische Frömmigkeit im 17. Jahrhundert«).

vernachlässigt. Die Folge war, daß eine tiefe Sehnsucht nach persönlicher Vergewisserung, nach Vertiefung des Glaubenslebens, nach Gebet, Andacht und Innerlichkeit aufkam. Das führt dann zum Ausbruch der Krise, in der die Unvereintheit von dogmatischer Theologie einerseits mit den Bedürfnissen einer verinnerlichten Glaubens- und Lebenspraxis andererseits deutlich wird. Zeller sieht darin das Grundproblem dieser ganzen Generation: »Das Problem liegt darum in dem jetzt spürbaren Auseinanderfallen von Theologie und Frömmigkeit«³⁶. Sein Schüler Bernd Jaspert spricht sogar von einem »Auseinanderklaffen von Theologie und Frömmigkeit im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts«³⁷. Von einer Reihe von Theologen und theologischen Schriftstellern wird nun, nach Zeller, an der Überwindung dieses Frömmigkeits-Defizits gearbeitet. So entsteht dann die neue Bewegung, in die neben vielen anderen auch Herberger gehört.

Diese Vermutung Zellers läßt sich von Herberger her nicht verifizieren. Es gibt bei Herberger durchaus ein Interesse an Theologie und studierten Theologen. Er spricht dann gern von »unserer Lehre« und von den »Gelehrten«. Das geschieht aber immer positiv³⁸, zumal er sich selbst um die reine Lehre bemüht und zu den Gelehrten rechnet. Ein Gegensatz oder gar eine grundsätzliche Kritik an einem Auseinanderklaffen von Theologie, Lehre, Universitäten oder Gelehrten einerseits und Gemeinde, Glaube oder Frömmigkeit andererseits läßt sich nirgends erkennen. Hier gibt es für Herberger kein Problem.

Sein Problem, und zwar sein zentrales Problem, das noch gravierender und grundlegender ist als die Herausforderung, die ihn zur Abfassung der

36 W. ZELLER, *Der Protestantismus des 17. Jahrhunderts* (wie Anm. 35), S. XIX.

37 B. JASPERT, *Frömmigkeit und Kirchengeschichte*, St. Ottilien 1986, S. 100f.

38 »Das ist nun der Gelehrten Ruhm. Ich geschweige / daß Christus selbst in diesem Orden steht / und der erste Prediger ist / ja der Brunnell aller Weißheit und Gelehrsamkeit. In der Zahl der Gelehrten stehen alle Propheten und Apostel / denn du must sie nicht betrachten / wie sie zuvor gewesen / ehe sie den heiligen Geist empfangen / sondern wie sie hernach geworden. Die Apostel haben bey Christo vierdtehalb Jahr viel studieret. Bedencke / daß viel Wunderwercke den Gelehrten zu Ehren geschehen.« (V. Herberger, *Sirachs Hohe Weißheit- und Sitten-Schule / Oder Jesus Sirach In XCVII Predigten deutlich erkläret / also / daß der Kern der Texte andächtigen Christen ins Herz geleyet / und sie dadurch zur rechten hohen und Gottgefälligen Weißheit und allen guten Christlichen Tugenden beweglich angeführet / im Glauben gestärcket / im Leben gebessert / und im Leyden getröstet und auffgerichtet werden; Mit lieblichen Eingängen / vielen denckwürdigen Historien / erbaulichen Sprüchen der heiligen Väter und anderer weisen Leuten / auch Hertz-anrührenden Valet-Segen durch und durch ausgeziehret / ... Dem HErrn JESU zu Ehren / und allen seinen beständigen Liebhabern zum Dienst / Durch fleissiges Gebet / Lesen und Nachdencken / Herz / Mund / und Feder / eröffnet / von VALERIO Herbergern / Predigern bey dem Kripplein Christi zu Fraustadt, Leipzig 1698, S. 542).*

Magnalia Dei veranlaßt hat, liegt an einer ganz anderen Stelle. Es ist der Mangel an realer Christlichkeit, an tatsächlichem Geprägt-, Bestimmt- und Durchdrungensein der evangelischen Kirchenmitglieder durch den Glauben. Es ist die Diskrepanz zwischen der Tatsache, daß wir alle – dem Namen nach, von der Taufe und unserer Zugehörigkeit zur evangelischen Kirche her – Christen sind und der anderen Tatsache, daß wir es tatsächlich, dem Sein und Leben nach, in der Praxis nicht sind. Dieses Auseinanderklaffen ist Herbergers Grundproblem: »Jetzund findet sich die größte Ketzerey unter uns in vita hominum, im Leben der Menschen. Wir haben die alte Religion das ist wahr, die Bibel ist unsers Glaubens Richtschnur; wir wollen gute Christen seyn, weil wir die Aufferstehung der Todten glauben; aber die wenigsten befehligen sich die Religion mit einem Christlichen Leben zu zieren, und ein unverletzt Gewissen zu behalten. Man rühmt das Evangelium, und will doch niemand werden fromm. Taxa taxanda, wie viel härter wäre hier zu straffen? ... O lernt euch schämen ihr Heuchler und Maul-Christen«³⁹.

Herberger macht sich nichts vor: »Non omnes sancti, qui calcant limina templi, sie sind nicht alle fromm, die in die Kirche kommen«⁴⁰. Aber er fordert: »Bey Christen soll Nahmen und That überein kommen«⁴¹. Sie sollen »auch zugleich des Worts Thäter seyn / Jac. 1. v. 22.«⁴² Sie sollen sich merken: »Behalte zum Latein: Du must dem HErrn Christo zu Ehren, dir aber zur Seeligkeit nicht allein ein Christ heissen, sondern auch seyn. Ignatius sagt: Non tantum vocari oportet Christianum, sed etiam esse: Man soll nicht nur den Nahmen eines Christen führen, sondern auch in der That ein Christe seyn«⁴³.

Wenn man verstanden hat, daß dieses Auseinanderklaffen von Glauben und Leben, Namen und Sein bei den Mitgliedern der evangelischen Kirche Herbergers Grundproblem ist, dann versteht man auch, daß sein Bemühen zentral darauf gerichtet sein muß und tatsächlich auch darauf gerichtet ist, darauf hinzuarbeiten, daß es hier zu einer Übereinstimmung kommt.

Dabei schlägt er eine sich ergänzende Doppelstrategie ein: Auf der einen Seite versucht er, die Menschen von der traditionellen lutherischen Lehre her zu guten Werken zu bewegen. Er deckt die Sünden seiner Zuhörer auf, nennt ihre Verfehlungen beim Namen und fordert von ihnen ein christliches Leben auf der Grundlage der zehn Gebote in den von Gott eingesetzten drei Ständen – dem Regentenstand (Obrigkeit), dem Predigerstand und

39 V. Herberger, Stoppel-Postilla (wie Anm. 28), Teil II, S. 36.

40 Ebd., Teil II, S. 387.

41 Ebd., Teil II, S. 383.

42 Jesus Sirach (wie Anm. 38), S. 72.

43 V. Herberger, Stoppel-Postilla (wie Anm. 28), Teil II, S. 118.

dem Hausstand. Diese traditionelle Strategie erfährt dadurch eine besondere Verstärkung, daß er von 1595 bis 1598 mit Unterbrechung von etwa einem Jahr in den Gottesdiensten an den Sonntagnachmittagen 97 Predigten über das Buch Jesus Sirach gehalten hat. Er steht damit in einer protestantischen Tradition, die Johannes Mathesius (1504–1565) begonnen hat, die auch in Schlesien sehr lebendig war, auf die sich Herberger auch wiederholt beruft. Man spürt diesen praktischen, konkreten Predigten das ernste Dringen auf ein gottwohlgefälliges Leben, auf praktisches Christentum auf jeder Seite ab. Aber nicht nur diesen. Das Thema der guten Werke, zu denen wir verpflichtet sind, klingt ständig an und zieht sich wie ein roter Faden durch das gesamte Predigtwerk Herbergers, immer mit dem Tenor: »Man muß sich auch nach der Richtschnur der heiligen zehn Gebote durch und durch eines rechtschaffenen christlichen Lebens befleißigen«⁴⁴.

Herberger scheint aber seine Zweifel daran zu haben, daß die reine evangelische Lehre allein ausreicht, um die Menschen zum Guten zu bewegen. Vielmehr muß diese Lehre so vorgetragen werden, daß sie auch die Herzen erreicht: »Gute Predigten müssen das Hertz treffen. ... Gute Predigten kommen von Hertzen und gehen wieder zu Hertzen. Wenn das Hertz verfehlet wird, so ist alles umsonst«⁴⁵. Das bedeutet jedoch nicht nur, daß die Lehre in einer ansprechenden und zusprechenden Herzenssprache vorgetragen werden soll, sondern es bedeutet auch, daß die Prediger sich bemühen sollten, Jesus selbst so zu malen und zur Sprache zu bringen, daß es zu einer direkten Begegnung zwischen dem Herzen des Hörers und ihm kommt.

Das zu versuchen, ist der andere Teil von Herbergers Strategie. Es ist der praktische Einsatz seiner Jesus-Mystik und geschieht vor allem durch die anrührende Schilderung von Jesu Leiden und Sterben und sollte auch so geschehen. Denn Herberger ist davon überzeugt: »Wem dies jämmerliche Schauspiel nicht durchs Hertze gehet, der muß ein eisern oder steinern Gemüth haben«⁴⁶. Darum sollten die Prediger den Gottessohn »vom Kreuz nehmen und ihn in die Herzen ihrer Zuhörer legen«⁴⁷.

Dann kann es zu einer Erneuerung, zu Buße, Bekehrung und dem Vorsatz kommen, ein neues Leben zu beginnen: »Hilf, Herr Christe, daß ich mit allen bußfertigen Herzen an meine Brust schlage, und über meine

44 Valerii Herberger's Herz-Postille I. Teil. Evangelien-Predigten. Herausgegeben von Johann Friedrich BACHMANN, Neue unveränderte Ausgabe Berlin 1853, S. 498.

45 V. Herberger, Stoppel-Postilla (wie Anm. 28), Teil II, S. 372. Auch: »Hertz-Predigten, die auf das Hertz geführt werden, sind die besten«, ebd., Teil II, S. 139. cf. auch Jesus Sirach (wie Anm. 38), S. 792, 364 u. ö.

46 Passionszeiger (wie Anm. 2), S. 116.

47 Ebd., S. 216.

Sünden, die dich ans Kreuz genagelt haben, herzlich erschrecke, und mich durch wahrhaftige Bekehrung umwende zu einem neuen Leben«⁴⁸. Das heißt, die Prediger, die dem Hörer den Gekreuzigten zeigen, sollen dem heiligen Geist den Weg bereiten, damit der Hörer durch das Wirken des Geistes so angerührt wird, daß sein Herz, sein Wille, seine Liebe entzündet wird und er nur noch beten kann, der Herr Jesus möge ihm beistehen und helfen.

Solche Gebete finden sich bei Herberger in schier unendlicher Fülle. Hier nur kurz drei, die zeigen, wie sehr es Herberger vor allem darauf ankommt, daß das Namenschristentum überwunden wird, daß an die Stelle des Namenschristentums das Herzchristentum tritt, in dem Herz und Leben, Glauben und Tun übereinstimmen: »Ach Herr Jesu, regiere mich durch deinen Geist, daß meine Gottesfurcht nicht Heuchelei sei, sondern daß bei mir Herz, Mund, Hand und ganzes Leben, alle Adern und Blutstropfen zusammen treten, dir ehrlich und aufrichtig zu dienen«⁴⁹.

Oder: »Ach Herr Jesu, hilf, daß mein Herz und Leben mit meinem christlichen schönen Namen übereintreffe, daß ich nicht von aussen schön geisse und inwendig voller Otterngezüchte sei«⁵⁰. Und schließlich: »Hilff HErr Christe / daß alle / die sich des Christlichen Namens rühmen / rechte Hertz Christen / nicht falsche Schein- oder Maul-Christen seyn mögen ... Denn das sind rechte Christen und Gesalbete / die dich HErr Christe stets im Hertzen und Gedancken tragen / im Leben dir treulich dienen / und deinen heiligen Blutströpflein / auch der Salbung des heiligen Geistes / damit sie bey der Tauffe geweyhet seyn / keinen Schandfleck anhangen / durch muthwillige Sünden. Christe du Sohn des lebendigen Gottes / Christe / du Lamb Gottes / der du trägtst die Sünde der Welt / erbarm dich unser / und gib uns deinen Frieden / verleihe Gnade / Christlich zu leben / und selig zu sterben / Amen«⁵¹. Vollkommen, dessen ist sich Herberger bewußt, wird diese Übereinstimmung nicht zu erreichen sein, jedenfalls so lange nicht, wie wir auf dieser Erde leben. Das kann und soll uns aber nicht davon dispensieren, uns zu bemühen und einen Anfang in der Heiligung zu machen. Von den größten Sünden kann man auch in diesem Leben gar wohl lassen⁵².

48 Ebd., S. 188.

49 Ebd., S. 88.

50 Ebd., S. 95.

51 V. Herberger, *Magnalia Dei* (wie Anm. 32), Teil VII, S. 26.

52 »... gantz ohne Sünde können wir nicht seyn; niemand kann auftreten und sagen wie Christus: Welcher unter euch kan mich einer Sünde zeihen Joh. 8. v. 46. Aber ... daß uns niemand grober / öffentlicher Bubenstücke wegen schelten darff / können wir durch Gottes Gnade gar wol seyn« (Jesus Sirach [wie Anm. 38], S. 21). »Beatissimi, qui oracula divina vertunt in opera, das sind die seligsten Leute / die aus GOTTes Worten lauter

Aber diese realistische Einschätzung ist mehr ein Zugeständnis an die menschliche Schwachheit und eine seelsorgerische Entlastung. Sie ist kein grundsätzlicher Verzicht auf die Erwartung, daß die völlige Übereinstimmung von Namen und Tat möglich ist und kommen muß. Herberger hält diese Erwartung fest, aber als eschatologisches Hoffnungsgut. Dann, in der Ewigkeit, im himmlischen Jerusalem, wenn der Bräutigam Jesus die Braut zu sich genommen haben wird, dann werden auch wir »sein gleich wie die Engel Gottes; denn das ewige Leben wird sein, sagte Philipp Melancthon, ein vollkommener Gehorsam nach den heiligen zehn Geboten«⁵³. »In diesem Leben geht allerlei vermischt durch einander, dort wird alles so rein sein, als wens von einer Taube wäre erlesen Matth. 13.«⁵⁴

Diese eschatologische Hoffnung ist bei Herberger kein Nebengedanke. Sie kann es auch nicht sein, weil sie das Problem des Auseinanderklaffens von Namen und Tun im Leben der Christen erzwingt. Dieses erzwingt sie, weil der Protestantismus ohne diese Hoffnung nur die Verpflichtung verspüren würde, die Übereinstimmung hier schon selbst herstellen zu müssen. Wenn er das anstrebte, würde er aber in einer gnadenlosen Verkrampfung enden. Das hat auch Herberger vermeiden wollen. Darum hat er die Schließung der Schere von der Ewigkeit erhofft, ja er hat sie für die Ewigkeit geradezu in Aussicht stellen können⁵⁵, ohne darauf zu verzichten, das ernsthafte Bemühen um sie hier schon von den Christen einzufordern.

Im Gegenteil, er unterstreicht die Dringlichkeit dieser Forderung noch dadurch, daß er dem bußfertigen Hörer den Lohn, dem verstockten dagegen die Strafe Gottes in Aussicht stellt, die beide endgültig in der Ewigkeit ausgezahlt werden: »Denn eben so gewiß als jenes ist, daß Gott alle gottlosen Leute wird in Ewigkeit strafen, so gewiß ist auch das andere, daß Gott mit frommen Leuten in Ewigkeit wird großthun. Denn dieses beides erzwingt die Gerechtigkeit Gottes. Wie die Arbeit gewesen, also muß der Lohn gefallen«⁵⁶.

Wercke machen. Kans gleich nicht gantz vollkommen geschehen / so thue man / so viel man kan« (ebd., S. 800).

53 V. Herberger, Das Himmlische Jerusalem. Neue Ausgabe durch Friedrich AHLFELD, Leipzig 1858, S. 18.

54 Ebd., S. 102.

55 »Und das ist der rechte Danck / welcher dir HErr JEsu gebühret / für deine Gnadenwerck / die du an uns gewendet / daß wir uns deinen Geist von einer Tugend zu der andern führen lassen / nach der schönen Ordnung / die du uns in den zehen Geboten hast fürgestellet. Das Wollen habe ich / HErr JEsu / gieb darzu das Vollbringen / was ich in diesem Leben nicht kan treffen und außrichten / das wil ich durch tägliche Busse bereuen / und in der lieben Ewigkeit mit grossen Freuden erstatten und einbringen / Amen« (Magnalia Dei, wie Anm. 32, Teil VI, S. 25).

56 V. Herberger, Das Himmlische Jerusalem (wie Anm. 53), S. 40.

Zum Schluß möchte ich noch einmal auf Winfried Zeller zurückkommen. Es hat sich gezeigt, daß seine These von der Frömmigkeitskrise im ausgehenden 16. Jahrhundert von Herberger her nicht bestätigt werden kann. Damit ist jedoch noch nicht die Frage beantwortet, auf die Zeller eigentlich antworten wollte, nämlich die bis jetzt nicht hinreichend erklärte Tatsache, daß es in dieser Zeit im deutschen Protestantismus zu jener weithin erkennbaren Wende zur Mystik überhaupt gekommen ist.

Für Herberger läßt sich nach dem, was hier ausgeführt wurde, eine klare Antwort geben: Die Wende zur Mystik ist von ihm vollzogen worden, weil er mit den Mitteln der traditionellen lutherischen Theologie allein die Herzen seiner Hörer und Leser offensichtlich nicht in dem Maße erreichen konnte, wie es ihm für eine Erneuerung notwendig schien. Eine Erneuerung war nach seiner Auffassung aber notwendig, um die Diskrepanz zwischen dem christlichen Namen und dem weithin nicht christlichen Leben bei den Kirchengliedern zu überwinden. Durch die Konfrontation mit Jesus, speziell mit dem Gekreuzigten, sollte es zu einer Erschütterung der Herzen kommen, der dann Buße, Bekehrung, Erneuerung, Dank, Heiligung folgen. Die Begegnung mit Jesus wird aber zu einer bloß psychischen Erschütterung ohne tieferen theologischen Gehalt, wenn die Menschen nicht davon überzeugt sein können, daß Jesus der Gottessohn ist. Um das sicherzustellen, also um die theologische Grundlage seiner ganzen Bemühung zu sichern, hat Herberger gegen Katholiken und Arianer seine *Magnalia Dei* geschrieben. Sie sind zwar sein Hauptwerk und ein Hauptwerk der mystischen Theologie dieser Zeit. Aber sie sind nicht sein Hauptanliegen. Sein entscheidendes Anliegen ist, daß es zu einer Begegnung des Herzens mit Jesus kommt, aus der dann die Erneuerung folgt.

Dem schlesischen Kirchenhistoriker Johann Adam Hensel (1689–1778) zum 300. Geburtstag

VON JOHANNES GRÜNEWALD

Wenn Siegismund Justus Ehrhardt als jüngerer Zeitgenosse des damals ein reichliches Jahrzehnt zuvor Verstorbenen 1790 in seiner *Presbyterologie* fragt: »Wer kennt wohl diesen seiner schles. Kirchen-Geschichte wegen berühmten Mann nicht?«¹, so müssen wir vermutlich diese Frage dahin abändern: Wer kennt ihn – von einigen Fachleuten abgesehen – heut noch? Wohl trifft man seine 1768 erschienene »*Protestantische Kirchen-Geschichte der Gemeinen in Schlesien*« in den meisten größeren Bibliotheken an, und wer Glück hat, kann ganz gelegentlich auch ein antiquarisch angebotenes Exemplar für viel Geld erwerben; aber der Verfasser, der über 62 Jahre Pastor in Neudorf am Gröditzberge war, ist weithin unbekannt und vergessen. Die älteren Biographien sind sehr knapp in den Personalangaben und, von Ehrhardt und Thomas² abgesehen, dürftig und zum Teil fehlerhaft³, in den neueren einschlägigen Werken, wie der *Allgemeinen Deutschen Biographie* und den *Schlesischen Lebensbildern*, hat er keinen Platz gefunden. Umso reichlicher fließen die ungedruckt gebliebenen Quel-

1 *Presbyterologie des Evangelischen Schlesiens*, IV. Teil, 2. Hauptabschnitt, Fürstentum Liegnitz, Liegnitz 1790, S. 508.

2 Johann George THOMAS, *Handbuch der Literaturgeschichte von Schlesien*, Hirschberg 1824, S. 345–46.

3 Johann Christoph ADELUNG, Fortsetzung zu Christian Gottlieb Jöchers *allgemeinem Gelehrten-Lexico*, 2. Band, Leipzig 1787, Sp. 1927; Karl Konrad STREIT, *Alphabetisches Verzeichnis aller im Jahr 1774 in Schlesien lebender Schriftsteller*, Breslau 1776, S. 62; Johann Georg MEUSEL, *Lexikon der vom Jahr 1750–1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller*, 5. Band, Leipzig 1805, S. 372. – Weitere Literaturangaben: F. G. Eduard ANDERS, *Historische Statistik der Evang. Kirche in Schlesien*, Breslau 1867, S. 497; Hellmut EBERLEIN, *Schlesische Kirchengeschichte*, Goslar 1952, S. 116; Christian PESCHEK, *Joh. Adam Hensel, ein Heimatforscher vor 200 Jahren*, in: *Schlesische Monatshefte* 13. Jg., Breslau 1936, S. 429–30 mit Portrait; Johannes GRÜNEWALD, *Predigergeschichte des Kirchenkreises Goldberg*, Glogau 1940, S. 30.

len, die auf Hensel selbst zurückgehen⁴ und mir vorliegen⁵. Aus Quellen und Literatur soll hier in gebotener Kürze das Lebensbild des Verfassers der ersten umfassenden Darstellung einer schlesischen Kirchengeschichte nachgezeichnet und damit das vor elf Jahren übersehene Gedenken an seinen 200. Todestag zu seinem 300. Geburtstag nachgeholt werden.

Nach der *Genealogia Henseliorum* waren die Henzel ein seit der Mitte des 14. Jahrhunderts in Württemberg ansässiges Adelsgeschlecht. Zu Anfang des 15. Jahrhunderts kam Johann Henzel nach Schlesien an den Hof Herzog Ludwigs II. nach Liegnitz, stand 1436 als Amtmann im Dienst der Herzoginwitwe Elisabeth und hatte ein Landgut in Nixdorf (seit 1675 Georgenthal genannt) unter dem Gröditzberge und starb 85jährig 1461. Von seinen drei Söhnen soll der mittlere, Georg, mit Herzog Friedrich I. gegen die Türken gekämpft haben, der jüngste, Heinrich, soll anfangs Mönch, dann Domherr am heiligen Grabesstift zu Liegnitz gewesen sein⁶. Infolge der Hussitenkriege verarmte die Familie und legte den Adel ab, Georgs Sohn Johannes wurde Goldberger Bürger, heiratete 1507 Barbara Helmrich aus angesehenem Geschlecht und ist beim Übertritt der Stadt zum lutherischen Bekenntnis 1522 »der erste evangelische Hensel gewesen«. Die Nachkommen lebten »in bürgerlicher Nahrung«, die 1613 beginnenden Taufbücher wiesen zahlreiche Namensvorkommen auf; bei der Generalkirchenvisitation 1655 wird der Tuchmacher Paul Hensel als einer

4 Es sind dies einmal zwei Manuskripte Familiengeschichte, die weitgehend miteinander übereinstimmen: 1. »Genealogia Henseliorum. Aus von meinem seel. Vater Joh. Adam Hensel gesammelten und mit hinterlassenen schriftl. Documenten aufs neue zusammengetragen und continuiert von mir Ernst Salomon Hensel, Pastor Wilhelmsdorf et Gröditzberge Anno 1782«. Die Personalien daraus sind als Stammfolgen veröffentlicht im Archiv für Stamm- und Wappenkunde, Monatsschrift »Roland«, 15. Jg., 1915, S. 128–133 und 16. Jg., 1915–16, S. 1–6. 2. »Henselische GENEALOGIE wiederumb aufgezeichnet von Daniel Gottfried Hensel (Pastor in Löwen Kr. Brieg) 1764–65«. – Ferner die handschriftliche Chronik »Memorabilia Neudorffensia varia oder Nachricht vom Zustande von Neudorff am Gröditzberge von Anno 1430 und 1500 bis 1748 und weiter in einer Zeit von 248 Jahren ... colligirt und eigenhändig geschrieben von Joh. Adam Hensel zur Zeit evangel. Pfarrer des Ortes Anno MDCCXLVIII den 1. Decemb. und folgenden Jahren«.

5 Es sei die persönliche Bemerkung erlaubt, daß ich die erste »Begegnung« mit Hensel als Schüler 1935 durch meinen Goldberger Religions- und Biologielehrer, Studienrat Joachim Kulke, hatte, der als Nachfahre Hensels familiengeschichtlich sehr interessiert war. Damals war es auch möglich, ein Exemplar der Kirchengeschichte als Dublette der Schaffgotschischen Majoratsbibliothek Warmbrunn für ganze 10 RM zu kaufen!

6 *Genealogia* I. Teil, S. 3. – Theodor KRAUSE, Die berühmte Schlesische Priester-Quelle (Erste Öffnung, Schweidnitz 1714), S. 20. – EHRHARDT, *Presbyterologie* IV, 1 (1789), S. 434, Anm. y.

der drei Kirchväter erwähnt⁷. Als erster der Familie erwählte der 1585 geborene Johannes Hensel, der Großvater Johann Adams, den geistlichen Stand, »in welchem die meisten Glieder des Geschlechts durch beinahe 2 saecula gelebt haben«, schreibt er in der Familiengeschichte. Es wäre reizvoll, solchen nicht einmaligen schlesischen Pastoren»filz« auch am Beispiel der Familie Hensel aufzuzeigen⁸, doch das würde fast ein kleines Pfarrerbuch ergeben! Johannes Hensel war nach seinem Studium von 1606 bis 1608 in Wittenberg am 17. November 1612 in Liegnitz zum Pastor von Weisbach bei Landeshut ordiniert worden, seit 1616 in Steinseifersdorf und von 1619 bis zu seinem Tode am 24. Juli 1651 Pfarrer von Peterswaldau. Die ihm gehaltene Leichenpredigt wie auch die für seine 1666 in Röchlitz bei ihrem Sohn Gottfried verstorbene Witwe Anna, geb. Kretsing, Tochter des Pastors Johann Kretsing in Schönwaldau, später in Lähn, die er 1613 geheiratet hatte, ist gedruckt mit ausführlichen Personalangaben⁹.

Der Vater, Gottfried Hensel, am 7. März 1621 in Peterswaldau geboren, hatte schon als Kind und später, soeben vom Studium aus Königsberg und Danzig heimgekehrt, die Schrecken des Dreißigjährigen Krieges erlebt: Als Schüler in Goldberg schleppten ihn und seinen älteren Bruder Johannes die Soldaten Wallensteins bei der Plünderung der Stadt 1633 gefangen bis nach Seichau mit, fügten ihnen aber keinen Schaden zu; 1648 schlugen ihm die Schweden auf dem adligen Hofe in Peterswaldau mit einer Flinte vor den Kopf, daß er »wie tot hinfällt und also blutig in einem Backtroge zum Vater auf den Pfarrhof gebracht wird«. Die schwere Hirnschalenverletzung – es mußten Splitter entfernt werden – wurde völlig ausgeheilt. Er erhielt in Breslau am 21. August 1648 die Ordination ad functionem Ecclesiasticam in Eccl. Petrosylvana als Amtsgehilfe seines Vaters und 1649 das Pfarramt in Ölse bei Striegau, wo ihn am 15. Dezember 1653 die Reduktionskommission vertrieb, als die Kirche den Katholiken übergeben wurde. Er hielt sich vorübergehend bei Verwandten in Goldberg auf, Anfang 1654 nahm ihn Ernst von Nimptsch auf Alt-Schönau als Informator seiner Kinder an, wo er, ständig argwöhnisch beobachtet von den Schönauer Jesuiten, sich solange aufhielt, bis ihm Ende 1658 Herzog Ludwig IV. die Pfarrei Röchlitz verlieh. Seit 1663 war er auch Senior des Goldberger Weichbildes. Er verheiratete sich zum erstenmal am 19. Juli 1661 mit Mariana Sibeth, der

7 Die Generalkirchenvisitation im Fürstentume Liegnitz von 1654 und 1655. Protokolle und Beilagen. Hg. von Gerhard EBERLEIN, Liegnitz 1917, S. 38.

8 Wie ihn Werner Gerhard an dem weit verzweigten Geschlecht Gerhard im JSKG 67/1988 veranschaulicht hat. Die Personalangaben in den folgenden Anmerkungen müssen hier auf die wichtigsten Daten beschränkt bleiben.

9 Landesbibliothek Dresden, Sammelband Theol. asc. 190 m, Univ.-Bibl. Breslau (ehemals Peter-Paul Liegnitz) R 76,10. – JSKG 39/1960, S. 40–45.

Pfarrerstochter aus Probsthain¹⁰, die nach der Geburt von sechs Kindern, von denen nur zwei Töchter am Leben blieben¹¹, am 23. Januar 1669 starb. In zweiter Ehe lebte er seit dem 21. April 1672 mit Johanna Sanfftleben, Tochter des Pastors Adam Sanfftleben in Modelsdorf¹², von sieben Kindern starben zwei früh.

In Röchlitz wurde Johann Adam am 24. September 1689 als jüngstes Kind und zweiter Sohn geboren. Die noch junge Mutter starb am 2. Februar 1693, 39 Jahre alt, zu einer Zeit, da auch im Fürstentum Liegnitz auf den Tod eines bejahrten Pfarrers gewartet wurde, um die Kirche für den evangelischen Gottesdienst schließen zu können, und Vater Hensel war bereits über 70 Jahre alt. Die Herzöge hatten das Patronat über die Röchlitzer Kirche gehabt, das Dorf war nach 1675 ein kaiserliches Kammergut geworden. Der Sohn berichtet in der Kirchengeschichte¹³ von der Sorge des sterbenden Vaters, seine beiden sieben und fünf Jahre alten Söhne könnten nach seinem Tode in einem Kloster katholisch erzogen werden; da ließ einen Tag vor seinem am 12. Juli 1694 erfolgten Tode die verwitwete Frau Anna Elisabeth von Hohberg auf Prausnitz die Kinder in einem Wagen bis nach Plagwitz bringen, von wo sie weiter nach Görlitz in das vom Vater vorsorglich gekaufte Haus gebracht wurden. Katholischerseits erlaubte man gerade noch durch Gewährung einer Frist von acht Tagen, daß die Begräbnisfeier für den verstorbenen Pastor in der Röchlitzer Kirche gehalten werden konnte, und es ist bewegend, von dem Verlangen einer dabei anwesenden schwangeren Frau zu lesen¹⁴, Gott möge ihr doch unter der Predigt zur Geburt verhelfen, damit das Kind noch in der Kirche hernach könne getauft werden, »und GOTT erfüllte ihr den Wunsch und Bitte«. Den Pfarrerskindern hat man nicht nachgestellt, sie konnten aus der Lausitz nach Schlesien zurückkehren, »genossen nebst den drey Schwestern

10 Eltern Sigismund Sibeth, geb. 2. Nov. 1613 in Ludwigsdorf bei Schönau, 1635 Probsthain, gest. 15. Januar 1683, Mutter Christina Engelmann. Die Tochter Mariana wurde in Schönwaldau am 23. März 1643 geboren auf der Flucht in die Wälder des Krieges wegen.

11 Anna Christiana, geb. 1. Juni 1662, gest. 5. Dez. 1690, verh. 1) 1678 Balthasar Lange, Pfr. in Steudnitz (gest. 20. Nov. 1686), 2) 6. Juli 1688 Christian Hertel, Pfr. in Hennersdorf bei Görlitz; Mariana, geb. 3. März 1664, gest. 13. Nov. 1681, verh. 25. Okt. 1679 Gottfried Mergo, Pfr. in Göllschau.

12 Adam Sanfftleben, geb. 29. Okt. 1622 in Steinkirch Kr. Lauban, 1650 Pfr. in Cuzendorf unterm Walde, exul 4. April 1654, 1655 Pfr. in Alzenau, 1665 in Modelsdorf, gest. 17. April 1668. Verh. Johanna Friderici (Fritsche), Tochter des Pfr. Adam F. in Schönfeld bei Bunzlau. Die Tochter Johanna, geb. 1654 in Cuzendorf, hatte P. Hensel nach dem Tode seiner Frau 1669 ins Haus genommen, »seine 2 Töchter in weiblichen Sachen zu unterrichten«, bis er sie nach sieben Jahren heiratete.

13 S. 511.

14 Ebd. und Familiengeschichte.

das völlige halbe Gnadenjahr, wie sonst gewöhnlich, und diese beyden Söhne sind theils im Schulstande¹⁵ theils in der Kirche bis itzo in ihren Ämtern, und es gehet ihnen durch die gnädige Vorsorge GOTTES wohl«.

Johann Adam erhielt den Pilgramsdorfer Pastor Joachim Sanfftleben¹⁶, einen Vetter seiner Mutter, zum Vormund, der, kinderlos verheiratet, sich des Waisen annahm und ihn neun Jahre »sehr milde und gutt« erzog; er ließ ihn auch an dem Unterricht teilnehmen, den der Hofmeister Caspar Wanner, später Pastor in Conradsdorf bei Haynau¹⁷, den jungen Herren von Wiese auf dem Pilgramsdorfer Schlosse gab. 1703 kam er nach Breslau auf das Gymnasium zu St. Elisabeth, wo er fünf Jahre blieb und für 20 Silbergroschen wöchentlich in Bürgerfamilien zu Tisch ging. Während seiner beiden letzten Schuljahre war er zugleich Hauslehrer bei dem Kaufmann Tobias Röbel auf dem Salzringe. Ostern 1708 begab er sich nach Leipzig zum Studium der Theologie, als Goldbergensis ist er im Sommersemester in der Matrikel eingeschrieben. Von Professoren der theologischen Fakultät, die er hörte, nennt er Joh. Olearius, Adam Rechenberg, Joh. Ittig, Superintendent, Gottfried Olearius, D. Cyprian und Joh. Schmideus. Er wohnte in Leipzig bei dem Kupferstecher Andersohn auf dem Neuen Markt. Ehe er nach Ostern 1711 nach Hause zurückkehrte, unternahm er eine kleine »Lustreise« nach Weißenfels, Naumburg, Schulpforta, Erfurt, Gotha, Halle und Wittenberg. Danach unterrichtete er in Dittersbach bei Lüben zwei Kinder der verwitweten Frau von Unruh. Er hatte gehofft, in Röchlitz oder Großendorf Pfarrer zu werden, »aber vergeblich«. Er ließ sich mit zwei anderen Studiosis von dem Liegnitzer Konsistorium durch Superintendent Baudisius examinieren und zog wieder nach Pilgramsdorf zur »Sublevation« seines alten Veters Sanfftleben. Da fiel im nächsten Jahr die Entscheidung über seinen weiteren Lebensweg. Vor Septuagesimae 1715

15 Gottfried Hensel, geb. 16. Febr. 1687 in Röchlitz, 1707 Univ. Wittenberg, 1714 Schulkollege, 1728 Rektor in Goldberg. Infolge von Intrigen durch den kath. Rat 1731 vom Amte suspendiert, 1732 Rector scholae in Hirschberg, gest. 19. Dez. 1765. Verh. Goldberg 17. Mai 1718 Anna Rosina Bergmann. 11 Kinder. Die Tochter Helena Rosina heiratet 8. April 1752 Pfr. Ehrenfried Liebich in Lomnitz, die Tochter Susanna Sophia 1763 Pfr. Joh. Gottfried Nixdorf in Berbisdorf.

16 Geb. 31. Juli 1653 in Falkenhain, Vater Joachim S., Pfr. (Bruder von Adam S.), als exul von Falkenhain kam er 1660 nach Pilgramsdorf, wo der Sohn 1678 sein Amtsgesamte und 1685 sein Nachfolger wurde. Gest. 30. Juli 1736. Verh. 24. Nov. 1681 Anna Martha Thym, Vater Dr. med. Ignatius T. in Goldberg.

17 Aus Goldberg, S 1693 Univ. Leipzig. 1708 P. in Konradsdorf, heir. Lobendau 12. Juni 1708 Sophia Catharina Köllner, Pächterstochter aus Blumen. Er legt 1733 das Amt nieder wegen unmoralischen Lebenswandels seiner Frau.

ließ ihn der erkrankte Pastor Christoph Ehrenfried Bucher¹⁸ im benachbarten Neudorf um eine Predigt bitten, die er auch an diesem Sonntag hielt, und als am selben Nachmittag der noch junge Pastor unter Hensels Einsegnung »sehr geschwinde« gestorben war, trug ihm der Patron Georg Friedrich von Wiese eine Probepredigt auf das Fest Philippus und Jakobus (1. Mai) an, die er annahm, »kriegt gleich, da er predigen sollte, das Fieber, Gott half aber, daß er's konnte, und bekam bald nach Tische die Vocation«¹⁹. Bei der Ordination in Liegnitz am 28. Juni »hatte er das Fieber noch immer, daß er kaum herumgehen konnte«. Am 9. p. Trin. zog er in Neudorf an und »ward wieder gesund«.

Über seine Familienverhältnisse lassen wir ihn selbst aus seinen »Memorabilia Neudorffensia«, die er 1748 aufzuzeichnen begonnen hatte, berichten: »Anno 1716 den 22. Julii wurde ich durch göttliche Führung copulirt durch Joachim Sanfftleben in Pilgramsdorf mit des Herrn Antecessoris hinterlassenen noch jungen Wittib, Eva Magdalena Albertin, Gottfried Alberti's, Diaconi in Bernstadt in der Oberlausitz²⁰ Tochter (geb. 26. April 1689), welche die einzige Tochter Herrn Buchers, als ein Kind von $\frac{6}{4}$ Jahren zu mir brachte, die ich treulich erzogen und endlich glücklich an Magister Zobeln in Glogau²¹ verheyrahet. Mir hat Gott 8 Kinder gegeben, deren 3 gestorben und hier unterm Leichensteine am Pfarrhofe liegen; 2 Söhne aber und 3 Töchter leben zu meiner Freude. Der älteste Sohn Johann Gottfried²² ist schon 1742 als Pastor zum neuen Bethause in Langenau im Hirschbergischen vociret, der andere Ernst Salomon²³ ist candidatus ministerii, die

18 Geb. 10. Juli 1683 in Frauenhain Kr. Großhain. Vater Christoph Friedrich B., Pfr., 1706 Pfr. in Leopoldshain, 1709 Neudorf, gest. 17. Febr. 1715. Verh. Bernstadt a. d. Eigen 1. Nov. 1707 Eva Magdalena Alberti.

19 Genealogia 1. Teil.

20 Geb. 8. Nov. 1650 in Planschwitz Kr. Oelsnitz. 1684 Diakonus in Bernstadt. Gest. 30. April 1723 (R. GRÜNBERG, Sächsisches Pfarrerbuch II. Teil, 1940, S. 7).

21 M. Christian Gottlieb Zobel, geb. 3. Juni 1702 in Schönau (Katzbach). Vater Georg, Müller. 21. April 1723 Univ. Wittenberg, 30. April 1725 Magister. 1732 Rektor in Goldberg. Ord. in Liegnitz 24. Juli 1732 zum 4. Diakonus in Glogau, seit 1743 Pfr. in Dalkau. Gest. 13. Dez. 1761. Verh. Neudorf 9. Juni 1733 Beate Christiane Bucher, geb. 18. Juni 1714, gest. 28. März 1790 in Dalkau, sieben Töchter, drei Söhne.

22 Geb. 4. April 1720. 1735–39 Univ. Leipzig. Ord. in Breslau 13. April 1742 für Langenau. Gest. 6. Okt. 1771. Verh. nach Ostern 1750 Christiana Magdalena Haude, Kaufmannstochter aus Hirschberg, keine Kinder.

23 Geb. 29. Dez. 1724. 10. Mai 1743 Univ. Leipzig. Hauslehrer. Ord. in Glogau 24. Febr. 1753 für Wilhelmsdorf und Gröditzberg. Legt März 1786 das Amt nieder (Abnahme der Kräfte, beschwerlicher Dienst bei zwei Kirchen, besonders im Winter, traurige Erfahrung, daß bei gegenwärtiger Denkungsart ein rechtschaffener Prediger sein Amt fast ohne Frucht tragen muß, enorme Kränkungen von einem Teil seiner Kirch Kinder, die mit der Parochie verbundene höchst lästige Landwirtschaft waren die Gründe, die er selbst in den Ergänzungen zur Familiengeschichte des Vaters angibt). Er zieht nach



Johann Adam Hensel, 1689–1778, Pastor in Neudorf am Gröditzberge von 1715 bis 1778.
Ölgemälde, bis 1946 in der Kirche zu Neudorf

älteste Tochter Christiane Beate ist 1742 verheyrathet mit Herrn Johann Gottfried John, Pastor bei dem evangel. Bethause in Kezsdorf und Seitendorf²⁴. Die jüngsten 2 Töchter Eva Magdalena²⁵ und Erdmuth Friederike²⁶ sind noch in meinem Hause, bis sie Gott vaterreu weiter führen wird. Weiter will ich itzo nichts anführen, als Gott preisen, der mich, da ich dieses schreibe, mit geistlichem und leiblichem Segen und Wohlthaten gekrönet hat, im Glück und Unglück väterlich geführet bis in das 60. Jahr meines Lebens und 34. des Amtes. Gott helfe bis zum Ende, ob ich gleich noch gesund und bei guten Kräften bin.« Das schrieb er 1748/49, und fast noch 30 weitere Jahre sind ihm geschenkt worden!

Die aus dem Mittelalter stammende Kirche war 1704–1706 erweitert und fast neu erbaut worden, vor allem wegen der vielen »Fremden«, die in Neudorf nach der Rekatholisierung der Kirchen von Wilhelmsdorf und Gröditzberg Zuflucht suchten, so groß, daß sie mit dreifachen Emporen mehr als 3000 Menschen Platz bot, zu groß für die Gemeinde nach der Rückgabe der Nachbarkirchen im Fürstentum Liegnitz an die Evangelischen infolge der Altranstädter Konvention 1707, weshalb der weitere Innenausbau ins Stocken geraten war und der junge Pastor nun daran gehen mußte, ihn zu vollenden. »1718 festo Trinitatis wurde mit Predigt und Musik der schöne neue Altar eingeweiht zur göttlichen Ehre. Der Bildhauer war Gottfried Linke in Löwenberg, aus Sachsen gebürtig. Johann Ernst Keutsch, der hernach auch unsere ganze Kirche gemalet, staffirte ihn in Harpersdorf, ehe er völlig aufgerichtet ward.« Von ihm stammen wohl auch die biblischen Bilder an den Brüstungen der Emporen, die heute noch unverändert, ein wenig verblaßt in den Farben, vorhanden sind. Besonders prächtig gestaltet muß die Decke, der »Kirchenhimmel«, gewesen sein, der 1886 bei einer notwendigen Dachreparatur abgebrochen werden mußte²⁷.

Als Schlesien preußisch geworden war und die Nachbargemeinden im

Haynau, wohnt seit 1791 in Steinsdorf, hilft dort und in Märzdorf aus. Gest. 8. August 1807. Zweimal verh.: 1) Meffersdorf 6. Febr. 1754 Elisabeth Erdmuth Frieztsche, älteste Tochter des Pf. Carl Gottfried F., gest. 7. Febr. 1756, 26 J. alt. 2) 16. Febr. 1757 Juliana Sophia Ihle, jüngste Tochter des Kaufmanns und Ratsherrn Matth. J. in Hirschberg. Von den 15 Kindern der zweiten Ehe starben neun klein.

24 Geb. 18. Febr. 1706 in Jauer, Vater Bürger. 1726 Univ. Leipzig. Hauslehrer in Goldberg, Neudorf und Pilgramsdorf. 1739 Katechet in Lissa (Posen). Bis 1742 Substitut in Zaborowo. 1742 nach Ketschdorf und Seitendorf berufen. Gest. 28. März 1779. Verh. Neudorf 10. Nov. 1742. Die Witwe starb am 9. Dezember 1790 in Ketschdorf bei ihrem Sohn, Pf. Samuel Traugott John.

25 Geb. 6. April 1726, gest. 17. Januar 1776 unverheiratet.

26 Geb. 26. Juni 1731. Sie kam im Juni 1798 bei einem Brandunglück ums Leben, als sie auf dem Hofe in Leuthen bei Neumarkt ihre Söhne retten wollte.

27 Bruno HEYLAND, Von der Kirche in Neudorf am Gröditzberge, in: Heimatkalender für die Kreise um den Gröditzberg, Bunzlau, Goldberg-Haynau, 5. Jg., 1932, S. 46–48.

Fürstentum Jauer ihre eigenen Bethäuser erbauten, hörten die »Kirchfahrten« von außerhalb auf, es verringerte sich nach 1741 die Zahl der Gottesdienstbesucher, der Abendmahlsgäste und Täuflinge – »da vorher 4000 Communicanten und 100 Täuflinge hier jährlich waren, sind itzo kaum 2000 und 40 Taufen übrig«²⁸ –, was natürlich auch erhebliche finanzielle Einbuße bedeutete: »Da wir im Klingebeutel 130 Thaler (vorher) sammelten, sind kaum 50 übrig; wir zogen also die Kirchen-Musik und einige Unkosten ein.« Berufungen in andere Pfarrämter sind Hensel wiederholt angetragen worden, so 1728 nach Kunitz, 1729 nach Jauer, 1742 nach Deutmannsdorf und Kauffung, 1744 nach Kroitsch – er hat sie alle abgelehnt. »Ich blieb bei meiner alten Gemeinde vergnügt, mein Leben hier vollends zu beschließen.« Bei zahlreichen Bekundungen seiner Treue zum österreichischen Kaiserhause, die sich in der Familiengeschichte finden, begrüßte er doch die neue preußische Regierung, vor allem um der von ihr gewährten Religionsfreiheit willen und da seine Heimatkirche nun keine *ecclesia pressa et tantum ex gratia tolerata* sein mußte, wie sie es bisher gewesen war²⁹. Von seiner persönlichen Begegnung mit König Friedrich dem Großen in Neudorf 1757 ist an anderer Stelle berichtet worden³⁰.

Es ist uns von Hensel keine Predigt überliefert, auch von den Leichenpredigten, die er verstorbenen Amtsbrüdern des Goldberger Kreises oder Familiengliedern der adeligen Grundherrschaften in der Umgegend gehalten hat, wurde keine gedruckt. Er erwähnt nur einmal den ihm von dem Goldberger Senior und Inspektor M. Johann Siegismund Hoffmann³¹ aufgegebenen Predigttext bei der Kirchenvisitation in Neudorf am 11. April 1752, Römer 3,24–25, den er höchst einfach so thematisiert und disponiert hat: Die Ehre Gottes in der wichtigen evangelischen Glaubenslehre von unserer Rechtfertigung, 1. nach ihren Ursachen, 2. nach ihrer Beschaffenheit. Recht aufschlußreich ist die Schilderung des Visitationsgottesdienstes, die Hensel gibt, einiges sei daraus angeführt: Nachdem der Senior am 10. April abends mit dem Glöckner auf dem Pfarrhofe angekommen war, »ward den 11. morgens 7 Uhr eine Viertelstunde geläutet, der Gottesdienst fing gleich an mit dem Liede Allein Gott in der Höh sei Ehr, darauf las ich vorm Altare eine Collecte, es folgt ein Lied auf den Text: Auf, auf, o

28 Memorabilia Neudorffensia VIII. Abtheilung: Von der Kirche.

29 Im Vorbericht des Verfassers zur Kirchengeschichte § I, 6 und IX.

30 JSKG 65/1986, S. 170–71.

31 M. Johann Siegismund Hoffmann, geb. 8. Febr. 1711 in Goldberg. Vater Christoph Siegismund H., Diakonus. 5. 10. 1729 Univ. Leipzig, 21. 2. 1732 Mag. Ord. in Liegnitz 21. Juni 1738 zum Diakonus in Goldberg. Dez. 1738 Senior und Inspektor. Gest. 25. Mai 1754. Verh. mit der zweiten Tochter des Diakonus Zacharias Lange in Kreibitz. Die Goldberger Pfarrchronik schildert Hoffmann als einen unruhigen und zänkischen Mann.

Mensch, es ist nun Zeit, zu suchen die Gerechtigkeit³². Nach der Predigt kurz gebetet, alles kaum eine Stunde, ward gesungen: Ach bleib mit deiner Gnade. Darauf kamen alle Kinder vor den Altar, und ich hielt mit ihnen Examen in Wiederholung der Predigt und aus dem Catechismo von der Erlösung eine halbe Stunde. Hierauf kam der Senior, welcher auf der herrschaftlichen Bühne bisher mein Zuhörer gewesen war, herunter. Unter dem Liede: Es will uns Gott gnädig sein, kleideten (wir) uns beyde in der Sacristei in Albis an, gingen miteinander vor den Altar. Da das Lied aus war, kehrten wir uns beide vorm Altar zum Volke, und der Senior hielt eine kurze Anrede von Gottes Wohlthaten wegen Religions-Freiheit im Lande, betete vor den König, Herrschaft, Pfarren und Gemeinde und beschied alle auf den Pfarrhof nach dem Gottesdienste. Zu Ende der Rede wurde gesungen: Verleih uns Frieden gnädigl. Darauf sprach ich den Segen zum Volke, und es wurde alles beschlossen mit dem 8. Verse, Sei Lob und Ehr, Ihr, die ihr Christi Nahmen nennt. Alsdann gingen wir alle um die Kirche und wieder in die Kirche, ob sie sammt dem Kirchhofe bauständig wäre, hernach wir, Herrschaften und Beamte, Scholtzen, Gerichte aus beiden Gemeinden sammt den Kirchvätern auf den Pfarrhof; von der Gemeinde kam niemand, denn sie hatten nichts zu beklagen... Nach Revision der Kirchenbücher – von 2 bis 4 Uhr hatte man eine Mahlzeit eingenommen – wurde die Rechnung vom Senior, der Herrschaft und mir unterschrieben. Um 6 Uhr ging der Senior mit mir in die Schule. Der Schulmeister mußte eine gute Viertelstunde mit den Schulkindern katechisieren, alsdann kehrten wir wieder zurück auf den Pfarrhof. Der Senior setzte sich auf seinen Wagen und wurde in Gottes Nahmen nach Wilhelmsdorf von den dortigen Bauern um 7 Uhr abgeholt. Vor seine Bemühungen hatte er 2 Floren (ca. 5 Mark) in allem zu fordern, wir zahlten ihm aber 2 Thaler Schles. (ca. 6 Mark), und dem Glöckner Fürstenwald gaben wir zum Trinkgelde 15 Sgr., doch hatte derselbe gar nichts zu fordern. Und also war der ganze Actus beschlossen.«

Daß Hensel seiner Gemeinde ein treuer Seelsorger war und ihr absolutes Vertrauen besaß, dafür ließen sich aus seiner Ortschronik zahlreiche Beispiele anführen³³.

32 Im Burg'schen Gesangbuch (Breslau 1755) steht das 10strophige Lied ohne Verfasserangabe, Nr. 759.

33 Hensel beschreibt unter *Miscellanea varia* in der Kirchenchronik ausführlich die Hinrichtung einer 35jährigen Witwe, einer wohlhabenden Bauersfrau im Oberdorfe, die das mit ihrem Knecht in Unehren gezeugte Kind um Michaelis 1721 getötet und im Garten heimlich verscharrt hatte. Er und Pfarrer Sanfftleben begleiteten sie am 5. Febr. 1722 zum Galgen, wo sie enthauptet wurde. »Sie starb christlich und getrost, war sonst meine Gevatter, die uns zu ihren vorigen ehelichen Kindern gebeten hatte, sie empfahl mir ihre 4 jungen Kinder, ehe sie niederkniete, bei der Herrschaft für ihre gute Erziehung

Im Vorbericht zu seiner Kirchengeschichte bekennt er sich zu strenger Objektivität in der Darstellung der historischen Tatsachen und meint, sich entschuldigen zu müssen, wenn er diese in Bedrückung der protestantischen Schlesier so wiedergibt, wie sie wahrhaftig gewesen sind; ebenso weiß er sich zur Toleranz gegenüber Andersdenkenden verpflichtet. Er empfindet Abscheu vor allem Gewissenszwang, wenn er von den harten Maßnahmen seitens der kaiserlichen Regierung und der in Harpersdorf stationierten Jesuitenpatres zur Bekehrung der Schwenckfelder berichtet, die dort und in dem zu Neudorf eingepfarrten Hockenau wohl »in ihrem alten Eigensinn« verharren, aber »sonst ein ruhiges Leben in gehorsamen obrigkeitlichen Diensten zu führen suchten«, und er urteilt, »daß man sehr hart und oft ganz unbillig mit denselben gehandelt«³⁴. Das 792 Seiten umfassende Werk³⁵ nötigt uns noch heute Hochachtung gegenüber dem fleißigen Manne ab, der in jahrzehntelangem Sammeleifer neben der ihm in seinem abgelegenen Dorfe zur Verfügung stehenden Bücherei die Materialien aus »vielen Manuscripten, Documenten, Monumenten, Kirchen-Büchern, Raths-Büchern in Städten, Dörfern und adlichen Höfen« zusammengetragen und verarbeitet hat; eine erstaunliche Fülle an Stoff bietet er aus den von ihm aufgespurten Quellen und Urkunden, deren Überlieferung deshalb so wichtig ist, weil die Originale vielfach inzwischen verlorengegangen

zu bitten, und gab mir ihr gutes Schnupftuch, daß es die Kinder wieder haben sollten«. – Bei der Visitation 1752 waren im Bericht des Seniors an das Oberkonsistorium verschiedene Mängel geäußert worden, die die Verwaltung der Kirchenkapitalien betrafen und daß die Kirchväter die Kirchenrechnungen nicht nach dem neu zugegangenen Schema gehörig gefertigt hätten. »Darauf habe ich im Namen der Kirchväter dem Consistorio deutlich geantwortet und der Kirchväter ihr Unschuld gerettet den 3. October 1752, das übrige aber wegen der Schematis der Kirchenrechnungen und Schlösser vor die Klingebeutel solle genau beobachtet werden«. Es klingt fast ein wenig zwischen den Zeilen nach Humor, mit dem der alte Pastor den Bürokratismus der Behörde quittiert.

34 Kirchengeschichte S. 677, 683. Dort teilt er auch die Urkunden und Anschreiben der Regierung 1719 gegen die Schwenckfelder sowie die Strafandrohungen mit, die gegen Hensel und Pastor Neander von Harpersdorf gerichtet waren, falls sie Amtshandlungen an Schwenckfeldern vornehmen sollten.

35 Der vollständige Titel lautet: Johann Adam Hensels, / Predigers bey der evangelischen Gemeine zu Neudorf am Grätzberge, / Protestantische / Kirchen=Geschichte / der Gemeinen in Schlesien / Nach allen Fürstenthümern, vornehmsten Städten / und Oertern dieses Landes, / und zwar / vom Anfange der Bekehrung zum christlichen Glauben vor und nach / Hußi, Lutheri und Calvini Zeiten bis auf das gegenwärtige / 1768ste Jahr, / Nebst einem vollständigen Verzeichniß aller itzt lebenden Geistlichen / bey den evangelischen Kirchen, / in acht Abschnitten / abgefasset / und mit einer Vorrede versehen / von / Friedrich Eberhard Rambach, / Königlich Preußischem Ober-Consistorialrath und Inspector der Kirchen / und Schulen in Schlesien. Mit gnädigster Freyheit. Leipzig und Liegnitz. Im Verlag David Siegerts, 1768. – Einige Fotokopien des Gesamttextes stellte 1970 Pfarrer Reinhard Hausmann in Lübeck her.

sind, so daß sein Buch – wenn auch in vieler Hinsicht überholt³⁶ – seinen unbestreitbaren Quellenwert behalten wird. Das gilt besonders auch von seinem Manuskript gebliebenen zweibändigen Werk »Aurimontium vetus diplomaticum« (das alte Goldberg in Urkunden)³⁷, worin er seiner Heimat, der er sein Leben lang treu geblieben ist, ihren deutschen Ursprung im Anfang des 13. Jahrhunderts unleugbar bescheinigt hat. Da sehen wir ihn

36 Kritische Stimmen zu Hensels Werk hat es schon bald nach seinem Erscheinen gegeben. Fast uneingeschränkt anerkennend äußert sich der Breslauer Rektor Klose (»Neue Litterarische Unterhaltungen 1774, 1. Stück, S. 10«): *Contenti simus hoc Catone! Er hat soviel geleistet, als es in seinem Vermögen war; und wer kann mehr?«*. Ihm gibt Ehrhardt, der oft sehr hart in seiner Kritik ist, »zwar einigermaßen recht, gleichwohl aber wird man jetzt, nachdem weit mehrere Quellen zur Schles. K. Gesch. aus Archiven, Bibliotheken u. Manuscripten ans Licht gebracht u. Mehreren eröffnet worden sind, nicht mehr ganz mit Hensels Fleiß u. Vortrag der Sachen (sonderlich was Ordnung u. Genauigkeit hierinnen betrifft) zufrieden seyn: Ich weiß es wohl, daß ich um meiner Offenherzigkeit willen in Beurtheilung andrer Schriften, vielmals Undank bei Manchen verdiene? Allein, ich denke, es sey der gel(ehrten) Welt nützlicher, wenn man der historischen Wahrheit mehr als dem Ansehen der u. jener Schriftsteller frohnet!« (Presbyterologie IV, 2, S. 509, Anm. q). – Nach Professor Hans Leube (in seinem Aufsatz »Volkstum und Protestantismus. Aus den Anfängen der schlesischen Kirchengeschichtsschreibung« im Jahrbuch des Vereins für schles. Kirchengeschichte XXIX. Band, 1939, S. 26–27) bezieht »der Verfasser schon durch die Wahl des Titels »protestantisch« den Standpunkt des Aufklärers, der in der Reformation zuerst den negativen Protest, nicht die aufbauende Glaubensbewegung sieht«. Außerdem wirft er ihm »Mangel an völkischem Selbstgefühl« vor, weil Hensel die germanische Frühzeit Schlesiens fragwürdig erscheint, und er bedauert, daß das nationale Anliegen aus der Kirchengeschichtsschreibung der Aufklärungszeit verschwunden sei, das gerade in Schlesien von der Reformation neue starke Antriebe erhalten hatte (Melanchthon). Leubes Aufsatz ist vor gerade 50 Jahren geschrieben (!). Immerhin erkennt er an, daß Hensel als Stoffsammler wie viele andere jener Zeit viel Material an Zahlen und Namen bietet. – Nach Hellmut Eberlein (Schles. Kirchengeschichte 1952, S. 116) schrieb Hensel im Geist einer milden, fast zu weichen Toleranz (wogegen zu sagen ist, daß er durchaus genug Beispiele für konfessionelle Unduldsamkeit anführt und solches Verhalten entschieden zurückweist).

37 Johann Adam Hensel, Pfarr zu Neudorf am Graetzberge, *Aurimontium vetus diplomaticum ex centenis Monumentis in Curia et aliis locis obvis illustratum* / oder die Goldbergischen Merkwürdigkeiten, so aus mehr denn 100 Documenten extrahirt und erläutert werden, wobey auch manches von den neuen Zeiten berührt, und aus den Monumenten des Landes von andern Örtern bewiesen wird. Bestehende in II Theilen: 1. Theil handelt von der Stadt Goldberg, 2. Theil von den Kreis-Dörfern, in welchen Kirchen stehen, da denn alte und neue Sachen vorkommen. Ao: 1758. Die Originale waren im vorigen Jahrhundert mit den im Goldberger Ratsarchiv verwahrten Originalurkunden an das Breslauer Staatsarchiv abgegeben worden; ob sie erhalten geblieben sind, ist unbekannt. Die 1829 unter Aufsicht von Superintendent Dr. Worbs in Priebus für das Ratsarchiv in Goldberg angefertigten Abschriften sind ebenso wie die davon von mir 1935 genommenen nach 1946 verloren gegangen. Vom 1. Teil ist die Kopie eines Schreibmaschinenexemplars vorhanden, u. a. auch in der Bücherei des deutschen Ostens in Herne (hergestellt um 1935 von Dr. Peter Plein in Neudorf a. Gr.).

die Landstraße nach Goldberg wandern – über Pilgramsdorf und Hermsdorf und weiter nach seinem Geburtsort Röchlitz wie auch zu den übrigen Kirchdörfern des Kreises, zum Schlosse in Neukirch mit seinem reichen Archiv –, wenn wir bei Ehrhardt lesen³⁸: »Bis in sein hohes Alter war er ein Mann von außerordentlich starken und muntern Leibes- und Seelenkräften, und war im Stande, manchen Tag 6 bis 7 Meilen, ohne viele Beschwerden, zu Fus zu laufen. Dergleichen Reisen stellte er besonders gerne an, wenn er Gelegenheit fand, da und dorten Materialien zu seiner Geschichte zu sammeln, oder wenigstens zu hoffen.«

Hören wir ihn zum Schluß noch einmal selbst in seinen Neudorfer »Memorabilien«: »1765 d. 9. p. Trin. habe ich unter göttlicher Gnade mein Amts-Jubiläum dankbarlich begangen. Die Jubelpredigt hielt ich selber bei guten Kräften. Drauf hielt mein jüngster lieber Sohn, Pastor in Wilhelmsdorf, eine treumeinende Dankrede. Den folgenden Tag kamen alle meine Kinder bei mir zusammen, vergnügt zu sein, und dabei hatte meine jüngste Tochter Erdmuth Friederike Verlobung mit Herrn Johann Friedrich Floricke, itzo Amtmann auf unserm Hofe, mit welchem ich sie den 9. October copulirt habe.«

Noch über elf Jahre konnte er sein Amt allein verrichten, dann ließen die Kräfte, vor allem auch das Augenlicht, nach, so daß er Ende 1776 in Carl Friedrich Heidrich, Pfarrerssohn aus Zobten am Bober³⁹, einen Substituten annehmen mußte, der auch sein Nachfolger wurde. Hensel starb am 2. (nach dem Kirchenbuche am 3.) Februar 1778, abends um 11 Uhr, an völliger Entkräftung im Alter von 88 Jahren, 4 Monaten und 10 Tagen, nachdem er als Pastor in Neudorf sein Amt 62 und ein halbes Jahr rühmlich geführt hatte. »Er wurde den 6. Febr. bey sehr volkreicher Versammlung nach seinem Verlangen mit einer Parentation begraben, die der Vater seines Substituten⁴⁰ hielt über die Worte Actor. 15, V.11: Wir glauben durch die Gnade des Herrn Christi selig zu werden.« Sein Grab befand sich dicht bei der Kirche auf ihrer Nordostseite, wo auch seine Witwe Eva Magdalena beigesetzt wurde, nachdem sie fast 90 Jahre alt am 10. Januar 1779 in

38 Ebd., S. 508.

39 Geb. 8. Juli 1749 in Zobten. 1770 Univ. Frankfurt. Ord. in Glogau um Ostern 1777, Pastor seit 11. Mai 1778. Gest. 13. Nov. 1813 nach Rückkehr von der Flucht vor den Franzosen. Verh. 25. Mai 1782 Johanna Henriette Friederike von Tschirnhaus, einzige Tochter des Erb- und Lehnsherrn Carl Gottlob Wilhelm v. Tsch. auf Nieder-Baumgarten bei Bolkenhain. Sie starb am 23. Jan. 1817 in Goldberg.

40 George Friedrich Heidrich, geb. 25. März 1717 in Kreibau. Vater Brauer. Hofmeister in Adelsdorf. Angebliches Studium in Leipzig wie auch Ordination in Rauschwitz 1741 (Hensel, Kirchengesch. S. 709) nicht nachweisbar. 1742 P. in Zobten. Gest. 19. März 1779. Verh. 14. 8. 1742 Martha Ragnet aus Berlin. (Schles. Gottesfreund, Nov. 1956, S. 947 mit Bildnis).

Wilhelmsdorf bei ihrem Sohne gestorben war. Die Grabstätte war uns bis zuletzt bekannt, der schöne Rokokograbstein, erst 1827 errichtet, später in die Kirche versetzt, trug die Inschrift:

Hier schlummert
Herr Johann Adam Hensel
gew. Pastor zu Neudorf,
geb. d. 24. September 1689
gest. nach 62 jähriger Amtsführung
d. 2. Februar 1778
in dem Alter von 88 Jahren 4 Mon.

Rastlos strebte sein Geist nach vielfach fruchtendem Wissen,
Um auf dem Acker der Welt Samen des Guten zu streu'n.
Jetzt empfängt er am Thron des liebenden heiligen Vaters
Der Vergeltung Lohn, den seine Treu ihm erwarb.

Das Ölbild, das zwischen Altar und Kanzel mit den anderen Pastorenbildern an der unteren Empore hing und wahrscheinlich nach dem der Kirchengeschichte beigegebenen Kupferstich⁴¹ gemalt wurde, ist nach 1945 aus der Kirche verschwunden. Die Pfarrchronik »Memorabilia Neudorf-fensia« ist als Autograph im polnischen Staatsarchiv Liegnitz erhalten, die zweibändige Abschrift, die Pastor Krause nach 1865 angefertigt und weitergeführt hatte, verwahrt der katholische Pfarrer im heutigen Nowa Wies Grodziska.

41 Es trägt die Unterschrift: Johann Adam Hensel, Evangelischer Pastor in Neudorf am Graetzberge in Schlesien natus 1689 im Amte 53 Jahr vocatus 1715. I. D. Philippin geb. Sysangin st. Einen Einzelblattabdruck bot 1970 der Bildkatalog III des Zentralantiquariats in Leipzig Nr. 1575 für 20 Mark an. Die dort angegebenen Maße sind 21,3 × 25 cm.

Schlesiens musikhistorische Beziehungen zu Ungarn

VON RÓBERT ÁRPÁD MURÁNYI

Schlesien und Ungarn sind Länder, die mehrere hundert Kilometer entfernt voneinander liegen. Aber solange die heutige Slowakei (bis 1919) zu Ungarn gehörte, waren sie Nachbarn, ja noch mehr, »fast 400 Jahre hindurch lebten Schlesien und Ungarn in Staatsunion.«¹ »Schlesien hatte früher nie eine so einflußreiche Stellung in Ungarn gehabt, wie jetzt« [unter König Matthias].² »Er gab zum erstenmal Schlesien eine solche politische und wirtschaftliche Bedeutung, die es früher nie gehabt hatte, ohne daß er ihm dafür größere materielle Opfer auferlegt hätte als seinem ungarischen Reiche. Breslau wurde unter seiner Regierung zu den schönsten deutschen Städten gezählt.«³ »Breslauer Humanisten hatten als erste die Gründung einer Universität in Breslau angeregt und erhielten auch den Stiftungsbrief Wladislaws dazu (Ofen, 20. Juli 1505).«⁴ »Unter Ferdinands Nachfolger Maximilian II. wurde zum erstenmal die ›Türkenglocke‹ angeordnet. Sie erinnerte Breslau und ganz Schlesien täglich an die unmittelbare Türkengefahr, insbesondere aber an den heldenhaften Tod des ungarischen Grafen Zrinyi in der Burg Sziget (7. Sept. 1566)...«⁵ »Mit der Thronbesteigung des großen Herrschers Friedrich II. einerseits, andererseits mit dem Regierungsantritt von Maria Theresia begannen die großen politischen Ereignisse, welche mit der Befreiung Schlesiens auch die politische Union mit Ungarn als Besitz der Habsburger lösten. ... Der rege Handelsverkehr zwischen Schlesien und Ungarn mußte infolge völliger Sperre der uralten Handelswege durch Maria Theresia plötzlich aufhören. Parallel damit ging auch die geistige Sperrung der Grenzen.«⁶

Die hier skizzierten politischen Ereignisse lassen darauf schließen, daß wir

1 Franz HELLE, *Breslau und Schlesien in den deutsch-ungarischen Kulturbeziehungen*, Budapest 1937, S. 24.

2 Ebd., S. 9.

3 Ebd., S. 13. Siehe dazu noch: Lothar HOFFMANN-ERBRECHT, *Musikgeschichte Schlesiens*, Dülmen 1986, S. 29.

4 Ebd., S. 16.

5 Ebd., S. 17.

6 Ebd., S. 22.

die musikhistorischen Beziehungen zwischen Schlesien und Ungarn im 16. und 17. Jahrhundert suchen müssen.

Freilich haben die Stadtbrände und die vielen Kriegsereignisse bis in das 20. Jahrhundert sehr viele Dokumente vernichtet, andere wiederum sind uns nicht zugänglich. So bleibt dieser Aufsatz nur ein Versuch, einige Angaben mitzuteilen und andere Musikwissenschaftler an Ort und Stelle zum weiteren Forschen anzuregen.

Wohin Ungarn gekommen sind und welche schlesischen Städte mit Ungarn zu tun hatten, dazu möchte hier eine kurze – aber bei weitem nicht vollständige – Aufzählung der Städtenamen folgen, die in ungarländischen Akten vorkommen: Breslau, Brieg, Goldberg, Görlitz, Jägerdorf, Lauban, Liegnitz, Schweidnitz, Weidensee.

Eines der kostbarsten und schönsten Dokumente kommt aus dem Spätmittelalter: Die Breslauer hatten für sich ein Missale schreiben lassen. Wir finden darin dreimal die Bemerkung *secundum chorum wratislawiensem* (194^r, 197^v, 242^r), außerdem bestätigen die darin vorkommenden Heiligen die Breslauer Provenienz. Auf dem Blatt 320^r finden wir die Datierung: *Laus sit deo. Anno M^oCCCC^oLXXVI^o Feria Tercia post festum S. Michaelis archangeli* (= 1. Oktober 1476.). Der 33,5 × 25 cm große Kodex wurde in halbkursiv gotischer Schrift geschrieben. Welche Beziehung dieses Missale zu Ungarn hat, ergibt sich aus folgender Beobachtung: Unter den Festen der Heiligen finden wir am 20. August den heiligen Stephan, der der erste König Ungarns war. Im Hinblick auf die Regierungszeit von König Matthias (1458–1490) und auf die Entstehung des Missales (1476) ist der Zusammenhang leicht erkennbar. Heute wird das Missale in der Bibliothek des Bischöflichen Priesterseminars, in Raab (Győr), aufbewahrt. Wann der Kodex nach Raab gelangte, wissen wir nicht.⁷

Die nächsten Angaben stammen vom Anfang des 16. Jahrhunderts. Thomas Stoltzer wurde am 8. Mai 1522 von König Ludwig II. »auf ausdrücklichen Wunsch seiner Gemahlin ... als magister capellae an den ungarischen Hof nach Ofen [Buda] mit der Bitte um Belassung seiner Breslauer Einkünfte« gerufen.⁸ »Sein engster Mitarbeiter, der schlesische Humanist Johannes Lang, hatte für die Erziehung der ihm musikalisch unterstellten Chorknaben zu sorgen.«⁹ Stoltzer verließ Buda noch Anfang 1526 und »ertrank im März 1526 in der Eis und Hochwasser führenden Taja bei Znaim [Znojmo] in Südmähren.«¹⁰ Johannes Lang »hat den Einfall der Türken 1526 überlebt,

7 Polycarp RADÓ, *Libri liturgici manuscripti bibliothecarum Hungariae*. Tom. I. *Libri liturgici manuscripti ad missam pertinentes*, Budapest 1947, S. 162.

8 L. HOFFMANN-ERBRECHT: *Musikgeschichte* (wie Anm. 3), S. 41.

9 Ebd., S. 42.

10 Ebd., S. 43.

denn im folgenden Jahr ist er wieder in Schlesien als Pädagoge...«¹¹ In Ofen ist aus Stoltzers Zeiten nichts erhalten geblieben. Lothar Hoffmann-Erbrecht vermutet, vor der Plünderung der Türken »scheiden einige musikalische Interessenten einen Teil der Aufführungsmaterialien der ungarischen Hofkapelle nach Wittenberg transferiert zu haben.«¹²

Meistens wird dazu als Beweis die Handschrift aus der Bartfelder Musiksammlung Mus. pr. Bártfa 6 herangezogen, weil es den Erben Petrus Stöckels – der Wittenberger Schüler war – abgekauft worden war. Diese Handschrift wurde aber eher aus dem Wittenberger Rhaw-Druck: *Sacrorum hymnorum I.* [RISM 1542¹²] kopiert. In der Bartfelder Sammlung findet man weitere Werke Stoltzers, bei denen man nicht die Wittenberger Herkunft beweisen kann. Die vierstimmige Motette »Te namque profitemur« zum Beispiel konnte aus mehreren Stimmbüchern von verschiedenen Zeiten und Orten rekonstruiert werden, was aus der Abschrift leicht ersichtlich ist. Daraus kann man folgern, daß die Werke Stoltzers verbreiteter waren, als wir denken.

Nachdem die Universität in Wittenberg eröffnet worden war, zogen sehr viele ungarische Studenten dahin. Ihre Wanderfahrt können wir aus einem Brief rekonstruieren: Am 30. August 1551 schreibt »Stenczel Sutterer der eltter« an den Stadtrichter von Bartfeld von einem ungenannten Ort: *Es ist an mich negst komen ein schreiben, in welchen E. E. N. W. von mir begeret und gebetten haben, das eingeschlossene schreiben so dabey gewesen, auff ehest mir möglich, ken Bresslaw und von Breslaw ken Wittenberg ... der zuvor schaffen.*¹³ Leonhard Stöckel – der spätere Reformator der Stadt Bartfeld – arbeitete ein Jahr bei der vornehmen und reichen Familie des breslauer Kaufmannes, Nikolaus Rüdiger, ehe er nach Wittenberg ging.¹⁴

An dieser Stelle möchten wir einige Akten zitieren, welche auf gewisse kulturelle Beziehungen hinweisen:

die Annae 1541 schreibt »Ambrosius Moribanus aus Vratislavia«: *Nomen est illi Valentino Titzenero, honestis est prognatus parentibus et liberaliter educatus Vratislaviae.* Die Fugger sollen ihm einen Wagen schicken.¹⁵

die Urbani 1542 schreibt Ambrosius Moribanus nochmals aus Vratislavia und empfiehlt der Stadt Kremnitz Valentinus als Schulmeister.¹⁶

11 L. HOFFMANN-ERBRECHT, Thomas Stoltzer, Kassel 1964, S. 32.

12 L. HOFFMANN-ERBRECHT, Musikgeschichte, S. 43.

13 MTAK (Akademie der Wissenschaften, Handschriftenabteilung) Ábel, Jenő: Skizzen ... 335/4 Bártfa, 55^r.

14 Seinen Lebenslauf in lateinischer Sprache siehe bei P. Wallaszky: *Conspectus* S. 114.

15 MTAK 335/9 Kremnitz 23^r.

16 MTAK 335/9 Kremnitz 22^v.

Am 8. Juli 1581 schreibt die Stadt Breslau an die Stadt Kremnitz und empfiehlt Johann Scholz zum Schuldienst.¹⁷

1567. *Hoc Anno hatt auch die Stadt Herrn Magister Anthonium Platner Rectorem allhier zu Brück in Schlesien zum Predigambt ordiniren laszen.*¹⁸

1568. *Jacobus Frenzl Patschkovius per annos aliquot in gymnasio nostro Cremniciensi functus est...* Er geht nach Brieg, sich dort ordinieren zu lassen.¹⁹

die *Danielis* 1574 schreibt M. Johannes Heblerus aus Liegnitz an die Stadt Kremnitz: ... *dedicare et offero vobis Has motetas.*²⁰ Da die Musikalien in Kremnitz nicht erhalten sind und bei Eitner dieser Name nicht zu finden ist, so bleiben wir weiterhin in Ungewißheit, wer dieser Autor ist.

Der in Lauban/Schlesien geborene Johann Knöfel schreibt folgenden Brief an die Stadt Kremnitz:

*Edle Ehrenhafte Volweise Grosgunstige Herren, E. E. wil ich nach erbietung meiner willigen und ganz geflissenen diensten nicht bergen dass für Kurz vor schienenen tagen ein Messe quinque Vocum auf das Wir glauben, welches man alle Sontage in der Kirchen zu singen pflaget, mit fleiss gemacht hab. Demnach mir aber zu ohren komen das E. E. dieser löblichen Kunst wolverwandt, hab ich nicht unterlassen wollen dieselbe E. E. zu versehren und mit einem eigenen boten zu schicken. Ist derhalben ahn E. E. mein hoch dienstlich bitt E. E. wollten dieses geringes geschenk von mir vorlieb ahn nehmen und meine gunstige Herrn sein und vor bleiben damit E. E. Ich dem ewigen Gott befehlen. Euer Ehrenhaft Dienstwilliger Johann Knefel Musicus und Organist Im Troppau. Datum Troppau den 24. Novembris Anno 76.*²¹

In der Schule zu Leutschau waren tätig: *Rectores Gymnasii Leutschoviensis invariatae Augustanae Confessionis:*

3. M. Erasmus Windeck Goldbergensis anno 1547.

5. M. Benjamin Lyschwitz Goldbergensis Anno 1550.

17. Albertus Sickius Wratislavensis Anno 1601.

25. Georgius Krieschke Silesius 1647.²²

Über die Qualifikation Windecks berichtet die Chronik folgendes: 1547.

17 MTAK 335/9 Kremnitz 26^r.

18 Zipserische oder Leutschaverische Chronica und Zeit-Beschreibung. Zusammengetragen der lieben Posterität zur Nachricht von Caspar Hain, Löbse (Leutschau, heute: Levoca) 1910. S. 111.

19 MTAK 335/9 Kremnitz 17^r.

20 MTAK 335/9 Kremnitz 19^v.

21 Ernest ZAVARSKY, Beiträge zur Musikgeschichte der Stadt Kremnitz, in: Musik des Ostens IV, S. 118.

22 Zipserische ... Chronica S. 278.

*Ludi magister fuit Erasmus Windeck Artium Liberalium magister Goldbergensis.*²³

Christian Reussner war seit 1673 Kantor in Liegnitz, aber zuvor um 1660 Kantor zu Kaschau in Ungarn. (1627 Goldberg–1684.)²⁴

Wie ein Pfarrer installiert wurde, zeigt eine Aufzeichnung aus Leutschau: *10. Novembris 1647 hatt Herr Magister Rohrmann von Caschau Pfarrer, mit grosser solennität, in beysein der Herrn Geistlichen, Herrn Richtersz, Rathsz, und einer gantzen Gemeine, in der Kirchen, den Herrn Christoph Schlegel S. S. Theologiae Doctorj, gewesenen Pfarrer in der Neüstad zu Breszlaw, die leütschauerise Kirche und das Pfarr-Ambt ubergeben, und hernach wieder mit eben den Ceremonien, ausz der Kirchen auff dem Pfarrhoff begleitet worden, und Ihme viel glück und segen gewünschet.*²⁵

Thomas Faber erwähnt in seinem in Schemnitz den 26. August 1567 geschriebenen Brief *Scholae Goltbergensis.*²⁶

Heinrich Praetorius hat auf Kosten der Stadt Kremnitz in Breslau studiert, und er wurde dort im Orchester der Hl. Elisabeth-Hauptkirche angestellt.²⁷

Unter den vielen Abenteuer-Romanen des 17. Jahrhunderts möchten wir jene zwei erwähnen, welche anonym erschienen sind und sehr viele Beziehungen zu Ungarn aufweisen: 1. Ungarischer oder Dacianischer Simplicissimus Vorstellend Seinen wunderlichen Lebenslauf und Sonderliche Begebenheiten gethaner Raisen Nebenst Wahrhaffter Beschreibung des vormals im Flor gestandenen und öfters verunruhigten Ungerlands. So dann Dieser Ungarischen Nation ihrer Sitten Gebräuch Gewohnheiten und führenden Kriege. Herausgegeben von gedachtem Dacianischen Simplicissimo. Gedruckt im Jahr 1683; 2. Musikalisch Türkischer Eulen-Spiegel Das ist: Seltsame Possen von einem sehr gescheiden Türkisch-Kayserlichen Hof- und Feldnarren welcher nachgehends gar Mufti worden. Auss dem Welt-bekandten Ungarischen Kriegs-Roman extrahiret... Von dem bekandten Dacianischen Simplicissimo in Güntz. Dasselbst gedruckt im Jahr 1688.

Der Titel (Dacianischer Simplicissimus) läßt vermuten, daß der Autor der aus Breslau gebürtige Daniel Speer (1636–1707) ist. Da er Ungarn bereiste, so sind seine Beschreibungen als authentisch anzusehen. Er wurde auf drei Jahre als Trompeter-Lehrjunge ohne Lehrgeld in (Klein)-Zeben aufgenommen, aber er mußte in dieser Zeit auch allerhand Hausarbeit tun. Dann kam er zum

23 Ebd., S. 93.

24 Wolfgang SCHOLZ, Das musikalische Leben in Liegnitz, in: Musik des Ostens V. S. 122.

25 Zipserische ... (s. Anm. 22) Chronica S. 235.

26 MTAK 335/4 Bártfa S. 168.

27 Kálmán Isóz, Kőrmöczbánya zenészei a XVII. sz-ban (= Die Kremnitzer Musiker im 17. Jh.), Zeneközlöny, Budapest 1907, S. 266.

Hof des *Hauptleuthen*, der gar gerne *Deutsche und Polnische Stückelein* hört. Als die Ungarn *Gesundheit truncken*, musste er *dapffer dazu blasen*. Beim Essen wurde zu jedem Gericht *seine besonderbahre Nota oder Sonata* gespielt: zum *Saur-Kraut* die *Saur-Kraut Sonat*, die *Hus Sonat zur Ganss*. Von den Tänzen der Ungarn schreibt er: *... ihre Tántze sind fast alles Ballet und tantzen recht zierlich und ordenlich nicht wie die Deutschen oder Frantzosen..* Der Trompeter mußte auch in der Schlacht und an Begräbnissen teilnehmen.²⁸

Sein Buch »Taffelschnitz«, das er 1685 herausgab, widmete er seinem Breslauer Freund Laurentz Bessler, der zu jener Zeit Stadtpfeiffer in Pressburg war.²⁹

In der Bartfelder Musiksammlung ist der einzige schlesische Musikdruck dieser Zeit Paul Schäffers *Melodiarum biblicarum, quinis vocibus ... I*. Breslau, 1617. [RISM A/I S 1237]. Weiterhin finden wir in handschriftlicher Kopie Werke von folgenden schlesischen Autoren:

Agricola, Martin (1486–1556)	eine Motette
Knöfel, Johann (1530–1592)	zwei Messen
Löwenstern, Matthäus Apelles von (1594–1648)	zwölf Motetten
Nucius, Johann (1556–1620)	eine Motette
Stoltzer, Thomas (1480–1526)	38 Motetten und Messen

In Schlesien lebten oder wirkten folgende Autoren, deren Werke aus schlesischen Quellen stammen:

Capricornus, Samuel (1629–1665)	neun Motetten
Elsbeth, Thomas (1555–1624)	eine Motette
Engelsdörfer, Michael (16/17. Jahrhundert)	eine Messe
Fellengiebel, Kaspar (16/17. Jahrhundert)	eine Motette
Geissler, Georg (16/17. Jahrhundert)	zwei Motetten
Handl-Gallus, Jacob (1550–1591)	47 Werke
Heimius, Andreas (16/17. Jahrhundert)	eine Messe
Hertel, Tobias (16/17. Jahrhundert)	eine Messe
Klein, Salomon (2. Hälfte 16. Jahrhundert)	zwei Motetten
Lange, Gregor (1540–1587)	sechs Motetten
Perini, Annibale (1560–1596)	drei Motetten
Schäffer, Paul (1. Hälfte 17. Jahrhundert)	eine Motette
Zeutschner, Tobias (1621–1675)	sieben Motetten

28 István BARNA, *Ungarischer Simplicissimus*, in: *Zenetud. Tanulm. I*. Budapest 1953, S. 501–509.

29 Ebd., S. 498.

Von folgenden oben genannten Autoren waren oder sind noch heute in Eperies, Kremnitz, Leutschau und Pressburg Werke vorhanden:

Capricornus, Samuel	Klein, Salomon
Engelsdörfer, Michael	Knöfel, Johann
Geissler, Georg	Löwenstern, Matthäus
Handl-Gallus, Jacob	Perini, Annibale
Hertel, Tobias	

Es müssen einst noch viel mehr gewesen sein, doch verbrannten die Notenbestände des 16. Jahrhunderts in den Kirchen zu Kremnitz und Leutschau, anderswo wurden sie durch die politischen Ereignisse des 17. Jahrhunderts vernichtet.

Aus dieser Zeit möchten wir noch eine Komposition von Christoph Demantius erwähnen: *Tympanum militare*, Ungarische Heerdrommel und Feldgeschrei ... auch ungarischen Schlachten- und Victorien-Liedern. An alle ritterlichen Helden und Kriegersleute der ganzen deutschen Nation in 6 Stimmen. Nürnberg, 1600. Widmung an Rat der Stadt Breslau 1. Januar 1600. [RISM A/I D 1531]. Er hat dieses Werk zur Erinnerung an die Wiedereroberung der Festung Raab von den Türken (20. März 1598) geschrieben. Demantius war kein Schlesier, aber seine Widmung mußte die Breslauer Ratsherren an die vielen Ungarn erinnern, die in ihrer Stadt lebten. Ein Duplikat der Handschrift kaufte die ungarische Nationalbibliothek von der Stadtbibliothek zu Breslau ab!

Wie schon in der kurzen historischen Übersicht erwähnt, wurden die schlesischen Verbindungen zu Ungarn im 17. Jahrhundert immer seltener. Erst der Dreißigjährige Krieg, dann die Gegenreformation und zuletzt Maria Theresias Politik hat die Verbindungen vollständig aufgelöst. Nahezu hundert Jahre lag alles still. Ende des 19. Jahrhunderts können wir wiederum Handelsverbindungen und auch musikalische Beziehungen nachweisen.

Infolge der neuen Cäcilianischen Bewegung in der Katholischen Kirche kam es zu einem Aufschwung in der Kirchenmusik, was zu einer verstärkten verlegerischen Tätigkeit führte. Durch die Breslauer Musikverleger: C. G. Förster, J. Hainauer, C. F. Hientzsch, F. E. C. Leuckart und E. Pelz wurden die Messen, Requiems, Gradualien, Offertorien, Vespere und andere Werke der Autoren M. Brosig, E. Broer, H. Gottwald, B. Hahn, V. Horak, und J. Schnabel und vom Eigenverlag M. Filke in Ungarn angekauft und in Kirchen und Kathedralen gespielt. Beim deutschsprachigen Gottesdienst benutzten die Protestanten die in und für Schlesien herausgegebenen Gesängsbücher.

Zur Geschichte der evangelischen Kirchengemeinde Rattwitz, Kreis Ohlau

VON JOHANNES BUDER

Über die Anfänge des evangelischen Glaubens in Rattwitz gibt es keine direkten Quellen. Rattwitz gehörte zum Pfarrsprengel der wahrscheinlich von der hl. Hedwig in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts auf herzoglichem Territorium mitbegründeten Urfparrei und Taufkirche Margareth, Kreis Breslau.¹ Obwohl für Rattwitz bei der Umsetzung zu deutschem Recht im letzten Viertel des 13. Jahrhunderts die üblichen zwei Hufen Ackerlandes als wirtschaftliche Grundlage für eine eigene Kirche vorgesehen waren, ist es nie zur Gründung einer katholischen Kirche gekommen, weil Rattwitz bereits bei seiner ersten Nennung im Jahre 1245 dem Breslauer Bischof gehörte² und dieser schon Anfang des 14. Jahrhunderts anders darüber verfügt hatte.³ Die beiden Hufen kamen zu dem Gut, das später Conrad Sauer mann von dem bischöflichen Hofrichter und späteren Breslauer Domkapitelvogt Sigismund Deichsel kaufte, was Bischof Johann am 25. August 1509 bestätigte.⁴ Conrad Sauer mann jun. scheint früh zum neuen Glauben übergetreten zu sein und muß auch in Rattwitz bei seinen Hintersassen einiges für dessen Förderung getan haben; den Boden dafür hatte eine rigorose Pfründeneintreibungspraxis der von den Domdechanten beauftragten Kollektoren bereitet.⁵ Conrad Sauer mann starb 1561 und wurde in der Elisabethkirche, der evangelischen Hauptkirche in Breslau, beigesetzt.⁶ Die Saurmas, wie sie sich später nennen, haben im ersten Drittel

1 J. BUDER, Zur Entstehung und frühen Geschichte der Kirche und des Kirchspiels Margareth, Kreis Breslau, in: Archiv für schlesische Kirchengeschichte, 45. 1987, S. 87–94.

2 Schles. Urkundenbuch II, 1977, Nr. 287, S. 173.

3 Liber foundationis episcopatus Vratislaviensis, Breslau 1899, S. 52.

4 Augustin WELTZEL, Geschichte des Geschlechts der Saurma und Sauerma, Ratibor 1869, S. 96.

5 Alfred SABISCH (Bearb.), Acta Capituli Vratislaviensis 1500–1562, Bd. 2, 1, Köln 1976, S. XXVI, XXXV und 40.

6 WELTZEL, S. 15. H. LUCHS, Die Denkmäler der St. Elisabeth-Kirche zu Breslau, Breslau 1860, Nr. 34, S. 41. Das Grabmal wurde 1569 errichtet und trägt die Inschrift: Anno 1561 ist gestorben der edel ehrenvest wohlbenamnt her Kunrath Saurman auf der Jeltsch alhier wartund der frolichen Auferstehung in Christo.

des 17. Jahrhunderts ein großes Schloß in Rattwitz erbauen lassen, südöstlich davon zeigt die Schmettausche Karte aus den Jahren um 1780 eine Kirche.⁷ In diesem Schloß hatte der Mystiker Johann Theodor von Tschesch (1595–1649), vorher Rat des Winterkönigs Friedrich V. von der Pfalz und des Herzogs Johann Christian von Brieg, im Jahre 1639 bei dem gleichgesinnten Hans Dietrich von Saurma eine Zuflucht gefunden.⁸ Leider wurde Hans Dietrich schon am 9. Januar 1641 im Alter von siebenunddreißig Jahren bei der Einnahme von Jeltsch durch kaiserliche Truppen erschossen. Trotz der schwedischen Besatzung in Jeltsch liefen die Parochianen der Margarether Kirche, so heißt es im katholischen Visitationsbericht von 1638, fast alle den protestantischen Predigern zu.⁹ 1652 erfahren wir, daß Rattwitz den Kirchenzehnten von 60 Ernten von vor dem Dreißigjährigen Kriege verweigerte.¹⁰ Das heißt, wenn wir es wörtlich interpretieren, daß seit 1558 von allen Rattwitzern, auch den bischöflichen Bauern, kein Zehnt mehr an die Margarether Kirche gegeben wurde. Dies lag nicht nur an dem ausgedehnten Pfarrsprengel und auch nicht an der nicht immer glücklichen Auswahl der Seelsorger durch die Äbte des Matthiasstiftes in Breslau, dem die Kirche seit 1393 gehörte. Zur Zeit der Visitation mußte der vom Abt mit der Seelsorge betraute Ordensprofeß der Kreuzherren vom roten Stern gerade im Stift zur Besserung gehalten werden.¹¹ Der evangelische Glaube war einfach zur Volksbewegung geworden.

Auch in Meleschwitz (Fünfteichen), Kreis Breslau, wo seit 1608 ein frommer Geistlicher wirkte, waren die Bauern zum größeren Teil protestantisch geworden.¹² Wer waren nun »die protestantischen Prediger«, denen die Rattwitzer zuliefen und denen sie den Kirchenzehnt von sechzig Ernten gaben? Der Name eines Pastors für Rattwitz aus dieser Zeit ist nicht überliefert. Die Existenz von Wanderpredigern in der Reformationszeit wird für Schlesien bestritten.¹³ Später sind die Rattwitzer von den Jeltscher Pastoren seelsorgerlich mit betreut worden. Es waren dies 1565 Basilius Briccii, 1569 bis 1571 Johann Regius, um 1587 Simon Figulus (Polancyck), 1601/02 Fabian Koch, von 1602 bis 1606 Matthäus Kühn, 1606 und später

7 F. W. C. Gf. v. SCHMETTAU, Karte von Schlesien, ca. 1:24000, zw. 1767 und 1787, Bl. 112. Staatsbibl. Pr. K. Berlin (S) Kart. L 5420/10.

8 C. A. SCHIMMELPFENNIG, Tschesch, Johann Theodor von, in: Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 38, 1894, S. 718–19.

9 J. SOFFNER, Die beiden Kirchenvisitationen des Archidiakonates Breslau aus den Jahren 1638 und 1651/52, in: Schlesisches Pastoralblatt, 19. 1898, S. 68.

10 J. JUNGNITZ (Hg.), Visitationsberichte der Diözese Breslau, T. 1, Breslau 1902, S. 286.

11 J. SOFFNER (wie Anm. 9), in: Schlesisches Pastoralblatt, 20. 1899, S. 24.

12 J. SOFFNER (wie Anm. 11), S. 42.

13 Mitteilung von Pastor J. Grünewald.

Martin Gebhard, bis 1611 Stephan Laskowsky, um 1613 Thomas Rinck, 1639 bis 1646 Andreas Ropilius, 1647 bis 1652 Balthasar Schröter und 1652 bis zur Einziehung der Jeltscher Kirche Georg Goworreck.¹⁴ Die Kirche in Rattwitz muß ebenfalls 1653/54 geschlossen worden sein.¹⁵ Der Glockenturm stand noch 1872 auf dem Hof der 1822 aus Steinen eines abgerissenen Schloßgebäudes erbauten alten Gemeinschaftsschule.¹⁶ Die Glocke wurde später an die Gemeinde Steindorf, Kr. Ohlau, verkauft.

Im katholischen Visitationsbericht von 1666 heißt es: »Im bischöflichen Dorf Rattwitz haben sie auch eine eigene Begräbnisstätte.«¹⁷ Damit sind wahrscheinlich Gräber um die eingezogene evangelische Kirche gemeint, deren verwitterte helle Grabsteine noch um die Jahrhundertwende zu sehen waren. Der Visitationsbericht betont überdies die bischöfliche Gerichtsbarkeit über Rattwitz. Dies deutet auf Pressuren auf die bischöflichen Bauern und Hintersassen. Sicher versuchte man massiv, sie wieder zum alten Glauben zurückzuführen, aber weichen mußten sie wohl nicht. In diesen Zusammenhang gehört auch der Neubau der Margarether Kirche als stattlicher Barockbau in den Jahren 1711 bis 1716.¹⁸ Rattwitz blieb auch mit seinen evangelischen Einwohnern weiter zur katholischen Pfarrei Margareth gehörig.¹⁹ Zu den 2300 Katholiken des Pfarrsprengels zählten auch 1000 Protestanten (haeretici).

14 Siegismund Justus EHRHARDT, *Presbyterologie des evangelischen Schlesien*, T. 1, Liegnitz 1781, S. 556, und ergänzende Mitteilungen aus dem Manuskript des »Schlesischen Pfarrerbuchs« von Pastor J. Grünwald, wofür hier wie auch für andere freundliche Hinweise herzlich gedankt sei.

15 EHRHARDT I, S. 535. Joh. Gottlob WORBS, *Die Rechte der evangelischen Gemeinden Schlesiens an den ihnen im 17. Jahrhundert entrissenen Kirchen und Kirchengütern geschichtlich dargestellt*, Sorau 1825, S. 323. J. BERG, *Die Geschichte der schwersten Prüfungszeit der evangelischen Kirche Schlesiens und der Oberlausitz*, Jauer 1857, S. 404. J. SOFFNER, *Die Kircheneinziehung im Fürstenthum Breslau in den Jahren 1653/54*, in: *Schlesisches Pastoralblatt*, 11. 1890, S. 150–51. S. bringt kein Protokoll über die Einziehung der Rattwitzer Kirche, sondern berichtet nur über die Rekonziliation der Zindeler Kirche. Katholische Berichte und Quellen sind im Hinblick auf das Ausmaß der »Ketzerie« aus verschiedenen Gründen sehr zurückhaltend und summarisch. Die Existenz einer Rattwitzer Kirche ist bezweifelt worden. Die Signatur auf der Schmettauschen Karte kann ein Versehen sein. Für eine alte Kirche oder Schloßkapelle spricht die mündliche Überlieferung, die Glocke (s. Anm. 16) und die alten Grabsteine. Die Kirche soll nach 1822 mit dem Schloß abgerissen worden sein.

16 E. WERNICKE, *Zur schlesischen Kunsttopographie*, in: *Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift*, 2. 1875, S. 107.

17 J. JUNGNITZ (Hg.), *Visitationsberichte I*, S. 509.

18 K. DEGEN, *Die Bau- und Kunstdenkmäler des Landkreises Breslau*, Frankfurt a. M. 1965, S. 174.

19 *Breslauer Bistumsschematismus von 1738* (Manuskript im Diözesanarchiv Breslau) und *Alma Dioecesis Wratislaviensis, 1724*, S. 37. Nach freundlicher Mitteilung von Pastor J. Grünwald.

Das Freigut blieb zunächst in den Händen evangelischer Herrschaften, wie der von Prittwitz, die den Glauben ihrer Hintersassen wohl schützten. Da ihnen die Gerichtsbarkeit über sie aber fehlte, konnten sie ihnen keine freie Religionsausübung gewährleisten. Hinzu kam, daß Rattwitz zum habsburgischen Fürstentum Breslau gehörte und die nächste evangelische Kirche in Laskowitz (Markstädt) im Fürstentum Brieg lag. Der Visitationsbericht des Brieger Superintendenten von 1673 vermerkt daher Rattwitz weder als eingepfarrt noch als Gastgemeinde.²⁰ Doch werden die evangelischen Rattwitzer wie ihre Herrschaft wohl in ihrer Glaubensausübung in Laskowitz Zuflucht gesucht haben. Mit der Durchführung der Bestimmungen des Altranstädter Vertrages und der Wiedereröffnung der evangelischen Kirche in Zedlitz, Kr. Ohlau, im November 1707 trat auch für die Rattwitzer eine Verbesserung ein.²¹ Das Aussterben der Brieger Piasten, der Übergang des Rattwitzer Freigutes an den katholischen Oberamtskanzler Freiherrn Sebastian von Schwanenberg und der Konfessionswechsel der Freiherren von Saurma, denen nicht nur der Rattwitzer Kretscham gehörte, sondern auch das Patronat über die Laskowitzer Kirche zustand, schuf für die evangelischen Rattwitzer eine scheinbar ausweglose Situation,²² die erst 1741 durch die preußische Besetzung, die Flucht des Freiherrn von Schwanenberg und die Beschlagnahme des Freigutes durch den preußischen Fiskus ein Ende fand.²³ Der evangelische Glaube war nun Staatsreligion und

20 Andreas WACKWITZ, Geschichte des Dorfes und der Kirchengemeinde Laskowitz, Ohlau 1919, S. 68.

21 Theodor WINKLER, Geschichte der Kirchengemeinde Zedlitz (1907), wieder abgedr. in: Heimatblatt für die Kreise Strehlen und Ohlau, 1972–74.

22 Hans Leuthold von Saurma hatte sich mit der 1667 geborenen Juliane Perpetua Gräfin Herberstein aus Neuburg am 26. Juni 1691 vermählt und vor der Verlobung versprochen, die katholische Religion anzunehmen. Der Generalvikar Anton Erasmus Reitlinger meldete am 18. Juli 1704, daß dies Versprechen noch nicht erfüllt und zu befürchten sei, daß dessen Kinder, außer Landes geschickt, im Protestantismus unterrichtet werden. Er machte den Vorschlag, durch das Königliche Oberamt den Freiherrn zur Erfüllung des Versprechens anzuhalten und Vorkehrung zur Erziehung der Kinder in der katholischen Religion treffen zu lassen. H. L. v. S. hat sein Versprechen gehalten. Auf der Gedenktafel in der Zindeler Kirche (s. Anm. 14) war zu lesen: »Allhier lieget/ und/ Ruhet in Gott/ der Hochwohlgeborene Herr/ Herr Hannß Leuthold Saurma, Freiherr von und zu der Jeltsch/ Erbherr auf Jeltsch, Laskowitz, Zindel, Beckern, Gnichwitz, Gurwitz, Lorzendorf, Oberstruse, Reichwaldau, Poln. Hohndorf, Sterzendorf und Steinersdorf, geb. 27. Februar 1664, starb am 30. Juli 1734. Das Gedächtnis der Gerechten bleibt im Segen/ und sein Name wird ins Buch der Redlichen geschrieben« (WELTZEL, wie Anm. 4, S. 44).

23 Die preußischen Maßnahmen gegen kaiserliche Beamte, die Beseitigung kaiserlicher Hoheitszeichen und die Änderung des Kirchengebets verursachten, so schreibt Johann Georg Steinberger, »bei den Katholiken große Furcht und Schrecken, daß alle die großen Herren und Excellenzen zu Exulanten werden mußten. Herr Oberamts-Kanzler Frei-

die folgenden Gutsbesitzer Protestanten. 1782 gehörten die evangelischen Rattwitzer zu den Gästen der Laskowitzer Kirche.²⁴ 1795 wird erstmals ein Schulhaus erwähnt,²⁵ das eine protestantische Schule beherbergte.²⁶

Es müssen unter dem Krummstab zahlreiche Evangelische gelebt haben. Das bischöfliche Gratialgut bestand 1795 aus dem Kretscham, sieben Dienstbauern, acht Freigärtnern, vierzehn Häuslern und zwölf anderen Häusern mit insgesamt 388 Einwohnern, während der adelige Anteil 350 Seelen umfaßte.²⁷ Im Jahre 1810 wurde dieser fürstbischöfliche Besitz säkularisiert, und die Grundherrschaft kam an das staatliche Domänenamt Kottwitz (Jungfernsee), Kr. Breslau. Die Rattwitzer haben ihn später mit der Grundherrschaft aufgekauft. 1822 wurde die evangelische Schule in eine Simultanschule für Rattwitz und Lange mit evangelischem Haupt- und katholischem Hilfslehrer umgewandelt.²⁸ Der Superintendent in Ohlau und der Erzpriester des Archipresbyterats Oels teilten sich die Schulaufsicht.

Eine Anzahl Rattwitzer Familien weigerte sich, 1818 die Preußische Union zwischen Lutheranern und Reformierten anzuerkennen, sie bildeten mit den Jeltscher und anderen Altlutheranern des Kreises Ohlau eine eigene Gemeinde mit Kirche und Schule in Jeltsch, der erst nach Auswanderung vieler Gemeindeglieder durch Reskript vom 6. Februar 1851 die staatliche Genehmigung erteilt wurde.²⁹ Diese kleine opferwillige Gemeinde umfaßte 1845 390 und 1864 nur noch 298 Seelen.³⁰ Aus der amtlichen Statistik von 1818 erfahren wir, daß sich die 477 evangelischen Rattwitzer (von 715 Einwohnern) als Gastgemeinde an die evangelische Kirche in Zedlitz, Kr. Ohlau, hielten.³¹ Wann diese Regelung getroffen worden war, ließ sich nicht feststellen.

herr von Schwanenberg hatte sich auch bereits von seinem Gut Rathwitz nach Czenstochau in Polen retirirt, allwo er den 19. April an einer übel gelungenen Aderlaß gestorben« (Johann Georg STEINBERGER, Breslavisches Tagebuch 1740–1742, Breslau 1891, S. 89–90).

24 Siegmund Justus EHRHARDT, Presbyterologie, T. 2, 1782, S. 216.

25 F. A. ZIMMERMANN, Beyträge zur Beschreibung von Schlesien, Bd. 12, Brieg 1795, S. 206.

26 Johann Adam Valentin WEIGEL, Geographische, naturhistorische und technologische Beschreibung des souveränen Herzogthums Schlesiens, Th. 6, Berlin 1802, S. 172–73.

27 F. A. ZIMMERMANN (wie Anm. 25), S. 206.

28 J. G. KNIE, Alphabetisch-statistisch-topographische Uebersicht aller Dörfer, Flecken, Städte u. a. Orte der Kgl. Preuß. Provinz Schlesien, 2. Aufl. Breslau 1845, S. 533.

29 Amtsblatt der Kgl. Regierung Breslau, 1851, S. 110.

30 F. G. E. ANDERS, Historische Statistik der evangelischen Kirche in Schlesien, Verb. und verm. Ausg. Breslau 1867, S. 325.

31 Statistisch-topographische Uebersicht des Departments der Kgl. Preuß. Regierung zu Breslau, Breslau 1819, S. 253.

Im Jahre 1809 hatte der ehemalige Pastor von Markt Bohrau, Heinrich Christlieb Preuß, das Freigut Rattwitz und Lange mit dem Schloß gekauft. Er förderte den evangelischen Glauben besonders dadurch, daß er und seine Erben das Gut parzellierten, d.h. es stückweise an evangelische Interessenten verkauften. Damit schuf er die Grundlage für die spätere wirtschaftliche Entwicklung und das Selbstbewußtsein der Rattwitzer. Andererseits verschuldeten diese sich erheblich, was besonders in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zu zahlreichen Zwangsversteigerungen führte. Pastor Preuß starb 1822 und wurde in Rattwitz begraben.³² An den kirchlichen Verhältnissen vermochte auch er nichts zu verändern. 1830 waren aber von den 766 Rattwitzern nur noch 211 katholisch.³³ Nach Anders gehörten die 800 evangelischen Rattwitzer (von 1115 Einwohnern) 1845 zur Kirche in Laskowitz, aber eingepfarrt waren sie dort nicht.³⁴ 1837/39 leisteten sie freiwillig beim Laskowitzer Pfarrhausbau Hand- und Spanndienste.³⁵ Bei den Neuwahlen für den Gemeindegemeinderat der Parochie Laskowitz wurde 1861 der Rattwitzer Gerichtsschulze Gottlieb Wiehle gewählt.³⁶

Im Jahre 1864 erreichte der Anteil der evangelischen Rattwitzer mit 847 von 1099 Seelen den höchsten Stand. Sie waren wie Lange mit 143 Evangelischen (von 211 Seelen) eine Gastgemeinde der Laskowitzer Kirche unter Pastor F. G. M. Bauch, der 1826 seinem Vater im Amte gefolgt war. Zu diesem Zeitpunkt wurde neben der deutschen noch alle vierzehn Tage eine polnische Predigt dort gehalten; der Konfirmationsunterricht war aber nur noch deutsch.³⁷ Dies deutet darauf hin, daß nur ein Teil der älteren Sprengelmitglieder, etwa 200 an der Zahl, des Deutschen noch nicht ganz mächtig waren.³⁸

Rattwitz und Lange wurden erst 1880 in der Folge des »Gesetzes betreffend die Aufhebung des Verhältnisses der vagierenden und Gastgemeinden in der evangelischen Kirche der Provinz Schlesien vom 16. Februar 1880« und ihrer engen ministeriellen und konsistorialen Ausführungsbe-

32 OTTO SCHULTZE, Predigergeschichte des Kirchenkreises Strehlen, Breslau 1938, S. 17.

33 J. G. KNIE und J. M. L. MELCHER, Alphabetisch-statistisch-topographische Uebersicht aller Dörfer ... der Kgl. Preuß. Provinz Schlesien, Berlin 1830, S. 616–17.

34 F. G. E. ANDERS, Statistik der evangelischen Kirche in Schlesien, Glogau 1848, S. 223.

35 WACKWITZ (wie Anm. 19), S. 86.

36 Kirchliches Amtsblatt für den Geschäftsbereich des Königl. Consistoriums der Provinz Schlesien, 8. 1861, S. 131.

37 ANDERS 1867, S. 324.

38 G. HULTSCH, Der slawische Volksteil in der evangelischen Kirche Schlesiens vor 100 Jahren, in: Jahrbuch für schlesische Kirche und Kirchengeschichte, N. F. 32. 1953, S. 51.

stimmungen vom 1. und 10. Mai 1880³⁹ in die Parochie Laskowitz eingepfarrt.

Die folgenden Volkszählungen von 1871 und 1885 zeigen in der Konfessionsstatistik einen leichten Rückgang des Anteils der evangelischen Rattwitzer. 1871 waren es 813 von 1073 und 1885 812 von 1100 Einwohnern, in Lange 129 von 193 und 141 von 205 Seelen.⁴⁰ Unter diesen Umständen entschloß man sich, die Seelsorge zu intensivieren und die Mutterkirche in Laskowitz zu entlasten. Ausgelöst wurde dies durch einen Bericht des Superintendenten von Ohlau vom 29. April 1884 an das Konsistorium in Breslau mit dem Vorschlag, in Rattwitz eine Filialkirche zu errichten. Das Konsistorium schlug daraufhin in einem Schreiben vom 15. Juli 1887 an den Oberkirchenrat in Berlin die Bildung einer evangelischen Kirchengemeinde in Rattwitz vor.⁴¹ Der Bericht des Oberkirchenrats an das Ministerium für Geistliche, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten vom 1. August 1887 bemängelte aber das Fehlen einer Angabe über die Art der Kirche und wünschte Klarheit darüber bei den Beteiligten. Er regte die Entsendung eines Vikars nach Rattwitz und die Beschaffung eines Dotationskapitals zu seiner Besoldung an. Im zweiten Bericht an das Kultusministerium vom 7. Februar 1888 schlug der Oberkirchenrat dann vor: »Die Kirchengemeinde Rattwitz wird als Muttergemeinde mit der Kirchengemeinde Laskowitz pfarramtlich verbunden.« Das Ministerium erteilte dazu am 8. März 1888 die Genehmigung, und durch Verfügung des Konsistoriums vom 6. April 1888 schieden die evangelischen Bewohner von Rattwitz und Lange aus dem bisherigen Kirchenverband aus und bildeten eine eigene Kirchengemeinde, die aber mit der Kirche in Laskowitz pfarramtlich verbunden blieb.⁴² Diese Lösung sollte sich nicht als glücklich erweisen. Sie war wohl auch nur für eine Übergangszeit gedacht. Das Konsistorium betrieb die Angelegenheit weiter und reichte am 24. September 1888 einen ersten Entwurf für den Kirchenbau in Rattwitz ein. Der Oberkirchenrat war in seinem Antwortschreiben vom 22. November 1889 aber nur einverstanden, daß die »thunlichst baldige Anstellung eines ordinierten Vikars fest im Auge behalten« wurde, nachdem die im Jahre 1888 abgehaltene Generalkirchenvisitation das kirchliche Interesse an der Anstel-

39 Kirchl. Amtsblatt, 27. 1880, S. 19–20, 47–49.

40 Die Gemeinden und Gutsbezirke der Provinz Schlesien und ihre Bevölkerung nach ... der allgemeinen Volkszählung vom 1. Dec. 1871, Berlin 1874, S. 110–11.

41 Im folgenden, soweit nicht anders vermerkt, nach der »Acta, betr. die Einrichtung einer selbständigen Kirchengemeinde zu Rattwitz sowie die Berufung, Anstellung und Besoldung der Geistlichen und Kirchendiener daselbst vom Juli 1887 ff.« (Archiv des Evangelischen Oberkirchenrats Berlin (West) Spezialia Schlesien V. Abt. Nr. 282 Bl. 1 ff., jetzt Evangelisches Zentralarchiv Berlin Bestand 7/2088).

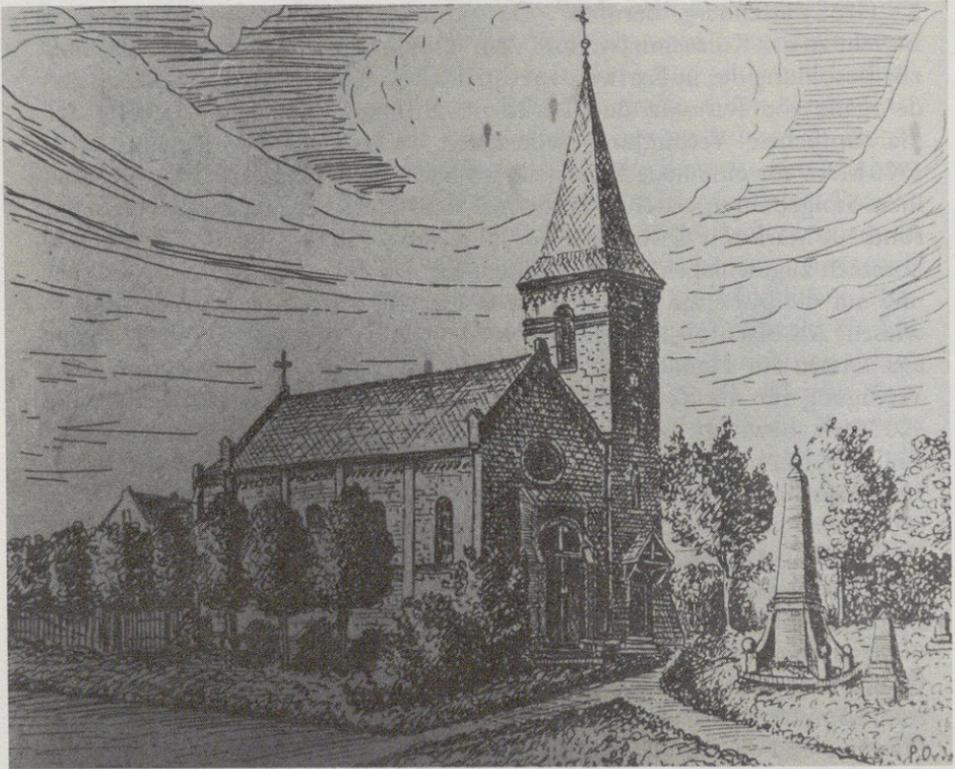
42 Kirchl. Amtsblatt, 35. 1888, S. 50.

lung eines Vikars mit Wohnsitz in Rattwitz, aber auch den Widerstand des Laskowitzter Pastors Glatzer gegen alle Veränderungen festgestellt hatte. Am 9. Mai 1890 ergingen dann aber doch eine Verfügung und ein Schreiben des Ministeriums an die Regierung zu Breslau betreffend den Neubau der Kirche zu Rattwitz, in denen die Entwurfsskizzen vom 5. bzw. 21. Januar 1890 sowie die technischen Gutachten der Abteilung Bauwesen im Ministerium für öffentliche Arbeiten als nicht geeignete Unterlagen für das Projekt bezeichnet und eine andere Lösung vorgeschlagen wurde. Außerdem wurde der Kostenvoranschlag von 20400 Mark für unzureichend erachtet und 36500 Mark errechnet. Das Ministerium schlug vor, ein königliches Gnadengeschenk zu erwirken. Der Oberkirchenrat erklärte sich bereit, kirchliche Mittel vorzugsweise für den Turmbau und die Inneneinrichtung aufzubringen. Das Breslauer Konsistorium faßte in einem Bericht vom 15. Dezember 1890 noch einmal die Gründe und Motive für die Notwendigkeit des Kirchenbaus zusammen. Die evangelische Kirchengemeinde sollte gegenüber den Einflüssen der Katholiken und Altlutheraner ermutigt werden, zumal es an Mischehen nicht fehlte, das Zahlenverhältnis zwischen Evangelischen und Katholiken sich zugunsten der Letzteren zu ändern begann und auch Grundstücke von Evangelischen in den Besitz von Katholiken übergegangen waren. Rattwitz wurde als »sehr dürftige Kirchengemeinde« bezeichnet, die lediglich einen Bauplatz von 12 ar 77 qm zur Verfügung gestellt, eine Anleihe von 2840 Mark aufgenommen und die Hand- und Spanndienste übernommen hatte. Das Grundstück war vom Kretschmer Hermann Treske gekauft worden. Ein Baufonds von 800 Mark war zusammengekommen, die Beihilfen der Gustav-Adolf-Vereine betragen 2600 Mark, die provinzielle Kollekte für bedürftige Gemeinden erbrachte 4500 Mark, und die Provinzialsynode gab 1000 Mark. Das Konsistorium bat, einen reichlichen Betrag aus dem Kollektenfonds der Landeskirche zu bewilligen und ein allerhöchstes Gnadengeschenk in Höhe des Fehlbetrages zu befürworten. Diese Bitte wurde vom Oberkirchenrat unterstützt, und auch das Ministerium sagte am 26. Dezember 1890 zu, das Immediatgesuch der evangelischen Kirchengemeinde Rattwitz zu bewilligen. Es verging aber noch ein Jahr, bis das Ministerium die Anstellung eines Vikars genehmigte und eine einmalige Unterstützung von 600 Mark zusagte. Nach der Verfügung des Oberkirchenrats wurde der Predigtamtskandidat Immanuel Johannes Martin Koelling aus Proschlitz, Kr. Kreuzburg, am 6. April 1892 vom Konsistorium zum Pfarrvikar in Rattwitz ordiniert. Von den 570 Mark wurden 20 Mark sofort an ihn ausgezahlt, die übrigen 550 Mark sollten in monatlichen Raten folgen. Bei dieser Besoldung war es dem Pfarrvikar nicht zu verdenken, daß er sich nach einer anderen Stelle umsah. Im Juni 1892 wurde er zum dritten Pastor in Festenberg,

Kr. Großwartenberg, berufen⁴³. Das Konsistorium bat darum in seinem Bericht an das Kultusministerium vom 11. Juli 1892 um einen Staatszuschuß zur Besoldung des in Rattwitz anzustellenden Geistlichen. Da die Gemeindeorgane von Rattwitz und Laskowitz dringend die völlige Lösung der pfarramtlichen Verbindung wünschten, wurde die Anmeldung von 1700 Mark für eine neue Pfarrstelle im nächsten Staatshaushalt vorgenommen. Stolgebühren waren in Höhe von 88,85 Mark angefallen, man rechnete rund 100 Mark mit Offertorien im Jahresdurchschnitt, die dem Pfarreinkommen zugeschlagen werden sollten. Ein Pfarrhausbau wurde empfohlen und auf die bisherige Steuerkraft von ca. 1100 Mark Klassensteuer hingewiesen. Als Nachfolger Koellings wurde Albert Friedrich Rudolf Riemann aus Dissen im Hannoverschen berufen. Ihm wurde durch ministerielle Verfügung für die Zeit vom August 1892 bis März 1893 ein Betrag von 400 Mark bewilligt. Auch er wurde zum Pfarrer in Konradswaldau, Kr. Trebnitz, berufen und schied Ende September 1892 aus seinem Dienstverhältnis in Rattwitz aus. Nachfolger wurde der am 28. September 1892 ordinierte Pfarrvikar Christian Martin Johannes Böhme aus Rückenwaldau, Kr. Bunzlau, geboren am 21. Januar 1863, der der Gemeinde bis zu seinem Tode am 19. Dezember 1927 erhalten blieb und das kirchliche und religiöse Leben in Rattwitz zur Blüte brachte.

Inzwischen war das Gnadengeschenk von 20 000 Mark bewilligt, der Grundstein gelegt und der Kirchenbau begonnen worden. Das Konsistorium kämpfte weiter um die Umwandlung des Vikariats in ein selbständiges Pfarramt und die Einrichtung einer Pfarrstelle. Das Ministerium wies aber den Antrag zurück und stellte seine Berücksichtigung erst für den Staatshaushalt im Jahre 1894/95 in Aussicht. In einem Schreiben vom 12. Juli 1893 versuchte das Konsistorium durch einen Urkundenentwurf über die Errichtung eines selbständigen Pfarramts, die Sache zu beschleunigen. Die ausführliche Begründung dafür ist für die damalige Situation recht aufschlußreich. Die nach dem Gesetz vom 16. Februar 1880 vorgenommene Umwandlung des Gastverhältnisses in Gottesdienste am Ort wurde von der ehemaligen Muttergemeinde schroff abgelehnt, obwohl der Kirchweg 7 bis 8 km betrug und die Laskowitzer Kirche nur Raum für die Mitglieder der eigenen Gemeinde hatte. Der Laskowitzer Pastor zeigte eine wenig entgegenkommende Haltung, und der katholische Patron dieser Kirche, der Graf von Saurma-Jeltsch, legte aus verständlichen Gründen Widerspruch gegen jede Veränderung ein. Die Gemeindegörperschaften von Laskowitz und Rattwitz weigerten sich, zusammen zu tagen, der Abzweigung von Rattwitz wurde aber zugestimmt. Die Vikare hatten in Rattwitz eine

43 Ebd., 39. 1892, S. 72.



Die Rattwitzer Kirche um 1925

freudige Aufnahme gefunden. Die Vollendung des Kirchenbaus war abzu-
 sehen, und daher schlug das Konsistorium den Pfarrhausbau vor. Es
 veranschlagte dafür 20 000 Mark, wovon 5000 bis 6000 Mark aus kirchlichen
 Mitteln bereitgestellt und die Hand- und Spanndienste wieder von der
 Gemeinde geleistet werden sollten. Die Kirchengemeinde konnte zu kirch-
 lichen Abgaben in Höhe von 186,76 Mark, das waren 15 % der Einkom-
 mensteuer, einschließlich einer Kirchensteuer von 45 Mark herangezogen
 werden. Die Anmeldung der 1700 Mark für die Rattwitzer Pastorenstelle
 für den Staatshaushalt 1894/95 scheiterte am Widerstand des preußischen
 Finanzministeriums. Das Konsistorium ließ sich aber nicht entmutigen.
 Der Oberkirchenrat versuchte in seinem Schreiben vom 15. Januar 1895 an
 das Kultusministerium, das Pastorengelalt über die Errichtung eines Dota-
 tionskapitals von 15 000 Mark aus dem 36 000-Mark-Fonds zu sichern.

Inzwischen war mit Genehmigung des Ministeriums die pfarramtliche Verbindung zu Laskowitz gelöst und eine eigene Pfarrstelle in Rattwitz am 1. Februar 1895 errichtet worden.⁴⁴ Am 21. September 1894 war die unter der Leitung des Architekten Benno Köhler fertiggestellte Backsteinkirche mit ihrem 34 m hohen spitzen Glockenturm feierlich geweiht und der Kirchengemeinde Rattwitz und Lange übergeben worden. Der Vikar Böhme hatte bis dahin den Gottesdienst in der alten Schule abgehalten. Der Haupteingang der Kirche war auf der Nordseite rechts neben dem Glockenturm. Kirchenschiff und Turm waren mit Schiefer gedeckt. Der Kirchturm hatte eine Uhr, darüber befand sich der Glockenstuhl mit zwei großen Gußstahlglocken, zu denen später noch eine kleinere dritte hinzukam. Die Kirchturmspitze bildete ein vergoldeter Knauf, in dem die Dokumente über den Bau der Kirche und über die Kirchengemeinde aufbewahrt wurden. Dieser mündete in ein 1,5 m hohes Kreuz aus Eisen. Der Kirchturm war weit über die Wiesen, die Felder und die Oder entlang sichtbar. Vom Glockenstuhl aus konnte man bei klarem Wetter die Kirchtürme von Breslau sehen. Über dem Haupteingang befand sich die von der Firma Schlag & Söhne in Schweidnitz erbaute Orgel, rechts und links davon zwei Chöre, die etwa 90 Sitzplätze boten. Das Kirchenschiff hatte 200 Sitzplätze. Der Altarraum (Apsis) auf der Südseite, am östlichen Oderhang erbaut, lag etwa 3 m niedriger als das Kirchenschiff und schloß mit drei großen farbigen Fenstern ab. Der Altar war aus grauem Marmor, darüber hing das Altargemälde »Christus, das Brot brechend«. Rechts vom Altar befand sich die aus Eichenholz geschnitzte Kanzel, links der Taufstein. Die Innenausstattung wurde durch freiwillige Gaben finanziert, sie kamen im Geldwert von 1314 Mark zusammen, und zwar 939,50 Mark aus Rattwitz, 131 Mark aus Tschirne (Großbrück), 103 Mark aus Breslau, 44 Mark aus Jeltsch, 39 Mark aus Lange, 30 Mark aus Laskowitz, 15,15 DM aus Kottwitz-Oderke und 12 Mark aus anderen Orten. Größere Stiftungen an Ausstattungsgegenständen machten Rosina Maskos (180 Mark), Pauline Wiehle (81 Mark) und die evangelische Kirchengemeinde Zedlitz, Kr. Ohlau (56 Mark).⁴⁵ Von diesem Geld wurden das Altarbild, die drei Kronleuchter über dem Hauptgang, die elf Wandleuchter und das Altarkruzifix gekauft, um nur die ins Auge fallendsten Ausstattungsstücke zu nennen. Der Hauptlehrer Gustav Hilbig wurde zum Kantor, Organisten und Küster bestellt.⁴⁶

Weniger glatt ging es mit der Pfarrbesoldung. Das Ministerium bat den Oberkirchenrat, von der Anmeldung eines Dotationskapitals von

44 Vfg. vom 14. Januar 1895, in: Kirchl. Amtsblatt, 42. 1895, S. 27.

45 Ebd., 42. 1895, S. 36.

46 Ebd., 42. 1895, S. 36.

15 000 Mark abzusehen, und erklärte sich bereit, einen jährlichen Besoldungszuschuß von 1460 Mark in den Etat einzustellen, wenn für den Pfarrhausbau keine staatlichen Mittel in Anspruch genommen würden. Der Zuschuß wurde auf 1460 Mark festgesetzt, da die Kirchengemeinde 20 % ihrer einschließlich der fingierten Normalsteuersätze 511 Mark betragenden Staatseinkommensteuer an Kirchensteuer aufbrachte. Am 14. April 1896 wurde diese Summe ab 1. April 1896 auf 10 Jahre, also bis Ende März 1906, bewilligt. Damit war diese mühsame Prozedur abgeschlossen, und der Pfarrvikar Böhme konnte zum Pastor berufen werden.⁴⁷ Gleichzeitig wuchs der Kirche ein Legat von 300 Mark von dem verstorbenen Auszügler Gottlieb Waltsgott zu.⁴⁸ Sie konnte es brauchen.

Die neue Kirche übte, wie die Ausstattungsspenden zeigten, auf die umliegenden evangelischen Gemeinden ohne eigenes Gotteshaus eine starke Anziehung aus. Der Visitationsbericht des Konsistoriums vom 3. Juli 1897 konstatierte das Einvernehmen der Kirchenräte von Groß Nädlitz (Nädlingen), Kr. Breslau, Zedlitz, Kr. Ohlau, und Rattwitz, den Gemeinde- und Gutsbezirk Tschirne (Großbrück) und die Kolonie Oderke in die Kirchengemeinde Rattwitz umzupfarren. Dies geschah durch die Umpfarrungsurkunde zum 1. Oktober 1897.⁴⁹ Die Kolonie Oderke wurde 1911 mit dem Bau der Staustufe Rattwitz aufgelassen. Der größte Teil der Bewohner siedelte sich in Rattwitz an. Mit dem Pfarrhausbau und seiner Finanzierung traten erneut größere Schwierigkeiten auf. Die Rattwitzer hatten ein Kapital von 7198,96 Mark aufgebracht, einen Bauplatz neben der Kirche gekauft, einen Voranschlag und Bauzeichnungen machen lassen und die Kosten dafür in Höhe von 600 Mark durch eine Umlage gedeckt. Der Kostenvoranschlag ging von einer Bausumme von 18 000 Mark aus. Ein Bericht des Konsistoriums an den Oberkirchenrat vom 29. März 1899 bezeichnete die Kirchengemeinde als leistungsunfähig und bat um eine Beihilfe von 1000 Mark, die dann auch aus dem »Hilfsfonds für landeskirchliche Zwecke«, bewilligt wurde. Auch im nächsten Jahr kamen nochmals je 1000 Mark aus demselben und dem Kollektionsfonds.

Weitere Beihilfen wurden abgelehnt, und die Kirchengemeinde mußte eine Bauschuld von 4000 Mark aufnehmen. Das Pfarrhaus und die Wirtschaftsgebäude wurden in den Jahren 1900 und 1901 erbaut. Der Pfarrerbesoldungszuschuß wurde 1906 und 1916 für jeweils zehn Jahre verlängert.

Inzwischen hatte Pastor Böhme nicht nur in Rattwitz ein blühendes kirchliches Leben aufgebaut, sondern auch wertvolle Verbindungen geknüpft. So berichtet das »Ohlauer Kreisblatt« vom 22. Juni 1909: »Am

47 Ebd., 43. 1896, S. 54.

48 Ebd., 43. 1896, S. 52.

49 Ebd., 44. 1897, S. 88.

letzten Sonntage unternahm der evangelische Jungfrauen-Verein unter Leitung seines Vorsitzenden, des H. Pastors prim. Dr. Menzel, von der Barbarikirche in Breslau aus einen Ausflug nach Rattwitz. Um 9½ Uhr langte der Verein mit dem Salondampfer »Wilhelmshaven« hier an und nahm an dem von Pastor Böhme in der dortigen evangelischen Kirche geleiteten Gottesdienste teil. Am Nachmittag versammelte sich der Verein in dem Treske'schen Gartenlokale, wo verschiedene Belustigungen wie Preiskegeln und ein kleines Tanzkränzchen die Teilnehmer bis zur Abfahrt des Dampfers um 7½ Uhr zusammenhielten.« Am 6. August 1909 berichtet dasselbe Blatt: »Am Dienstag fand unter großer Beteiligung in Rattwitz hiesigen Kreises die Beisetzung des in Dresden verstorbenen früheren Seelsorgers der Kirchengemeinde Zedlitz, Pastor em. Theodor Winkler, statt. Er hatte als Nachfolger seines Vaters die 1818 von dem polnischen Diakonat der hiesigen Pfarrkirche abgetrennte Zedlitzer Pfarre 40 Jahre hindurch verwaltet ...« Pastor Böhme hat die junge Gemeinde in das kirchliche Leben Schlesiens eingefügt.

Am 8. November 1910 bat das Konsistorium den Oberkirchenrat um die Gewährung einer Beihilfe zur Tilgung der Pfarrhausbauschuld in Höhe von 1600 Mark. Als Begründung wurde angegeben, daß die 1100 Seelen zu einem Einkommensteuersatze von 232 Mark bei einem Normalsteuersatze von 588 Mark veranlagt wären, die Kommunalsteuern erhöht werden müßten, da für den Chausseebau ein Darlehen von 50000 Mark aufgenommen und getilgt werden müsse und nur drei größere Besitzer mit je 100 Morgen vorhanden und die kleineren verschuldet wären. Man bat dringend um Herabsetzung der Kirchensteuer von 40 auf 30 % der Einkommensteuer.

Diese Eingabe blieb mit Recht unbeantwortet. Förster Wackwitz hat indirekt die fehlende Opferwilligkeit im Vergleich zu den Altlutheranern gerügt.⁵⁰ Rattwitz war dabei, zum größten schlesischen Schifferdorf aufzusteigen. Zweifellos waren die Einkünfte aus der Schifffahrt wie die der Bauern vom Wetter abhängig, von der Länge des Winters, den Hochwasserperioden und dem Niedrigwasser besonders im Sommer. Die Erfahrung der schlechten Jahre ließ den Schiffer in seiner Opferwilligkeit zögern, auch verschuldete man sich lieber beim Kauf von Kähnen und Dampfern. Der weltliche Geist der Groß-, Industrie- und Hafenstädte Kosel, Breslau, Stettin, Berlin und Hamburg hatte die Rattwitzer Schiffer nicht unbeeinflusst gelassen.

Am 18. November 1911 wurde dem ersten Lehrer, Kantor und Organisten Gustav Hilbig anlässlich seines fünfzigjährigen Dienstjubiläums der Adler des Kgl. Hausordens mit der Zahl 50 verliehen. Er war in der zweiten

50 WACKWITZ, S. 85.

Generation hier tätig, sein Vater Carl Hilbig war 1822 als Lehrer nach Rattwitz gekommen. Im Juli 1914 wurde er durch Wilhelm Kusche aus Canth in seinen Funktionen abgelöst, der bis 1935 wirkte. Ihm folgte der Lehrer Hermann Haun aus Postelwitz, Kr. Oels.⁵¹

Beim Ausbruch des ersten Weltkrieges verfügte die Kirchengemeinde immerhin über ein Geldvermögen von 9200 Mark, das als Kriegsanleihe gezeichnet wurde und verloren ging. Die Prospektpfeifen der Orgel wurden beschlagnahmt und erst nach dem Kriege ersetzt. 42 Angehörige der Parochie ließen im Krieg ihr Leben, für sie wurde eine Ehrentafel in der Kirche gestiftet. 1919 wurde Rattwitz mit 36500 Mark zur Bewilligung von Dotationskapitalien zur Pfarrerbesoldung vorgemerkt. Das fünfundzwanzigjährige Bestehen der Kirche wurde 1920 festlich begangen. Die aus Rattwitz stammende Diakonissenoberin Auguste Gasse schenkte aus diesem Anlaß das große Ölgemälde Luthers, die Kirchengemeinde spendete 1200 Mark, und auch mit der Laskowitzer Kirchengemeinde hatte man sich versöhnt, sie schenkte ein Paar Messingleuchter für den Altar.⁵² Kurz vor der Inflation, am 7. Februar 1923, bewilligten das nunmehrige Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung und das Finanzministerium »zur dauernden Verbesserung der evangelischen Pfarrstelle in Rattwitz« ein Kapital von 6000 Mark aus dem Dispositionsfonds, um dann ab 1. Mai 1923 den jährlichen Besoldungszuschuß um 480 Mark kürzen zu können. In der »Silesia sacra« gibt Pastor Böhme in der Eintragung für Rattwitz den Rechenschaftsbericht seines Wirkens. Die religionsstatistischen Verhältnisse hatten sich weiter zugunsten der Katholiken geändert. 1895 gab es in Rattwitz und Lange 852 evangelische und 363 katholische Einwohner.⁵³ 1905 war das Verhältnis 818 zu 372⁵⁴ und 1925 1020 zu 509.⁵⁵ Pastor Böhme gibt für Rattwitz und Lange das Verhältnis von 1040 zu 510, unter Hinzunahme von Tschirne (Großbrück) von 1310 zu 1010, an. Dazu kommen noch 100 Altlutheraner. Neben der Kirche und dem Pfarrhaus gab es eine evangelische Schule mit vier Lehrern, ein Gemeindehaus mit Schwesternstation und einen kommunalen Friedhof. Die Gemeindefrauen waren in zeitlicher Reihenfolge Schwester Martha – ihr Familienname ist leider vergessen –, dann Schwester Anna Hilse, es folgte Schwester Auguste Nowack aus Daupe, Kr. Ohlau, etwa von 1918 bis 1933, 1934 bis ganz zuletzt leistete Schwester Frieda Schulz den aufopferungsvollen Dienst, dessen hier dankbar gedacht sei.

51 Kirchl. Amtsblatt, 82. 1935, S. 86.

52 Ebd., 67. 1920, S. 21.

53 Gemeindelexikon für die Provinz Schlesien, Berlin 1898, S. 114/15.

54 Ebd., Berlin 1908, S. 256/57.

55 Gemeindelexikon für den Freistaat Preußen, Bd. 6, Berlin 1933, S. 11.

Eine stattliche katholische Schule war 1895 in Rattwitz gebaut und mit zwei Lehrern besetzt worden. Sie diente auch geistlichen Veranstaltungen.

Besonders verdienstvoll war Böhmes Einsatz für den Elternbund mit 300, den Evangelischen Bund mit 40 und den Jungfrauenverein mit 20 Mitgliedern. Neun Abendmahlsfeiern wurden jährlich durchgeführt. Im Winter, wenn die Schiffer zu Hause waren, waren die Gottesdienste gut besucht. 1924 gab es 26 Taufen, 26 Konfirmationen, 9 Trauungen (davon 2 Mischehen), 19 Begräbnisse und 594 Abendmahlsgäste.⁵⁶ Pastor Böhme hat die Gemeinde voller Mühen, unter persönlichen Opfern, aber energisch und mit viel menschlichem Verständnis aufgebaut und das kirchliche Leben in Rattwitz zum Höhepunkt geführt. Er starb am 19. Dezember 1927 im Alter von 65 Jahren. Die Gemeinde ehrte ihn durch Stiftung und Anbringung eines Ölgemälde ihres ersten Pastors in der Kirche. Mit ihm ging eine ganze Generation in die Ewigkeit, die, wie es im Nachruf des bedeutendsten Rattwitzers, des Organisers des Schifferbetriebsverbandes für die Oder und Schifffahrtsdirektors Ernst Krusch († 22. Oktober 1929), heißt, gläubige Christen waren, denen der Glaube die Kraft gab, sich aus kleinen Anfängen emporzuarbeiten, die aber bescheiden und demütig von sich dachten und sich niemals selbst irgendeine Ehre gaben.⁵⁷

Die Neubesetzung war abhängig von der Unentbehrlichkeit der Pfarrstelle nach der Notverordnung vom 20. Januar 1922. Das Breslauer Konsistorium berichtete am 13. Februar 1928 entsprechend an den Oberkirchenrat und bat, landeskirchliche Mittel für die Besoldung des Pfarrers zur Verfügung zu stellen. Die Anerkennung wurde am 25. Februar 1928 ausgesprochen und die Wiederbesetzung zum 1. März freigegeben. In der Zeit bis zur Neubesetzung pastorierte der am 27. Oktober 1927 ordinierte Laskowitzer Vikar Walther Hoffmann (geb. am 21. Oktober 1902 in Grätz/Posen) die Rattwitzer Gemeinde.

Diesmal stand der Kirchengemeinde die Pfarrerwahl zu, sie entschied sich für den noch ledigen Vikar Walter Mager von Koberwitz, Kr. Breslau, der am 2. Oktober 1898 in Breslau geboren und am 14. Dezember 1927 ordiniert worden war.⁵⁸ Der Umzug des neuen Pastors veranlaßte die Kirchengemeinde, eine Beihilfe zur Umzugskostenvergütung in Höhe von 250 RM zu beantragen. Als Begründung wurde die damalige verhängnisvolle wirtschaftliche Lage der Oderschiffahrt und die Übernahme der Renovierung des Pfarrhauses angegeben. Der Oberkirchenrat in Berlin bewilligte 100 RM.

Der neue Pastor mußte sich in die besonderen Verhältnisse eines Schiffer-

56 *Silesia sacra*, Görlitz 1927, S. 192.

57 Ernst Krusch, in: *Gute Fahrt*, 26. 8. 1929, Nr. 32, S. 4.

58 *Kirchl. Amtsblatt*, 75. 1928, S. 124.

richt.«⁶¹ Dazu sollte es nicht mehr kommen, der Superintendent wurde wie die restlichen Rattwitzer bis auf Hannchen Troche, die einen Polen heiratete, ausgewiesen. Damit war der vierhundertjährige Weg einer mittelschlesischen evangelischen Gemeinde voller Mühsal und Bedrängnis, aber auch nicht ohne allzu menschliches Versagen, am Ende. Die Gemeindeglieder wurden buchstäblich in alle Winde verstreut. Die nach der Flucht nicht mehr nach Rattwitz zurückkehrten, kamen nach Rattelsdorf bei Bamberg, die im Juni 1946 Vertriebenen wurden um Bremen angesiedelt und die letzten Ausgewiesenen um Magdeburg. Heute leben sie verstreut über die ganze Bundesrepublik Deutschland, die DDR, in Berlin und im Ausland.

Dieser Bericht will bei aller Kürze ohne Beschönigung das Ringen früherer Generationen um Glauben und Heimat – denn beides gehörte hier zusammen –, nachfolgenden Geschlechtern zur Erinnerung und zum geistigen Erwerb dieser höchsten Güter näher bringen.

61 Die evangelische Kirche von Schlesien 1945–1947, Düsseldorf 1969, S. 42.

Das »Glaubens-Bekenntnis« des Barons Hans Ernst von Kottwitz Text und Einführung

VON PETER MASER

Das Leben und Wirken des schlesischen Barons Hans Ernst von Kottwitz und dessen zentrale Rolle in der preußischen Erweckungsbewegung¹ hat in zwei umfangreichen Untersuchungen von mir Gestalt und Wesen gewonnen². Die erste dieser Arbeiten ist als Band 21 der Monographienreihe »Kirche im Osten« unter dem Titel »Hans Ernst von Kottwitz. Studien zur Erweckungsbewegung des frühen 19. Jahrhunderts in Schlesien und Berlin« 1989 bei Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen erschienen, während die Drucklegung der Untersuchungen zu den sozialen Aktivitäten und Programmen des schlesischen Barons noch einige Zeit in Anspruch nehmen dürfte. Der Herausgeber des Jahrbuchs für Schlesische Kirchengeschichte, Dietrich Meyer, wird in absehbarer Zeit in der »Theologischen Realenzyklopädie« seinen Artikel über Hans Ernst von Kottwitz vorlegen können. Von ihm ging auch die Anregung aus, die Schrift von Kottwitz »Aus meinem Glaubens-Bekenntnisse für meine Freunde« in einem Neudruck vollständig zugänglich zu machen. Dieser Aufforderung bin ich gerne gefolgt, wird damit doch gewissermaßen auch eine Tradition des Jahrbuchs fortgeführt: In Band 45/1966³ veröffentlichte Friedrich Wilhelm Kantzenbach unter dem Titel »Ein vergessenes Programm im Sinne der Inneren Mission« die von Kottwitz 1810 in Berlin publizierte Abhandlung »Ueber öffentliche Strafanstalten und die zweckmäßigsten Mittel, den gemeinen Mann zur Thätigkeit zu reizen«, die eine der Hauptquellen für das Studium der sozialen Anschauungen des Barons darstellt.

1 Vgl. meinen Aufsatz in: JSKG 63, 1984, S. 45–66.

2 Sie gehen zurück auf meine Münsteraner Habilitationsschrift »Hans Ernst von Kottwitz. Studien zur Sozialgeschichte und Erweckungsbewegung des frühen 19. Jahrhunderts in Schlesien und Berlin« von 1986/87.

3 S. 149–165.

I.

Die Schrift »Aus meinem Glaubens-Bekenntnisse für meine Freunde« erschien um 1824 bei Karl Tauchnitz in Leipzig. Im Kreise der Kottwitzschüler wurde sie wohl allgemein als das geistliche Vermächtnis des »Patriarchen Abraham«⁴ aufgenommen, hatte Kottwitz doch das Büchlein mit einem Brief vom 8. April 1824 an F. Zahn angekündigt und dazu bemerkt: »Ich habe, unter uns, an alle meine Lieben einige Abschiedsworte in 12° geschrieben, und sende sie nächstens an meinen herzlich geliebten Franziskus, um sie nach Gefallen zu cassiren oder zu communiciren«⁵. Bei ihrem Erscheinen war Kottwitz 66 Jahre alt und galt damit also zu jener Zeit bereits als hochbetagter Greis⁶. Von niemandem war abzusehen, daß dem in äußerer Dürftigkeit lebenden und von mancherlei Altersleiden geplagten Baron noch fast zwei Jahrzehnte der Wirksamkeit in seiner Freiwilligen Beschäftigungs-Anstalt und im Kreise der frommen Freunde und Schüler beschieden sein würden.

Kottwitz hat immer wieder gerne zur Feder gegriffen, wenn auch das praktische und persönliche Wirken für ihn immer das wichtigste waren. Vorzüglich als Briefschreiber war er unermüdlich. Es müssen einst Tausende Briefe von seiner Hand existiert haben. Erhalten blieben uns, weit verstreut in Archiven des In- und des Auslandes, 281 Briefe, die als ausgesprochen typische Hervorbringungen der erwecklichen Briefkultur zu bewerten sind.

Heute nicht mehr nachzuweisen ist eine – wahrscheinlich den Umfang einer Broschüre nicht überschreitende – Studie »Ueber die Wichtigkeit der Production des Flachses« von 1817, die »aber wenig brauchbares enthält«, wie A. Zimmermann, dem die Schrift noch zur Hand gewesen sein muß, berichtete⁷. Mehrfach hat sich Kottwitz auch zu Problemen des Armenwesens und des Strafvollzuges geäußert⁸ und dann in späteren Jahren zu

4 Unter dieser Chiffre hat F. A. G. Tholuck ein Porträt von Kottwitz in seiner berühmten Programmschrift »Die Lehre von der Sünde und vom Versöhner oder: Die wahre Weihe des Zweiflers« gezeichnet, die erstmals 1823 anonym in Hamburg erschien und – seit der 2. Auflage von 1825 in umgearbeiteter Fassung – 1871 die 9. Auflage erreichte.

5 Vgl. F. ZAHN, Baron von Kottwitz, in: Dorf-Chronik Nr. 31/23, 1850, S. 161–166. 169–176. 180–183. 188–191, bes. S. 188.

6 Im »Glaubens-Bekenntnis« spricht Kottwitz selber von seinen »hohen Jahren« (vgl. S. 98) und leitet den letzten Teil des Textes mit der Wendung »zum Abschiedsworte« ein, die allerdings auch in dem weniger gewichtigen Sinne eines »schließlich« gebraucht sein könnte (vgl. S. 100).

7 Vgl. A. ZIMMERMANN, Blüthe und Verfall des Leinengewerbes in Schlesien. Gewerbe- und Handelspolitik dreier Jahrhunderte, Breslau 1885, S. 273.

8 Neben der von Kantzenbach nachgedruckten Abhandlung »Ueber öffentliche Straf-anstalten« von 1810 handelt es sich um die Schrift »Ueber Armenwesen« (Berlin 1809), in

geistlichen Themen. Dabei handelt es sich neben dem »Glaubens-Bekenntnis für meine Freunde« um die Jubelschriften »Luther und das Reformationsfest 1817. Herzlicher Zuspruch an die Herzen evangelischer Christen« (Königsberg 1817) und »Zum 25ten Juny. Die Uebergabe der Augsburger Confession. 1530« (Magdeburg 1830)⁹. Beide Abhandlungen reichen nicht über das Niveau eines Schulaufsatzes hinaus und sind in einem so unpersönlichen Stil abgefaßt, daß man geneigt sein könnte, sie Kottwitz überhaupt abzusprechen, wäre dessen Autorschaft nicht zweifelsfrei gesichert¹⁰.

Gain im Unterschied dazu trägt das »Glaubens-Bekenntnis« die durchaus persönliche Handschrift seines Autors. Hier finden sich die zeitgemäße Großzügigkeit im Verhältnis zu Orthographie, die überbordenden Satzkonstruktionen, die oft nur noch durch Klammer, Gedankenstrich und schließlich den Punkt zusammengezwungen werden, und das spezielle Vokabular, das über den Autor so vieles verrät. Vor allem begegnen hier aber gleichsam gebündelt alle jene Ideen, die der »Alte überall«, wie die preußischen Ministerialbürokraten den »frommen Kottwitz«¹¹ zu apostrophieren pflegten¹², unermüdlich am königlichen Hof zu Potsdam, in den Berliner Ministerien, in den Andachtsstunden der Freiwilligen Beschäftigungs-Anstalt und schließlich – für uns heute noch am ehesten faßbar – in den sogenannten »Liebes=Briefen« verfocht, durch die der stärkende, mahnende und tröstende Kontakt der Frommen und »Stillen im Lande« untereinander lebendig gehalten wurde.

deren Anhang kurze Mitteilungen »Ueber die Freiwillige Beschäftigungs-Anstalt in Berlin, Contrescarpe No. 6« sowie »Ueber den Verdienst der Arbeiter in der Freiwilligen Beschäftigungs-Anstalt, und über die Unkosten der freien Beköstigung für diejenigen Arbeiter, die ihren Unterhalt nicht erwerben können« folgen. Bisher in der Kottwitz-Forschung völlig übersehen worden ist der Beitrag »Einige Bemerkungen über den Aufsatz April No. 3« (Gebel, Einige Bemerkungen über Armenanstalten, vorzüglich über die von Kottwitzschen zu Berlin), in: Neue Berlinische Monatsschrift 21, 1809, S. 293–299.

⁹ Beide Schriften müssen vor dem Hintergrund der Bedeutung gesehen werden, die beide Jubelfeiern für das Erstarken des Neokonfessionalismus des 19. Jh.s gewannen. Vgl. dazu zuletzt W. VON MEDING, Kirchenverbesserung. Die deutschen Reformationsfestpredigten des Jahres 1817 = Unio und Confessio 11, Bielefeld 1986.

¹⁰ Zu erwägen bliebe immerhin, ob sich Kottwitz bei der Abfassung dieser Schriften nicht möglicherweise der weitgehenden Mitwirkung einer »studentischen Hilfskraft« bedient haben könnte, die dann für das schülerhafte Gehabe dieser Aufsätze in Anspruch zu nehmen wäre.

¹¹ So wird der Baron »seit frühester Zeit in der Familie genannt«, wie Esther Baronin Kottwitz in Bad Schwartau den Autor in einem Brief vom September 1982 wissen ließ.

¹² Vgl. H. G. BLOTH, Die Kirche in Pommern. Auftrag und Dienst der evangelischen Bischöfe und Generalsuperintendenten der Pommerschen Kirche von 1792 bis 1919 = Pommersche Lebensbilder V. Veröffentl. d. Hist. Komm. f. Pommern V/20, Köln-Wien 1979, S. 93.

Soweit sich feststellen ließ, existieren heute noch zwei Exemplare des Kottwitzschen »Glaubens-Bekenntnisses« in öffentlich zugänglichen Sammlungen. Das eine findet sich im Tholuck-Archiv, das das Katechetische Oberseminar in Naumburg/S. hütet. Die Bibliothek und der sonstige schriftliche Nachlaß des bedeutendsten Kottwitz-Schülers gingen nach dem Tode Friedrich August Gotttreu Tholucks im Jahr 1877 in den Besitz des von ihm in Halle/S. gegründeten Konvikts über, das noch heute am Jägerplatz Theologiestudenten wesentlich mehr als nur eine Unterkunft zu bieten versucht. Das zweite Exemplar besitzt die Universitätsbibliothek Tübingen¹³, die es 1922 im Rahmen einer größeren Schenkung des Calwer Verlagsvereins erhielt. Auf dem Vorsatzblatt befindet sich der Besitzvermerk: »M. CG Barth. Geschenk des Verfassers Baron's von Kottwitz in Berlin«. Christian Gottlieb Barth (1799–1862), Tübinger Stiftler, dann Pfarrer in Möttlingen, seit 1838 ausschließlich der Arbeit des Calwer Missionsvereins zugewandt und einer der produktivsten und erfolgreichsten religiösen Volksschriftsteller (seine »2mal 52 biblische Geschichten« erreichten 1894 immerhin die 353. Auflage!) seiner Zeit¹⁴, verfügte über weitreichende Beziehungen zu den Frommen ganz Europas. Sein umfangreicher Nachlaß wurde bei einem Luftangriff auf Stuttgart am 10./11. September 1944 zusammen mit dem Calwer Verlag total zerstört, so daß der erwähnte Besitzvermerk bisher den einzigen Beleg für eine Verbindung zwischen dem Führer der preußischen Erweckung und einer der wirkungskräftigsten Gestalten des Württemberger Spät Pietismus darstellt, taucht der Name Barths doch im Kottwitz-Nachlaß an keiner Stelle auf. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat Kottwitz seine Schrift als Privatdruck bei dem Verlag Tauchnitz herstellen lassen. In den Verlagsverzeichnissen wird sie jedenfalls nicht aufgeführt. Genauere Nachforschungen bei dem Rechtsnachfolger des Verlages Tauchnitz, dem Oscar Brandstetter Verlag KG in Wiesbaden, endeten bedauerlicherweise ebenfalls mit dem Hinweis auf die Kriegsverluste¹⁵.

Einmal jedoch hat es schon einen völligen Nachdruck des »Glaubens-Bekenntnisses« gegeben, wenn auch an heute nur noch schwer zugänglicher Stelle: Im 23. Jahrgang der »Monatsschrift für innere Mission mit Einschluß

13 Es wird dort unter der Signatur Gd 456.8° –Bd. 72– verwahrt.

14 Vgl. H. GUNDERT, Artikel: Barth, Dr. Christian Gottlieb, in: RE³ 2, 1897, S. 418–420, dort auch die ältere Literatur.

15 An dieser Stelle sei den Mitarbeitern der Universitätsbibliothek Tübingen, der Deutschen Bücherei Leipzig, der Deutschen Staatsbibliothek in Ost-Berlin, des Calwer Verlages in Stuttgart und des Oscar Brandstetter Verlages in Wiesbaden Dank gesagt für die mancherlei Recherchen, mit denen sie die Nachforschungen des Autors unterstützten.

der Diakonie, Diasporapflege, Evangelisation und gesamten Wohltätigkeit«, der 1903 in Gütersloh erschien, zeichnete der damalige Pfarrer am Diakonissenhaus zu Riehen bei Basel, A. Schultze, ein Lebensbild des »Baron Ernst von Kottwitz«, dem er »auf Wunsch des Tholuck'schen Konvikts in Halle a. d. Saale« in einem Anhang einen vollständigen Abdruck des Textes beifügte¹⁶.

II.

Es kann nicht Aufgabe dieses Neudrucks sein, einen alle Einzelheiten berücksichtigenden Kommentar zu liefern und alles das zu wiederholen, was ich in meiner oben genannten Untersuchung über die Erweckungsbewegung des frühen 19. Jahrhunderts zur Frömmigkeit bei Kottwitz, ihren Wurzeln, Ausprägungen und Auswirkungen, schon ausgeführt habe. Hauptzweck dieses Nachdrucks soll es ja sein, dieses ungemein sprechende Beispiel erweckter Frömmigkeit als Ganzes wieder der Forschung in Erinnerung zu rufen und zugänglich zu machen. Trotzdem mag es aber hilfreich sein, wenn im folgenden einige Hinweise gegeben werden, die dazu beitragen könnten, dieses Dokument in das Gesamtphänomen der Erweckungsbewegung exakter einzuordnen. Aus Raumgründen muß dabei allerdings auf alle weiteren Verweise sowie Quellen- und Literaturbelege verzichtet werden.

Es handelt sich bei Kottwitz' Ausarbeitung um das Werk eines *Laien* ohne theologische Bildung und kirchliches Amt, der den Text nicht zum Zwecke der eigenen oder familiären Erbauung und Vergewisserung zu Papier brachte, sondern damit in die Weite wirken wollte. Dafür spricht auch die Tatsache, daß die Schrift durch einen Privatdruck verbreitet wurde. Das hierin zutage tretende *Selbstbewußtsein* des Laien ist für die Erweckten typisch gewesen. Schon der Pietismus hatte ja auf seine Weise begonnen, mit dem Priestertum aller Gläubigen wieder ernst zu machen. Nicht wenige der Führungsgestalten hatten niemals eine reguläre theologische und kirchliche Ausbildung genossen: Zinzendorf war Jurist, Gerhard Tersteegen Bandwerker, Jung-Stilling Mediziner und Matthias Claudius Journalist. Auch in der frühen Erweckungsbewegung spielten Nichttheologen noch eine bedeutende Rolle. Der Kottwitz-Kreis bietet genügend Beispiele dafür. Gleiches läßt sich übrigens auch für den katholischen Bereich feststellen, wo Chateaubriand, de Maistre, Stolberg und Görres, Clemens Brentano, Franz Baader und Friedrich Schlegel als Lientheologen hervortraten.

Der feste Grund und die Quintessenz des ganzen »Glaubens-Bekenntnis-

16 Vgl. MIM 23, 1903, S. 49–60. 89–127. 137–151. 177–196. Der Nachdruck des »Glaubens-Bekenntnisses« findet sich auf den S. 192–196.

ses« ist das schlichte und durch nichts eingeschränkte *Bekennnis zum Wort Gottes*, »so wie es uns im alten Bunde durch die Propheten, und im neuen Bunde durch den Herrn Jesum zu Seinen Jüngern, und von diesen den Gläubigen, so einfach als allgemein verständlich, mitgetheilt worden ist«. In diesen Worten fließt alles zusammen, was die erweckte Frömmigkeit kennzeichnet. Im Gegenüber zu Rationalismus und Dogmatismus ist sich der Erweckte in einem optimistischen *Bibilizismus* gewiß, daß das »Wort« aus sich selbst heraus verständlich ist und das reformatorische »*sola scriptura*« gerade dieses meint: Annahme des Wortes als Akt des Glaubens ohne alle »Menschen-Gebote und Menschen-Lehren«. Die Erweckungsbewegung hat bei ihrer Beschäftigung mit der Bibel auch das Erbe der Reformation neu entdeckt. Die Feiern des Reformationsjubiläums 1817 haben dieser Tendenz mächtigen Auftrieb verliehen, und es waren Schüler des »frommen Kottwitz«, nämlich Tholuck und Hengstenberg, die sich um die Neuausgabe reformatorischer Schriften Verdienste erwarben. Der *Bibilizismus* der Erweckten gehörte somit dann aber auch zu den Wurzeln des Neokonfessionalismus des 19. Jahrhunderts, der ja keineswegs allein durch die königlich-preußischen Unionsprojekte ausgelöst wurde, sondern auch außerhalb Preußens fröhliche Urständ feierte.

Das Bewußtsein, dank göttlicher Gnade aus dem Sündenschlaf erweckt worden zu sein, förderte nicht nur ganz allgemein den *Missionsgeist*, sondern ermunterte auch dazu, die eigenen Glaubenserfahrungen »frei von anmasslichem Besser-Wissen, so wie von einseitiger Beurtheilung« mitzutheilen und den Auftrag der Verkündigung nicht mehr allein den »verordneten Dienern am Wort« zu überlassen. Der Fromme ist sich seiner Sache und seines Auftrages gewiß. Die Erkenntnis der eigenen *Sündenverfallenheit und Gnadenerfahrung* rät aber dazu, »mit herzlicher Sanftmuth und Demuth, – ohne Lärm und Geschrei« die Botschaft auszurichten.

Wo sich so eigene Überzeugung mit demutsvoller Festigkeit verbindet, da ist zumindest die Gefahr des *Separatismus* vor der Tür. Das Herrenwort über das mehrmalige Ermahnen des sündigen Bruders, das bei vergeblichem Tun die Trennung von dem Sünder anweist (Mt. 18,15–17), oder die apostolische Weisung »Tut von euch selbst hinaus, wer da böse ist« (1. Kor. 5,13) können rasch als Anleitung zum Handeln verstanden werden, sofern nicht ein festes kirchliches Bewußtsein diese »Lösung« auf jene hoffnungslosen Fälle der Lästerung des Geistes begrenzt, von denen in Mt. 12,31f. par. die Rede ist. Aber gerade jene, die aus dem Dunkel der Sünde ins Licht der Offenbarung gelangt waren, die auferstanden waren von den Toten und sich von Christus durch den Geist erleuchtet wußten (vgl. Eph. 5,14), die auf die Stunde gemerkt hatten, aufzustehen vom Schlaf, weil die Nacht vorgerückt und es Zeit ist, die Werke der Finsternis abzulegen und anzuzie-

hen die Waffen des Lichtes (vgl. Röm. 13), waren durchdrungen von dem Bewußtsein, in der »*Sichtungszeit*« zu leben, in der die Trennung von allem, was dem Dunkel dieser Welt zugehört, nicht mehr länger aufgeschoben werden konnte.

Die verfaßten *Kirchen* kann der Erweckte nur mit Gefühlen der Trauer betrachten. In der katholischen Kirche hindern die »Mauern menschlicher Autorität«, »Zwangs-Gebete«, ein »Altardienst in fremder Sprache«, »gehaltlose Predigten«, der »Cölibat« als ein Gesetzeswerk und »die blutigsten Verfolgungen gegen die Bekenner anderer Confessionen« die rechte Erkenntnis. Nicht besser steht es mit der »protestantischen Kirche«, von der zu fragen ist, ob sie überhaupt noch als Kirche zu bezeichnen ist, und deren Hauptkennzeichen eine »unfreie Grübelei« geworden ist. Das in solcher Kritik zum Ausdruck kommende *Distanzbewußtsein* gegenüber allem verfaßten Kirchentum ist gewiß ein Erbe des Pietismus, wenn es sich auch in den einzelnen Argumenten von dem unterscheidet, was der Pietismus in einer völlig anderen historischen und kirchlichen Situation an Einwänden vorzubringen hatte.

Auch der Pietismus wußte schon etwas von der entscheidenden Rolle, die der *christlichen Schule und christlichen Lehrern* zukommt. Sowohl der Pietismus als auch die Erweckungsbewegung haben deshalb gerade auf diesem Gebiet beeindruckende Energien entfaltet und Einrichtungen ins Leben gerufen, die in die Geschichte der Erziehung eingegangen sind. Dahinter stand bei Pietisten und Erweckten die Überzeugung, daß die Kinder und Jugendlichen allemal als Opfer ihrer Erzieher angesehen werden müßten, sofern diese ihnen nicht das Evangelium unverkürzt und bekräftigt durch die eigene Lebensführung zu vermitteln in der Lage seien. So kam es darauf an, erst einmal die Lehrer in Seminaren und auf den Universitäten zu erziehen, damit diese dann die ihnen Anvertrauten auf den rechten Weg führen konnten. Die Erziehung der Lehrer aber mußte nach der Auffassung der Erweckten zunächst und vor allem mit dem Irrglauben aufräumen, der Mensch könne aus sich selbst zu Gott gelangen. Nur in dem lebendigen Bewußtsein der Realität der Sünde und Gnade und mit der Erfahrung, was es bedeutet, von den Toten aufzuerstehen zu einem durch Christus erleuchteten Leben, ausgestattet, könne Erziehung zu wahrer Sittlichkeit und Menschlichkeit gelingen.

Wenn Kottwitz seine dezidierte Kritik auf die fast ausschließliche Beschäftigung mit den alten Sprachen und der Mathematik in den höheren Schulen richtete, dann spiegelt das die Entwicklung wider, in deren Verlauf der bewußt christliche Religionsunterricht durch die *Beschäftigung mit dem humanistischen Erbe* ersetzt wurde und die Religion zunächst der Philosophie des Idealismus weichen mußte, die dann ihrerseits allmählich durch

jene vornehmlich philologisch orientierte Betriebsamkeit in der Schule ersetzt wurde, die nicht mehr viel davon wußte, was »humanistische Bildung« im Vollsinn des Wortes eigentlich meinte. Die Erweckten haben zumindest geahnt, was die Zukunft auf diesem Gebiet bringen würde, und sich deshalb insbesondere den deutschen Klassikern gegenüber reserviert verhalten. Diese wurden denn ja auch in der Tat zu Gründervätern jener Bildungsreligion, die bis in die Apokalypse des Ersten Weltkrieges hinein fast unangefochten das bürgerliche Zeitalter geprägt hat.

Mit Leidenschaft opponiert Kottwitz gegen das »*selbstsüchtige Forschen*« der theologischen Fachgelehrten, die davon sprechen, »dass die eigentliche Erleuchtung [...] nur von den Fortschritten der wissenschaftlichen Forschungen unserer protestantischen Facultäten abhängig sey«. Schon in der Verwendung des Begriffs der »Erleuchtung«, bei dem in diesem Zusammenhang als Synonym nur »Aufklärung« in Betracht kam, wird jene erweckliche Theologiekritik angedeutet, die im Rückblick auf Orthodoxie und Rationalismus wenig mehr als »ärgerliche Polemik« auszumachen vermochte, und damit das alte, im Protestantismus immer wieder neu aufkommende Unbehagen an der Tatsache verband, daß seit Luthers und Melancthons Zeiten vornehmlich die Universitätsprofessoren über den Gang der Ereignisse in Theologie und Kirche entschieden hatten. Das änderte sich lediglich im Zeitalter von Pietismus und Erweckungsbewegung zu gewissen Teilen und auf jeden Fall nur vorübergehend. Schon im Schülerkreis des Barons überwogen wieder die zukünftigen Professoren, man denke nur an Tholuck. Ein Mann wie Kottwitz war Realist genug, um zu erahnen, daß diese Vorherrschaft des akademischen Bereichs der Kirche und Theologie möglicherweise zum Wesen des Protestantismus gehören könnte, und hat deshalb in späteren Jahren mit aller Kraft dafür gekämpft, daß dann zumindest die »richtigen« Professoren die Lehrstühle erhielten.

Wie wenig die Erweckten sich reiner und frommer Beschaulichkeit allein hingaben, erhellen Kottwitz' scharfsichtige Beobachtungen zu den *sozialen Folgen des Unglaubens*. Das »wachsende Elend« gehört für ihn unmittelbar zusammen mit der »immer mehr um sich greifenden Verwirrung« der Geister. »Luxus und Verarmung« schreiten gemeinsam mit dem Verbrechen »rasch vorwärts« und können »nicht durch die frivolen Deklamationen des Weltgeistes weg demonstriert werden«. In anderen Zusammenhängen hat Kottwitz sehr präzise die sozialen Wurzeln des Massenelends (»Pauperismus«) der aufkommenden Industriegesellschaft analysiert und ist – durchaus auch im Sinne der Aufklärung – für die Hilfe zur Selbsthilfe eingetreten. Und noch ein Johann Hinrich Wichern hat die Wechselwirkungen von geistigem und sozialem Elend vor eine große Öffentlichkeit gebracht und damit vor dem Hintergrund der Märzrevolution auf dem

Wittenberger Kirchentag von 1848 Aufmerksamkeit gefunden. Wenn Wicherns Konzeption einer »Inneren Mission« zuletzt doch kein durchschlagender Erfolg beschieden gewesen ist, dann hing das auch damit zusammen, daß er als Erbe der Erweckungsbewegungen bei allen seinen vielfältigen Aktivitäten doch immer nur an das Elend des Individuums oder bestimmter Gruppen (Kinder, Gefangene, Handwerksburschen, Kranke) dachte und dementsprechende Rettungsmaßnahmen organisierte. Den neuen Verhältnissen der aufkommenden Industriegesellschaft aber hätte nur eine umfassende Sozialpolitik entsprochen, die daran gegangen wäre, die Gesamtgesellschaft nach christlichen Vorstellungen vollständig neu zu organisieren. Bei allem persönlichen Einsatz, der auch vor der Aufstellung radikaler Forderungen und vor waghalsigen Experimenten nicht zurückschreckte, blieben die Erweckten so aber zuletzt doch der alten Ordnung verhaftet. Im Gegenüber zu den revolutionären und demokratischen Bestrebungen der Zeit gerieten sie so unaufhaltsam in das Lager der Restauration hinein und trugen trotz besten Willens letztendlich dazu bei, daß die Kirchen bürgerliche Institutionen blieben und sich eben nicht zu wirklichen »Volkskirchen« ausbildeten. Damit aber wurden die Proletariermassen verloren, deren künftiges Schicksal zum Schicksal der Gesamtgesellschaft werden sollte.

Kottwitz und die Erweckten überhaupt bis hin zu Wichern haben ihre Hoffnungen darauf gesetzt, daß Gott »die Herzen christlicher Fürsten lenke, damit es ihnen einleuchte, wie ihnen ihre eigene Beseligung zunächst eben so anliegen solle, als dem geringsten ihrer Unterthanen«. Viele Hoffnungen hatten sich mit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. im Jahr 1840 verbunden, der ein Freund der Erweckten war, bei seiner Krönung in Königsberg das Gelöbnis des Josua »Ich und mein Haus wollen dem Herren dienen« zu seinem eigenen gemacht hatte, gegen die Hegelianer vorging, wo immer das möglich war, Fliedner und Wichern in seinen engeren Kreis zog und tatsächlich dazu ansetzte, die Entwicklung eines »christlichen Staates« zu verwirklichen. Die Erwartungen, die solches Beginnen entflammen mußte, erloschen jedoch schnell genug. Der »Romantiker auf dem Thron« verschleiß seine Kräfte in hochkirchlichen Projekten mannigfacher Art und ließ sich von Friedrich Julius Stahl durch die Konzeption eines »monarchischen Prinzips« dazu verführen, die Gegenrevolution zum politischen Programm zu erheben, das auf die Restauration einer oft fiktiven Vergangenheit hinauslief. Im Banne der Staatsphilosophie Stahls lösten sich für den König die Grenzen zwischen Staat und Kirche auf, wurde das Königtum zum »Hüter der Kirche«. Das hatten die Erweckten so niemals gewollt und entsprach auch nicht ihren Lebenserfahrungen, die davon geprägt worden waren, daß es eher der

Dissens war, der bei aller prinzipieller Königstreue das Verhältnis der Kirchen, ihrer Gemeinden und vor allem der Frommen und »Stillen im Lande« gegenüber dem Staat bestimmt hatte. Aber die Revolutionsfurcht einer neuen Generation wollte den Schulterschuß zwischen »Thron und Altar« erzwingen, hat dieses Ziel in mancher Hinsicht dann auch erreicht, weil auch in den Kirchen diese Angst zu Hause war, und verlor darüber auf die Dauer dann doch das meiste, was man so zu retten gemeint hatte.

Gegen Ende seines »Glaubens-Bekenntnisses« kommt Kottwitz auf zwei unmittelbar zusammenhängende Probleme zu sprechen, die der Erweckungsepoche Lebendigkeit und weitreichende Perspektiven vermittelten. Die *ökumenische Vision* eines »Festes« für die »gesamte Menschheit«, bei dem sich »beide Confessionen, zu Beseitigung aller irreligiösen Sectirerei, sich vor Gottes Augen redlich entschliessen möchten, [...] sich mit herzlicher Angelegenheit die Bruderhand zu reichen«, mußte in dem Maße an Leuchtkraft gewinnen, in dem sich Erweckte innerhalb der katholischen und protestantischen Kirche zusammenfanden in dem Bewußtsein der Einheit aller wahrhaft Frommen. Die Aktualisierung mystischer Glaubenserfahrungen in beiden Konfessionen, die Betonung des persönlichen Glaubens und Vertrauens, das Ideal einer alltäglichen Heiligung des Lebens und die feste Überzeugung, daß ein solchermaßen geheiligtes Leben »Früchte« in guten Werken bringen müsse, ließen die dogmatisch-konfessionellen Unterschiede zumindest zunächst zurücktreten. Konnte der Fromme doch unterstellen, das wahrhaft Christliche sei in der eigenen und in der anderen Konfession durch den Rationalismus unterdrückt oder entstellt worden. Käme es nun aber zu einer vorbehaltlosen »Annahme des Wortes«, so müßte es möglich werden, die »Täuschung des Fürsten der Finsterniss« zu überwinden. Dann dürften Unglauben und »Menschen-Lehren« die Vereinigung der erweckten Christen in einer erneuerten ökumenischen Kirche nicht länger behindern können. Dabei wurde allerdings übersehen, daß die Intensivierung des Glaubenslebens, wie sie sich vor allem im Abtun des Rationalismus in Theologie und Kirche auswirkte, geradezu zwangsläufig auch *eine Wiederbelebung der alten konfessionellen Unterscheidungen* mit sich bringen mußte. Sowohl der Katholizismus als auch der Protestantismus gingen auf der Suche nach dem, was in Kirche, Theologie und persönlichem Leben wirklich zu tragen vermag, bald auch auf jene Traditionen zurück, in denen sich ihre Eigenart am wirkungsmächtigsten artikuliert hatte. So wurden die Konfessionen unter dem Einfluß der Erweckungsbewegung konfessionalistischer und der Neokonfessionalismus zu einem der Kennzeichen der Restaurationsepoche.

Aber zunächst war von solcher Entwicklung noch kaum die Rede, viel mehr wurden die Frommen von den immer häufiger werdenden *Konversio-*

nen bewegt, die oft die Besten auf sich nahmen, auch wenn damit menschliche und berufliche Verbindungen zerschnitten wurden. Die Gründe für solche Konversionsbereitschaft liegen im Wesen der Erweckungsfrömmigkeit selbst. Hier spielten der individualistische Ansatz im Glaubens- und Kirchenverständnis der Erweckten ebenso eine Rolle wie die Affekte gegen das verfaßte Kirchentum, das durch seine Verbindung zu den Exponenten der politischen Macht noch fragwürdiger werden mußte. Aber auch der Rückgriff auf die unverfälschten Quellen des Glaubens, die Bibel also und eben auch die Lehre der Kirchenväter bis hin zu den Reformatoren, konnte dazu führen, die Gemeinschaft aufzugeben, in die man hineingeboren worden war. Nicht selten waren allerdings auch sentimentale und ästhetische Prägungen für den Konfessionswechsel ausschlaggebend. Das Rom-Erlebnis einer ganzen Künstlergeneration, die von ihren Gegnern mit dem Schimpfnamen »Nazarener« belegt wurde, steht hier für Entscheidungen, wie sie auch im Bereich anderer Künste zu beobachten sind. Das Konversionsproblem, das viel Unruhe und auch manche Bitterkeiten schuf, war im übrigen kaum jemals die Sache bekehrter Freidenker, sondern fast immer die religiös wacher Persönlichkeiten, die sich nicht damit genügen ließen, was ihnen gleichsam vorgegeben war.

Kottwitz hat auf die Frage »Was uns besonders zu thun obliege? – Unsere Confession zu verlassen?« mit Entschiedenheit geantwortet: »Das sey ferne!« Hinter solcher Weisung stand zum einen gewiß die Lebenserfahrung, mit welchen Risiken derartige Brüche in der Vita verbunden zu sein pflegen, vor allem aber war es die schon dem Pietismus eigene Überzeugung von den Chancen einer »ecclesiola in ecclesia«. Die Hoffnung, in der anderen Konfession die wahre Kirche zu finden, mußte immer wieder enttäuscht werden. Nur in der Kleingruppe, der Bruderschaft, dem »Kreise« Gleichgesinnter, konnte sich eine Glaubenspraxis etablieren, die sich dem Ideal zumindest anzunähern vermochte. Nach dem Selbstverständnis der Frommen bedeutete solcher Rückzug in die Kleingruppe nicht den Sieg des Egoismus Einzelner oder einer Gruppe, die sich das Heil durch Abschließung nach außen hin zu sichern versuchte. Ganz im Gegenteil sollten auf diesem Wege die missionarische Stoßkraft und die Einwirkung auf Gemeinde, Kirche und Theologie auf wirkungsvollste Weise organisiert werden. Durch das Festhalten an der Möglichkeit einer »ecclesiola in ecclesia« wurde die Erweckungsbewegung also in die Lage versetzt, sowohl die Konversion als auch die Abwanderung in den Separatismus als Irrwege abzuweisen. Gerade der von Christus Erweckte und Erleuchtete hatte, um es mit Kottwitz zu sagen, in seiner Kirche dafür einzutreten: »Unserer Confession durch ächt christliches Wort und Wandel ein lebendiges Anerkennung sichern. Nicht Unberufenes wollen noch wirken; jedoch auch

nicht verstummen, wenn wir Grund geben sollen der Hoffnung, die uns verliehen und wo zu reden Pflicht ist.« Spätestens an dieser Stelle wird es unüberhörbar, daß die Beschäftigung mit der Erweckungsbewegung und ihrer führenden Persönlichkeit in Schlesien und Berlin nicht der Befriedigung antiquarischer Interessen dient: Unsere Kirchen leben bis heute auch von dem Erbe der Erweckungsbewegung. Und jede nähere Beschäftigung mit dieser Epoche der Kirchengeschichte des frühen 19. Jahrhunderts zeigt, daß die Fragen, die damals gestellt, und die Antworten, die damals gegeben wurden, in anderem sprachlichen Gewand und im Gegenüber zu gewandelten gesellschaftlichen und kirchlichen Verhältnissen auch heute wieder auf dem Plan sind. Handelt es sich doch dabei letztlich um die Fragen und Antworten, die der Kirche immer aufgegeben waren und aufgegeben sein werden.

III.

Aus meinem Glaubens-Bekenntnisse für meine Freunde von Hans Ernst von Kottwitz

Möchte es mir gelingen, meine Gedanken einfach und klar, und frei von anmasslichem Besser-Wissen, so wie von einseitiger Beurtheilung eines so wichtigen Gegenstandes, darzustellen.

Glaube bedeutet mir Annahme des Wortes, so wie es uns im alten Bunde durch die Propheten, und im neuen Bunde durch den Herrn Jesum zu Seinen Jüngern, und von diesen den Gläubigen, so einfach als allgemein verständlich, mitgetheilt worden ist. Ich achte es daher als Folge der Täuschung des Fürstens der Finsterniss, – der, wie wir es vor Augen haben, durch Uebertretung und Sünde die ganze Welt beherrscht, – wenn den göttlichen Zeugnissen des Wortes theils aus Stolz nicht geglaubt, theils ihnen aus Unwissenheit und Unvernunft Menschen-Gebote und Menschen-Lehren vorgezogen werden. Der Glaube aber geht gleichsam nicht allein, sondern ist nach dem Worte unsers Herrn und Heilandes »und lehret sie halten, alles, was ich euch geboten habe« zugleich bedingt durch den Gehorsam gegen das Geheimnis der Gottseligkeit und der Offenbarung des öffentlichen Wohlgefallens: (Gott war in Christo und versöhnte die Welt mit sich selber, und hat unter uns aufgerichtet das Wort, was die Versöhnung verkündigt) dafür das ganze Herz, den ganzen Menschen, nach Geist, Seel und allen Gliedern zu einem lebendigen Opfer darzubringen. Darauf gründen sich, nach meiner Ueberzeugung, die Anforderungen der heiligen Schrift, zu thun den Willen des Herrn, zu glauben, und diesem Glauben Gehorsam zu beweisen von ganzem Herzen. Ich will von allen hierher gehörigen Mahnungen an die Gläubigen des neuen Bundes, nur an

die allgemein bekannte erinnern: »darum so reichet dar in eurem Glauben Tugend und in der Tugend Gottseligkeit und in der Gottseligkeit Geduld und in der Geduld brüderliche Liebe und in der brüderlichen Liebe gemeine Liebe.«

Der Unglaube ist in allen Abtheilungen der christlichen Bekenntnisse die Wurzel des Verderbens, sowohl stolzer Anmassungen als des unvernünftigen Treibens Aberglaubens.

Waltete z. B. ein Leben des Glaubens und des Gehorsams in der katholischen Kirche, so würde sie leicht entdecken können, was sie zu thun und zu lassen habe, und fröhlich über die Mauern menschlicher Autorität hinweg kommen, ohne der Einheit der Kirche zu nahe zu treten. Sie würde alsdann nicht länger die Zwangs-Gebete, den Altardienst in fremder Sprache und so viele gehaltlose Predigten dulden, sondern vielmehr den Anblick einer auf die rechte Einheit christkatholischer Kirche begründeten, zum Himmelreich angeführten und damit schon beseligten Gemeinde darbieten.

Wäre ein Leben des Glaubens und des Gehorsams in der protestantischen Kirche, so würde ihr wissenschaftliches Forschen und Prüfen mit Erkenntniss der Wahrheit gesegnet gewesen seyn; anstatt sie bis jetzt, bei allem Vorgeben freier Geistesbewegung, in einer unfreien Grubelei befangen, seit 300 Jahren nicht zum Ziel gelangen konnte, und fortwährend also baut, wie es uns in der heiligen Schrift, für alle Zeiten, durch den Bau des Thurms zu Babel dargestellt worden ist. Und werden auf dieses Treiben nicht die protestantischen Gottes-Häuser weniger besucht, die Völker heidnischer, der christliche Jugend-Unterricht vernachlässigt*) und gewinnt sonach

*) In den meisten höheren Schulen gelten fast nur noch Griechisch, Lateinisch und Mathematik, wogegen christlicher Unterricht und christliche Gesinnung gar nicht in Betracht zu kommen scheinen. In den niedern Schulen ist, mit wenigen Ausnahmen, der Religions-Unterricht ebenfalls für einen christlichen nicht zu achten, und die Lehrer, zu flacher Vielwisserei wohl gar im Seminar verbildet, lassen den Religions-Unterricht, gleichsam auf dem Fusse, einen, aus Zeit- und Erziehungs-Schriften entlehnten Anekdoten-Kram also folgen, dass die für die christliche Gesinnung, durch den Vortrag aus dem christlichen Schulbuche oder durch das Lesen der Bibel empfangenen Eindrücke sofort verfligt werden.

Diese Behandlung der Lehre in den höheren Schulen führte sehr consequent ein klassisches Heidenthum herbei, so dass der Mangel christlicher Gesinnung und Sitten eben so wenig befremden kann, als nach dem Treiben in den niederen Schulen die Anmasslichkeit, Frechheit und Verwilderung der gemeinen Volksklasse. Die weiteren Folgen solches Wirkens liegen nicht minder vor Augen. – Welche Ansprüche ergehen nicht an diejenigen jungen Leute, welche sich dem Predigt-Amt oder dem Schulstande widmen? ohne dabei zu bedenken, dass es so unweise als ungerecht ist, Forderungen an sie zu machen, die keineswegs weder ihrem individuellen Verhältnisse noch ihrem Beruf angemessen sind. Dazu kommt noch, dass für Kirchen, Schulen und Seminarien nicht einmal das Nothdürftigste geschieht, während für sehr fern liegende Zwecke die unverantwortlichste Verschwendung statt findet.

nicht Leichtsinn, Verwirrung und Unfriede einen gefährlichen Vorsprung? Räumet euch der Wahrheit erst selber ein, bevor ihr wollt Lehrer und Führer seyn. Lernet lieben den, der uns zuvor geliebet hat, und euch in aufrichtiger gegenseitiger Liebe üben. Lernet zuvor einsehen, was der Mensch ist, und flehet um Schlangen-Klugheit, zu vermeiden alle eigene und fremde Wege, und um Tauben-Einfalt, der Wahrheit gegen euch selbst recht zu geben; so werdet ihr inne werden, was der Ausspruch besage: »wer Mich liebet, der wird mein Wort halten und mein Vater wird ihn lieben, und wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm machen.«

Dann werdet ihr erst die köstliche Perle suchen und finden, und euch nicht weiter, weder auf Menschen-Gebote noch auf selbstsüchtige Forschungen gründen; wohl aber das dargebotene Heil nicht nur dankbar ergreifen, sondern zugleich auch, gern das sanfte Joch Seiner Nachfolge im Gehorsam, zu gehen aus Glauben in Glauben mit herzlicher Sanftmuth und Demuth, – ohne Lärm und Geschrei – auf euch nehmen.

Hätte sich die katholische Kirche nicht unvermerkt durch den Fürsten der Täuschung zum Ungehorsam und zur Zweiherzigkeit zwischen Gott und dem Mammon verleiten lassen, wie würde es möglich gewesen seyn, sie zu der fast unbegreiflichen Abhängigkeit von menschlicher Autorität und unter die Willkühr der Aeltesten in Auflegung sonderbarer Lasten zurück zu bringen? – Wie sonst der empörende Fanatismus noch vernehmbar seyn, welcher durch sophistische Tausendkünste das Evangelium des Friedens in Zwietracht und blutige Verfolgungen verkehren möchte? –

Hätte sich die protestantische Kirche durch Glauben und Gehorsam gegen die Versuchungen des stolzen Lügenfürstens – der zu allen Zeiten sein Werk treibt in den Kindern des Unglaubens, gelehrten und ungelehrten, wie viele bosshafte Entstellungen in der Welt- und besonders in der Kirchen-Geschichte darthun, – verwahren lassen; wie vermöchte sie es, sich den eben so verwerflichen als dem gesunden Menschen-Verstande widersprechenden Dünkel anzumassen: dass man nur von dem, so spitzfindigen als selbstsüchtigen Forschen ihrer Gelehrten, heilbringende Klarheit zu gewärtigen habe: da es doch eigentlich darauf ankommt, dass ein Mensch Gottes sey, vollkommen zu allen guten Werken geschickt? – Wie sie sich sonst von dem, jedem in der heiligen Schrift aufrichtig suchenden Sünder klar einleuchtenden Willen Gottes, zu eben so unwahren als unheilbringenden Erfindungen des menschlichen Witzes ableiten lassen? –

Da es keinem Zweifel unterliegt, dass man den Baum an seinen Früchten erkennen kann; so will ich die Früchte dieser Abirrung beider Kirchen von dem einzig richtigen Wege, – auf dem auch die Thoren nicht irren, wenn es ihnen Ernst ist, von der Finsterniss zum Licht und von der Gewalt des Satans zu Gott bekehrt zu werden – noch anschaulicher darlegen.

Kann es einem aufrichtigen, menschlich fühlenden Gemüthe je gleichgültig seyn, wenn es so viele, dem göttlichen Wort und nüchterner Besonnenheit widerstrebende Kirchen-Gebräuche vor sich sehen muss, durch welche die freie beseligende Anbetung Gottes in ein illusorisches todes Formenwesen verunstaltet worden, und wohin schon jede äusserliche Ausschmückung, die nicht eine verständliche und unzweideutige Erinnerung zu wahrer fruchtbringender Erbauung an sich trägt, zu rechnen ist? Ich will, um nicht zu verletzen, mich enthalten, durch Aufstellung von Thatsachen ausführlicher hinzuweisen auf die Versündigung, die heiligsten Gegenstände des Gebets und christlicher Gottseligkeit, durch heidnische, dem Frohdienste nicht unähnliche Gebräuche, in einen blossen Tempeldienst zu verkehren, und solchergestalt die geistige Andacht zu tödten.

Wie konnten sich Menschen erdreisten, bei dem Widerspruch des göttlichen Wortes, so empörende Zwangsgesetze aufzulegen? Als wenn alle Künste der Verführung gegen den schwachen sinnlichen Menschen in Anwendung gebracht werden dürften, um einzig den Grundsatz der Verblendung allgemein geltend zu machen, und die gesammte Menschheit unter einen menschlichen Tempelbau zu vereinigen.

Ist es aber weniger betrübend, wenn uns protestantische Theologen überreden wollen: dass die eigentliche Erleuchtung (worunter nichts anders verstanden werden sollte, als jedem aufrichtig suchenden Erlöseten den göttlichen Willen erkennen zu lehren und ihm die Verpflichtung zu ungeheuchelter Gottesfurcht in allen Verhältnissen seines Lebens ans Herz zu legen) nur von den Fortschritten der wissenschaftlichen Forschungen unserer protestantischen Facultäten abhängig sey: da doch seit 300 Jahren auf diesem Wege ärgerlicher Polemik nichts festgestellt und ausser Streit gebracht werden konnte. Möchten diese Bethörten sich doch endlich überzeugen, dass aus ihren Meinungen, mit all' ihrem Lärm und Geschrei, sich keine Wahrheiten machen lassen, und lieber bedenken: dass die Furcht Gottes der Weisheit Anfang sey.

Eine andere Behauptung der Art: dass nämlich unsere protestantischen Gymnasien und Universitäten bereits als christliche Institute zu Erziehung tüchtiger christlicher Lehrer für Kirchen und Schulen anerkannt werden müssten: ist eben so anstössig; denn das Gegentheil dieser Behauptung springt von selbst in die Augen, und nur diejenigen, welche nicht sehen wollen oder geblendet durch Vielwisserei – weil sie, bei aller ihrer Gelehrsamkeit, in Unglauben und in selbstsüchtigen Plänen befangen sind – nicht sehen können, werden zu bezweifeln sich erdreisten, dass die meisten unserer protestantischen Gymnasien und Universitäten, wenn sie anders zweckmässige Bildungs-Anstalten für christliche Lehrer

nicht bloß scheinen sondern wirklich seyn sollen, einer gründlichen und gänzlichen Reform bedürfen.

Wer solchen Bedenken eine Richtung gegen freie wissenschaftliche Forschung beilegen wollte, dem sollte es doch wohl schwer fallen, dafür überwiegende Gründe beizubringen, indem es ja keineswegs darauf abgesehen ist, Universitäten und Gymnasien an sich überflüssig oder schädlich zu finden, sondern lediglich darauf, sich aufrichtig und unbefangen darüber auszusprechen, dass Entfernung von dem nächsten Zwecke dieser Institute und jede Abweichung von der Verpflichtung zu einem gewissenhaften Fleisse darin; so wie, dass die frivolen Seiltänzerkünste des Zeitgeistes, womit sich dialectische Kloppflechter und leichtfertige Jünglinge an die heiligsten Gegenstände wagen, als Fortschritte in den Wissenschaften nicht angesehen werden können, vielmehr sicher ins Verderben führen.

Lasset uns suchen und forschen, wie wir unser Wesen und uns zum Herrn bekehren. Nur aufrichtige Rückkehr zu Gott, mit Verleugnung alles Unglaubens und Aberglaubens, kann die Menschheit aus dem Abgrunde des Verderbens retten, worin sie seit Decennien versunken ist. Den Zeitpunkt dieses Verfalls bestimmter anzugeben, nehme ich jedoch um deshalb Anstand, weil gewöhnlich, selbst aus der einfachsten Darlegung öffentlicher Thatsachen, wenn solche nämlich der sogenannten Intelligenz eitler Wortführer nicht günstig sind, die seltsamsten Missdeutungen mit grosser Gewandtheit entsponnen werden. Ich würde mich aber in meinen hohen Jahren anklagen müssen, wenn ich aus irgend einer Besorgniss unerwähnet lassen wollte, dass vor jenem Zeitpunkte Vergehungen wider das Sittengesetz, die Trauer einer ganzen Gemeine, und der Frevel des Selbstmordes, die Trauer einer ganzen Gegend aufregte: wogegen dormalen dergleichen Vergehungen kaum mehr beachtet und die Verbrechen letzterer Art immer allgemeiner werden. Mit ihnen Hand in Hand schreiten Luxus und Verarmung rasch vorwärts, und der Grund von alle dem ist kein anderer, als weil so Viele des christlichen Unterrichts entbehren und gleichsam ohne Gott hinleben, oder wohl gar von den Trugbildern einer höllischen Lehre geäfft werden.

Darf unter solchen Umständen noch das wachsende Elend und die immer mehr um sich greifende Verwirrung, die wahrlich nicht durch die frivolen Deklamationen des Zeitgeistes weg demonstrirt werden können, in Erstaunen setzen? – Und wenn denn versäumt worden, dem jugendlichen Herzen durch christliche Belehrung Lust und Liebe zur Wahrheit einzuflößen; wie schwierig muss dies nicht im vorgerückten Alter seyn, wo bereits die Leidenschaften und vor allem der Stolz Wurzel geschlagen haben, es für die unerlässliche Überzeugung empfänglich zu machen: dass der Mensch aus eigener Vernunft und Kraft des Irrthums sich nicht zu

erwehren vermöge und noch weniger im Stande sey, zuvor mit Ernst in eine gründliche Selbsterkenntnis einzugehen und in Demuth gewilligt zu werden, der himmlischen Wahrheit, so wie sie uns von Gott im alten und neuen Bunde offenbaret ist, unbedingt Beifall zu geben?

Was ist nun aber zu thun?

Bittet den Herrn der Ernte, dass Er Arbeiter aussende in Seine Ernte. – Dass er die Herzen christlicher Fürsten lenke, damit es ihnen einleuchte, wie ihnen ihre eigene Beseligung zunächst eben so anliegen solle, als dem Geringsten ihrer Unterthanen: – Wie sie ohne diese Gesinnung, selbst bei den entschiedensten Vorsätzen, der christlichen Religion gemässe Einrichtungen zu treffen, ihre Erwartungen immer unerfüllt sehen müssen.

Der Herr lässt es nach dem Worte seiner Verheissung den Aufrichtigen gelingen, macht ihren Gang gewiss und frei, und leitet sie in Allem, indem er sie gegen den Trutz des Wütherichs und gegen das Netz der Gleissnerei und der Zweiherzigkeit zwischen Gott und dem Mammon mächtig schützt. Er regiere doch die Herzen aller christlichen Lehrer in der katholischen und protestantischen Kirche, damit sie sich eben so wenig von menschlichen Geboten als von den Erfindungen eines falschen Besser-Wissens halten und hindern lassen, vielmehr, weil es noch Tag ist, sich vor Gott und ihrem Gewissen entschliessen, dem Worte der Wahrheit Ohr und Herz zu öffnen und demselben in allen Stücken, durch die Kraft des heiligen Geistes, welche dem aufrichtig Bittenden mildiglich verheissen ist, Gehorsam zu beweisen.

Wem könnte alsdann, unter solchen Bedingungen, das Streben der katholischen Kirche nach Einheit anders als ehrwürdig erscheinen? – Wer sollte alsdann, unter gleichen Bedingungen, das ernste pflichtgemässe wissenschaftliche Forschen protestantischer Theologen nicht sehr achtungswerth finden? – Und welches Fest würde der gesammten Menschheit bereitet werden, wenn beide Confessionen, zu Beseitigung aller irreligiösen Sectirei, sich vor Gottes Augen redlich entschliessen möchten, allen Groll, Neid und Streit von Herzen zu verläugnen und sich mit herzlicher Angelegenheit die Bruderhand zu reichen, um das Verwundete zu verbinden und das Kranke zu heilen.

Sollte es eines noch stärkeren Beweises bedürfen, dass dem also sey, wie ich es vorstehend angemerkt habe, so will ich noch auf Folgendes, sowohl in der katholischen als in der protestantischen Kirche, hindeuten. Ist es nämlich nicht einleuchtend, dass die Behauptung: die Tradition und alles dasjenige, was davon abgeleitet werde, sey als ein ausschliessliches Vorrecht der Priester anzusehen: dem Worte der heiligen Schrift entgegenstehet? Was sagte der Herr zu den Schriftgelehrten, welche gleiche Autorität

usurpirt hatten und dann dem Volke die durch sie selbst veranlasste Unwissenheit mit den Worten vorwarfen – »das Volk, was nichts vom Gesetz weiss, ist verflucht?« – Sind nicht aus dieser Abweichung von der trostreichen Weisung: dass er denen, die Ihn suchen, ein Belohner seyn, ihnen nahe werden und bleiben wolle: alle die Irrsale der Zweierzigkeit zwischen Gott und dem Mammon, das Vorwenden vieler Gebete, der Cölibat,*) und die blutigsten Verfolgungen gegen die Bekenner anderer Confessionen entstanden? Finden solche Gesinnungen nicht mehr statt, oder sieht nicht jeder unbefangene Beurtheiler, dass das katholische Volk noch immer fort und mit angestrenzter Sophistik dergleichen Verwirrung Preis geben ist?

Aber es kann auch anderer Seits nicht geläugnet werden, dass die protestantische Confession (wer könnte sie noch als Kirche ansehen) ebenfalls vom richtigen Gange abgekommen ist. Wo trifft man noch eine wahrhaft christlich theologische Facultät? Von woher sonst sollen aber die Lehrer für Kirchen und Schulen der Protestanten erwartet werden? Ist es nicht die betrübendste Thatsache, dass die Vielwisserei das Wissen des Rechten und Heilbringenden verdrängt, und uns dafür mit einem heidnischen Streben und Wirken beschenkt hat? Darf es uns daher wundern, wenn unter unsern Lehrern in Kirchen und Schulen und unter unsern Beamten christliche Gesinnung und die daraus hervorgehende Pflichtstreu so selten anzutreffen sind! – Wie hierdurch dem bejammernswürdigsten Elende und der schnödesten Sitten-Verwilderung überall Bahn gemacht wird?

Zum Abschiedsworte: lieben Freunde! füge ich noch die Frage bei: was uns besonders zu thun obliege? – Unsere Confessionen zu verlassen? Das sey ferne! Vielmehr sey es unser Streben, unser Heil durch den Glauben an die Erlösung, so durch Jesum Christum geschehen ist, zu suchen, und durch Gehorsam die Lehre Christi in allen Stücken mit Fleiss wahrzunehmen. Herz und Hände wollen wir, ohne Furcht und Zweifel, zur Dankbarkeit gegen unsern Vater im Himmel erheben, dafür, dass Er uns durch Christum erlöset hat und dass wir der Sünde nicht mehr dienen dürfen.

*) Ist es der katholischen Kirche um ein wahres Priestertum zu thun, so sollte derselben die Verpflichtung einleuchten, es einzig darauf anzulegen, das ganze Herz, den ungetheilten Willen der Priester in Anspruch zu nehmen, ihr Wesen zu suchen und zu forschen, ob sie sich dem Herrn nach ihrem besonders Berufe – worüber nach den Aussprüchen des Herrn, seiner Jünger, und namentlich des heiligen Paulus, kein Dritter zu entscheiden befugt ist – zu einem freiwilligen Opfer weihen und ihren Auftrag in göttlicher Kraft durchs ganze Leben in Ausführung bringen. Die leibliche Uebung allein ist wenig nütz und das Gesetz richtet nur Zwiespalt an. Nur wenn dein Auge einfältig ist; so wird der ganze Leib lichte seyn.

Auch der Nüchternheit und Wachsamkeit wollen wir uns befleissigen, damit jeder in seinem Glauben darreiche Tugend, (nicht gleiche dem Moosrohr, das von jedem Winde der Lehre oder von der Welt und ihren Lüsten hin und her bewegt wird) und in der Tugend Gottseligkeit, und in der Gottseligkeit Geduld, und in der Geduld brüderliche Liebe und in der brüderlichen Liebe gemeine Liebe.

Getreu ist Er, der es verheissen hat: er werde denen, die Ihn suchen ein Vergelter seyn, es nicht mangeln lassen an irgend einer guten Gabe. Er wird's auch thun. Er bedarf keines Menschen; wohl aber ist es sein heiliger Wille, dass allen Menschen geholfen werde und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen. Er ist der Herr, der da sieht und wird einem jeglichen geben nach seinen Werken. Darum wollen wir aller Sorge, was und wie es geschehen soll, uns entschlagen; dagegen aber unsere Errettung aus der Finsterniss mit aller Glaubenskraft fest zu halten bemüht seyn.*) Unserer Confession durch ächt christliches Wort und Wandel ein lebendiges Anerkenntniss sichern. Nichts Unberufenes wollen noch wirken; jedoch auch nicht verstummen, wenn wir Grund geben sollen der Hoffnung, die uns verliehen und wo zu reden Pflicht ist; übrigens dem Leichtsinne, der sich – gegen den Sinn christlicher Fürsten: dass ihren Völkern das Kleinod der christlichen Religion durch treue und tüchtige Lehrer in Kirchen und Schulen zu Theil werde: – durch unverantwortliche Verschwendung zu den wichtigsten Zwecken kund giebt, während für Kirchen, Schulen und Seminarien eine gewissenlose Sparsamkeit beobachtet wird, nirgends huldigen.

Kottwitz

IV.

Anhang: Bruchstück einer Ansprache von Kottwitz

Die geistliche Versorgung der Bewohner der Freiwilligen Beschäftigungs-Anstalt, die Kottwitz in Berlin eingerichtet hatte, beschränkte sich auf den täglichen »Abendsegen«, den der Baron abwechselnd mit den in der Anstalt tätigen Lehrern abzuhalten pflegte. Dieser »Abendsegen« war eigentlich nichts anderes als eine schlichte Andacht mit Lied, Schriftlesung und Gebet

*) Wer mir vorwerfen wollte, daß ich durch diese Andeutung auf offenbare Werke der Finsterniss zuviel gesagt habe, dem erwiedere ich: wie ich jedem unbefangenen Wahrheitsfreunde die entschiedensten Thatsachen aus der Geschichte des Tages nachzuweisen im Stande bin, dass es auf nichts weniger als einer Seits auf die Erneuerung der Gräuel der Hierarchie, und anderer Seits auf die noch allgemeinere Verbreitung der Gräuel eines klassischen Heidenthums unter der Vorspiegelung nöthiger Reibungen zu Begünstigung speculativer Forschungen, abgesehen ist.

in der Form der »Diasporaerbauungsstunde« der Brüdergemeinde¹⁷. Zuweilen verlas Kottwitz wohl auch eine gedruckte Predigt. Tholuck gab folgende Schilderung davon: »In einem kleinen Saale hatten sich alle Glieder des Hauses versammelt, auch einige Bekannte derselben. Es ward zuerst ein Lied gesungen. Dann las der Greis eine erweckliche Predigt aus einer christlichen Zeitschrift mit würdiger Stimme vor; denn selbst zu reden, erlaubte er sich nie. ›So lange‹, pflegte er zu sagen, ›wir noch gedruckte Predigten würdiger Lehrer haben, braucht der Laie nichts Anderes, als diese zu hören. Ein Gebet aus einem gebrochenen und gedemüthigten Herzen wirkt ohnehin tiefer.‹ Hierauf ward ein Lied gesungen [...]. Sodann schloß er denn auch mit einem Gebete.«¹⁸

Ob Kottwitz jedoch tatsächlich stets auf eine eigene Ansprache verzichtete, ist nicht ganz sicher, hat Justus Ludwig Jacobi doch aus dem Kottwitzschen Nachlaß das »Bruchstück einer Ansprache« publiziert, »die zweifellos von ihm selbst herrührt, da sie von seiner Hand geschrieben und mit zahlreichen Verbesserungen versehen ist, welche beweisen, daß sie auf diesem Blatt ausgearbeitet wurde«¹⁹. Allerdings dürfte es sich bei dieser »homiletischen Leistung«²⁰ doch um eine seltene Ausnahme gehandelt haben²¹.

Der Mensch siehet, was vor Augen ist, aber der Herr siehet das Hertz an. Es liegt nicht an jemandes Wollen oder Laufen, sondern an dem Erbarmen unseres Gottes. Wie tröstlich ist es daher für jedes trostbedürftige Hertz, daß der Rathschluß Gottes von unserer Seeligkeit unß in dem Göttlichen Wort so klar und deutlich kundgethan worden, daß alle die mit aufrichtigem Hertzen dasselbe an und aufnehmen Heyl und Frieden finden können. Das Göttliche Wort versichert mit Göttlichem Nachdruck, So wahr ich lebe spricht der Herr ich will nicht den Todt des Sünders, sondern daß sich jedermann zur Buße oder zur Sinnes-Änderung bequeme und lebe. Woher kommt es nun, m. Freunde, daß demungeachtet der bey weitem gröste Theil der Menschen, so unseelig ist, da allen mit so Göttlicher Milde, Leben und Seeligkeit dargebothen wird. Woher kömt es daß auch wir bey dieser Nachforschung selbst noch zu erröthen Ursach haben. Was ist es, was von

17 Vgl. O. STEINECKE, Die Diaspora der Brüdergemeinde in Deutschland. Ein Beitrag zu der Geschichte der evangelischen Kirche, Bd. 2, Halle/S. 1911, S. 163 f.

18 THOLUCK, Lehre (Anm. 4), S. 144. Vgl. auch die Schilderungen bei A. HAUSRATH, Richard Rothe und seine Freunde, Bd. 1, Berlin 1902, S. 140 f.

19 Vgl. J. L. Jacobi, Erinnerungen an den Baron v. Kottwitz, Halle 1882, S. 43–46.

20 Vgl. ebd., S. 43.

21 F. BOSSE, Artikel: Kottwitz, H. E., in: RE³ 11, 1902, S. 48–53, bes. S. 52, meint ohne nähere Begründung, Kottwitz habe in seiner Laienschaft kein »prinzipielles Hindernis« gesehen, sondern sei eher durch die »Schwerfälligkeit des Ausdrucks, die seinen längeren Darlegungen zeitlebens anhaftete«, zurückgehalten worden.

unß gefordert wird, wenn wir der angebothenen Gnade für Zeit und Ewigkeit froh werden wollen?

Der gröste Theil der Menschen ist, wie wir es vor Augen sehen, unseelig, weil sie ohne Gott in der Welt leben. – Durch Adams Fall ist gantz verderbt Menschlich Natur und Wesen, dasselbe Gift ist auf unß geerbt, daß wir nicht konten genesen. Wer sich nicht gantz über seinen wahren Zustand verblendet, dem wird es nicht verborgen bleiben, daß in ihm und in seinem Wesen etwas nicht gutes die Oberhand hat. Sollten wir nicht unßeren Gott und Schöpfer mit Kindlicher Liebe umfassen, und wir fliehen vor ihm, verbergen unß gleich unßeren Stam=Eltern in unßerem vereitelten Sinn und, anstat zu Ihm zurück zu kehren, sind wir Thöricht genug unß selbst helfen zu wollen, um unß noch unglücklicher zu machen. – Diß ist, m. Freunde, mit wenigen Wortten das unseelige Thun und Treiben der Menschen, da ist nicht der nach Gott frage, der gutes thue, auch nicht einer, sie sind allesamt abgewichen und untüchtig geworden. – Wenn wir auch unß, m. Freunde, hiernach prüfen, die wir die Barmhertzigkeit erlangt haben, durch den heiligen Geist*) wer da sündigt, der hat nach dem Zeugniß des heiligen Johannes, Ihn nicht gesehen noch erkant, das heist Ihn nicht an seinem Hertenzen als Versöhner und Tilger unßerer Sünde erfahren. – Wer aber anders lehret und lebet, der entheiliget unter unß den Nahmen Gottes, ist verdüstert in Fragen und Wortkriegen, die nur Streit hervorbringen, vergißet die Reinigung seiner vorigen Sünden, lernet immerdar und kömt nie zu der heilsamen Erkenntniß, daß Gott ein Licht ist, und daß in Ihm keine Finsterniß statfinden könne. – Wie würde es einen Freund beleidigen, wenn wir seinen Wortten nicht glauben oder ihnen einen gantz unrichtigen Sinn unterlegten? – Wie will es unß also befremden, daß es der Unglaube oder der Ungehorsam ist, der unß so verwerflich und zu allem Guten untüchtig macht. Nur die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung. Wer aber Ihn liebt, das heist an Ihn glaubt, der sich für unß in Noth und Todt dahin gegeben hat, damit wir in Seinem Reich unter Ihm leben und Ihm dienen in ewiger Gerechtigkeit und Seeligkeit, der wirts auch im Werk bekennen, denn die Liebe und Folgsamkeit lassen sich nicht trennen. – Wer ihn liebt, der wird auch von Seinem Vater geliebet und seinem Hertenzen durch die Predigt die Offenbahrung zu theil werden, daß Gott in Christo war und versöhnte die Welt mit ihm selber und hat unter uns aufgerichtet das Wort, was die Versöhnung predigt. – Einem solchen begnadigten Menschen

*) Unvollendeter Satz

Gottes ist gutes thun, mit anderen Worten Glauben und Leben und Fleiß in der Heiligung beweisen, keine Last, sondern vielmehr die Lust seines Herzens. Damit wir nun aber nicht von Ihm, in dem allein daß wahre Leben angetroffen wird, abweichen möchten, so hat Er uns Seinen Heiligen Geist zum Führer gegeben. Dieser Göttliche Führer hat daher täglich gläubigen Menschen den Göttlichen Willen entdeckt; unterwerfen wir uns aber Seinen Weisungen, Warnungen und Bestrafungen, so macht uns das nicht arm, sondern giebt uns Muth und Freudigkeit, auß Seiner Fülle zu nehmen Gnade um Gnade, fortzufahren in der Heiligung, in der Furcht Gottes, auß Glauben in Glauben zu gehen, uns unbefleckt von der Lust der Welt erhalten zu lassen, und giebt uns seelige frohe Tage im Genuß der Trost-worte des Heiligen Geistes, in dem wir Gott ja genießen, bis einst die Außre Hülle bricht und wir werden Ihn sehn von Angesicht.

Die freie Gemeinde zu Breslau 1855–1857 und ihr Prediger Karl Bitterling

VON RUDOLF GRIEGER

Hellmut Eberlein bringt in seiner ›Schlesischen Kirchengeschichte‹ eine zwar knappe, aber das Wesentliche treffende Charakterisierung der christkatholischen Bewegung in Schlesien. Es heißt da: »An der weiteren [gemeint: nach 1849] bedeutungslosen Geschichte der christkatholischen Gemeinden ist nur noch die rapide Radikalisierung und Politisierung bemerkenswert: aus dem Christkatholizismus des liberal aufgeklärten Bürgertums gingen die sozialistischen freireligiösen Gemeinden hervor, und diese endeten im kommunistischen Freidenkertum.«¹ Bei Wolfgang Leesch ›Die Geschichte des Deutschkatholizismus in Schlesien (1844–1852) unter besonderer Berücksichtigung seiner politischen Haltung‹ ist zu lesen: »Es mutet wie ein Symbol an, daß in der Zeit, in der Kampe² seine neuen religiösen und politischen Ideen in Breslau propagierte, die Breslauer Gemeinde, die seit 1850 unter der Führung von Nees³ als Vorsitzenden des Provinzialvorstands die Leitung der chr. k. Gesamtkirche Preußens innehatte, ihr Ende erlebte. Am 17. Februar 1852 wurde sie auf Grund des Vereinsgesetzes vom 11. März 1850 polizeilich ›vorläufig‹ geschlossen als ›politischer, den Umsturz der bürgerlichen und sozialen Ordnung fördernder Verein; nach langwierigem gerichtlichen Prozeß erfolgte schließlich April 1855 die Selbstauflösung der Gemeinde. Was seit August 1855 wieder in Breslau erstand, vegetierte in dauerndem inneren Hader, in den sich in den sechziger Jahren der zurückgekehrte Ronge⁴ einmischte, dahin und geriet

1 Das Evangelische Schlesien, Bd. I, Schlesische Kirchengeschichte von Hellmut EBERLEIN, Goslar 1952, S. 145f.

2 Ferdinand Kampe war kath. Luxemburger, studierte in Breslau ev. Theologie, wurde 1848 christkath. Hilfsprediger in Breslau; dann in Hamburg, Tübingen, wieder Hamburg, wieder Breslau; 1853 als Prediger nach Mainz dann Wiesbaden. (1825–1872).

3 Christian Gottfried Nees von Esenbeck (1776–1858), Botaniker und Naturphilosoph, Universitätsprofessor in Breslau, trat schon 1845 der Breslauer Gemeinde bei, war einflußreich im Vorstand; 1852 als Staatsbeamter abgesetzt.

4 Johannes Ronge (1813–1887), Kaplan in Oberschlesien, suspendiert, rief 1844 in Breslau zur Gründung einer deutschkatholischen, d.h. allgemeinen Kirche auf, lebte 1849–1861 in London.

bald ganz unter den Einfluß von Hofferichters⁵ naturalistischem Materialismus, wie er sich seit 1850 herausgebildet hatte, und ist schließlich im naturwissenschaftlichen Monismus geendet.«⁶

Über die wiedererstandene Gemeinde in Breslau liegt m. W. bisher nur vor, was Ferdinand Kampe in seiner ›Geschichte der religiösen Bewegung der neuern Zeit⁷ zu berichten weiß: »An der Spitze der Neubildung am 9. August [1855] stand ein Schneidermeister. Ein ehemaliger, mit der Staatsgewalt zerfallener Schullehrer, der schon in Neumarkt und sonst als Prediger aufgetreten, unterstützte diesen Act durch Abfassung einer polizeigängsteten und möglichst bald wieder entfernten Gemeindeverfassung.« Doch dann geht er nur auf Feindseligkeiten zwischen den Selbstaflösern und Neugründern und ihren Streit um das Gemeindevermögen ein. Sein letzter auf die Breslauer Gemeinde zu beziehender Satz besagt: »Der Prediger der Gemeinde starb im Sept. 1858; die letztere zählte damals gegen 500 Seelen.«⁸ Kampe, der den Ereignissen räumlich und bei Abfassung seines Buches auch zeitlich noch ganz nahe war, zeigt sich hier nur an der rechtlichen Seite der Gemeindeverhältnisse interessiert. Wichtiger aber wäre es, etwas über das Leben in der neugebildeten Gemeinde zu erfahren.

Durch glückliche Umstände sind nun hinreichende handschriftliche Unterlagen erhalten geblieben. Es handelt sich da um einen Band Predigten, die vom 10. August 1856 bis zum 25. Oktober 1857 in Breslau gehalten wurden; die ersten 46 sind wörtlich ausgearbeitet, die folgenden 18 nur in Gliederungen. Da ist ferner eine Agende mit 8 verschiedenen Liturgien; in

5 Theodor Hofferichter (1815–1886), ev. Theologiestudent, Stadtschulrektor in Neumarkt, 1845 christkath. Prediger in Breslau, wieder nach 1860; später einfaches Gemeindeglied, 1865–1874 und 1877–1884 Stadtverordneter in Breslau, ging 1884 nach Magdeburg.

6 Vollständiger Titel: Geschichte des Deutschkatholizismus in Schlesien (1844–1852) unter besonderer Berücksichtigung seiner politischen Haltung, Breslau 1938 (dort S. 105). Leesch verweist für diese Angabe auf Theodor MÜLLER, Geschichte der Breslauer Sozialdemokratie, Breslau 1925; Müller erwähnt aus der Zeit der Revolution und Reaktion als Wegbereiter der Sozialdemokratie in Breslau mehrfach Männer aus der christkatholischen Bewegung, so Nees von Esenbeck S. 55 (mit Abbildung), 56, 62; Dr. Bensch (sic), Prediger Hofferichter S. 56. Der Satz Müllers jedoch, auf den sich Leesch in einer Anm. 55 bezieht (S. 34) lautet: »Ronge schlug vor, die Katholiken sollten sich vom römischen Stuhl unabhängig machen, woraus dann die heutigen deutschkatholischen Gemeinden (eine davon ist die heutige Monistische Gemeinde in der Grünstraße) entstanden, während aus dem Protestantismus die evangelischen freien Gemeinden hervorgingen.« Müller sieht hier die Entwicklung etwas anders, nicht unbedingt zutreffender.

7 Vollständiger Titel: Geschichte der religiösen Bewegung der neueren Zeit, Band 4: Geschichte des Deutschkatholizismus und freien Protestantismus in Deutschland und Nordamerika von 1848–1858, Leipzig 1860 (Zitiert: KAMPE).

8 KAMPE, S. 28f.

den gleichbleibenden Aufbau sind jeweils andere Proprien in Versform eingefügt. Einige weitere Liturgien finden sich auf den leeren Seiten eines Poesiealbums. Uns liegt damit eine außergewöhnliche Quelle für das Leben dieser freien, sich auch christkatholisch nennenden Gemeinde in Breslau nach ihrer Neubildung vor, zugleich für den Geist, in dem sie von ihrem Prediger in dieser ersten Zeit beeinflusst werden sollte. Sie ermöglicht auch ein Urteil darüber, ob die Charakterisierungen durch Eberlein und Leesch, auch Kampe auf diese ersten Jahre zutreffen. Darum sei Herrn Heinz Bitterling in Eutin auch an dieser Stelle herzlich dafür gedankt, daß er mich in diese Handschriften hat Einsicht nehmen lassen und seine Zustimmung gegeben hat, daß diese Quelle in der durch den Umfang bedingten Auswahl gedruckt und ausgewertet wird. Herr Heinz Bitterling ist der Urenkel des Verfassers dieser Handschriften, Karl Bitterling.

Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß Karl Bitterling der von Kampe erwähnte »ehemalige, mit der Staatsgewalt zerfallene Schullehrer« ist. Er hat eben nicht nur die »polizei-geängstete« Gemeindeverfassung entworfen,⁹ sondern war auch ihr Prediger. Die erste im Band enthaltene Predigt hat er als Festpredigt am Jahrestag der Neugründung der Gemeinde gehalten. Ist er dann auch der im September 1858 verstorbene Prediger, den Kampe erwähnt? Dem würde widersprechen, daß die letzte vollständige Liturgie am 20. Februar 1859 geschrieben ist und noch eine folgt, von der durch äußere Umstände nur noch knapp die Hälfte erhalten ist. Andererseits nennt Karl Bitterlings Sohn¹⁰ als Todesjahr seines Vaters schon 1857.¹¹ Vielleicht liegt bei ihm eine Verwechslung mit Karls Bruder Julius vor, der am 16. Juni 1857 in Striegau starb. Zu denken gibt die Tatsache, daß sich Karl Bitterlings Schrift in der Liturgie Nr. 5 und 6 des Albums, also 1859, verändert. Vorher war sie wie gestochen, eine typische Lehrerschrift, könnte man sagen. Jetzt wirkt sie auffallend zerfahren – Anzeichen einer Erkrankung, die nicht viel später zum Tode führte? Denn alles spricht

9 KAMPE, S. 29.

10 Robert Bitterling ist nach der Eintragung seines Vaters im Predigtband VI am 20. April 1843 in Breslau geboren und von seinem Vater am 5. April 1857 dort konfirmiert.

11 So in der Sangerhäuser Zeitung vom 17. III. 1877. Robert Bitterling, der damals Regisseur am Theater in Sangerhausen war, veröffentlichte in dieser Ausgabe ein Gedicht seines Vaters, »Blick aufs Meer« aus »Rügen. Romantische Dichtung in 30 Gesängen von Karl Bitterling, Prediger der Freien Gemeinde zu Breslau«, und gab 1857 als Todesjahr an. Daß Karl Bitterling auch Nicht-Religiöses dichtete, wird bestätigt durch eine Eintragung im Predigt-Band am 5. Oktober 1856: »Abends gesellige Festfeier zu Breslau, zu der ich noch zurückgekehrt von Brieg abends 9 Uhr erschien. Ich hatte dazu ein heitres Lied geliefert, das nach der Tafel gesungen werden sollte.«

dafür, daß Karl Bitterling nicht alt geworden ist. Woher Kampe die Nachricht vom Tode des Breslauer Predigers hatte, wird kaum aufzuklären sein.

Karl Bitterling ist am 4. Dezember 1821 geboren und am 16. Dezember getauft. Über den Ort ist nichts bekannt. Zu seinem 33. Geburtstag schreibt ihm der damals elfjährige, in Breslau geborene Robert in Grünberg einen Glückwunschbrief. Auf ein Wirken in Grünberg könnte Kampe hindeuten, wenn er vermerkt: »Grünberg entließ 1854 seinen Prediger nach Danzig, begnügte sich eine Zeitlang mit den Leistungen eines früheren Schullehrers, wählte im März 1856 einen österreichischen Priester, Gymnasialprofessor aus der Posener Gemeinde Wioska, zum Prediger.«¹² Daß Bitterling schon vor seiner Breslauer Zeit als Prediger gewirkt hat, ergibt sich daraus, daß der in der Familie erhaltene, mit August 1856 beginnende Band als VI. gekennzeichnet ist. Während Bitterlings Name bei Kampe im Text nie erscheint, wird er aber in Fußnoten bei Literaturangaben dreimal genannt. Nach Anführung von zwei Artikeln Hofferichters heißt es da: »Daran reiht sich Bitterling ›Die Arbeiter-Gemeinde‹, Zeitung für freie Gemeinden 1852 S. 98 ff.«¹³ Im Abschnitt über den Kultus ist es der Aufsatz »Über den Chorgesang in unseren Gemeinden« in »Der Dissident« 1858 Nr. 8 ff.¹⁴ Kampe führt das im Zusammenhang damit an, daß in der Breslauer Gemeinde zweiter Stiftung das Interesse für den Gemeinde- und Chorgesang weniger ernstlich betätigt wurde als beispielsweise in der freien christlichen Gemeinde zu Magdeburg. Anscheinend sang der Chor vierstimmig. Bei Nennung neuer Liedersammlungen erscheint »Bitterling, Christkatholisches Gesangbuch. Grünberg 1855«.¹⁵

Bitterling hat zweifellos die am 9. August 1855 in Breslau neugebildete Gemeinde als in der gesamten christkatholischen Bewegung stehend verstanden. Die 11. Predigt beginnt mit einem Rückblick auf deren Anfänge 1844 und 1845. Am Schluß fordert er auf: »Lasset uns recht eifrig unseren Beruf, als die Auserwählten des Christkatholizismus, erfüllen und nie müde werden in seinen Arbeiten und Opfern.« Eine andere Frage ist, ob Bitterling sie auch als Fortsetzung der früheren Breslauer Gemeinde dieser

12 KAMPE, S. 30f. Von Grünberg aus hat Bitterling anscheinend die Freie Gemeinde in Freistadt mitversorgt. In einem Bibliotheks-Katalog ist eine »Antritts-Predigt gehalten am 16. Juli 1854 vor der christkatholischen Gemeinde zu Freistadt. ›Es wird nichts, ohne unser Hinzuthun!‹ (Gal. 5,25.26 und 6,1-9)« verzeichnet. Sie ist 1854 bei Weiß in Grünberg gedruckt. Dort erschien auch sein »Christkatholisches Gesangbuch (1855)« und »Katechismus für freie Christen, Breslau (1857)«.

13 KAMPE, S. 107, Anm. 9.

14 Ebd., S. 119, Anm. 2.

15 Ebd., S. 119f., Anm. 2.

Bewegung verstehen konnte. Auf keinen Fall war sie das hinsichtlich des Ranges in ihr. Da war die Breslauer Gemeinde der eigentliche Vorort nicht nur in Schlesien, sondern für ganz Deutschland gewesen, schon durch die großen Namen. Außer den schon erwähnten Nees von Esenbeck und Hofferichter ist da auch Ottomar Behnsch zu nennen, Realschullehrer am Zwinger und Landtagsabgeordneter.¹⁶ Diese erste Gemeinde erlag dem Vorgehen der Behörden in der Reaktion auf die Revolution von 1848. Am 10. Februar 1852 fanden in den Wohnungen der Vorstandsmitglieder und des Predigers polizeiliche Haussuchungen statt; der Polizeipräsident revidierte im Sekretariat der Gemeinde die darin aufbewahrten Papiere und die Gemeindebibliothek. Ein Teil wurde beschlagnahmt. Durch Verfügung vom 17. Februar »schloß« das Kgl. Polizeipräsidium den Verein, weil »unter dem Deckmantel der Religion politische Bestrebungen zur Umgestaltung der bestehenden Verhältnisse des Staats und der Gesellschaft verfolgt« worden seien. Die Schließung betraf auch die »sogenannte christkatholische Gemeindeschule«. Der Einspruch dagegen führte zu einem dreijährigen Prozeß von »durch Bittgesuche um Nichts beschleunigter Dauer« vor Stadt- und Appellationsgericht.¹⁷

Kampe hat die Zeit zwischen polizeilicher Schließung und Wiedergründung der Gemeinde anfangs selbst miterlebt. Auf welchem Hintergrund sich diese vollzog, kann seiner Darstellung der Vorgänge entnommen werden. Die Wiedergründung wäre mit einem anderen Leiter als Behnsch und einem anderen Prediger schon früher möglich gewesen. Diese beiden aber veranlaßten den Vorstand und das Ältestenkollegium, sie auf unbestimmte Zeit zu vertagen. Denn die Gemeinde sollte nicht den Beschränkungen unterworfen werden, die politischen Vereinen auferlegt waren.¹⁸ Freilich kamen Zweifel auf, ob nicht durch den gefaßten Beschluß die satzungsgemäße Befugnis überschritten und in die Rechte der Gemeinde eingegriffen worden sei. Selbst der zunächst auch überrumpelte Nees von Esenbeck trennte sich von seinen früheren Vorstandskollegen.¹⁹ Es war zu erwarten, daß sich der Vertagungsbeschluß als Auflösung der Gemeinde auswirken würde.²⁰ Erst im März 1859 sind seine Befürworter, »Alles in Allem bei Weitem nicht 100 Seelen, wieder zusammengetreten und haben sich mit der bestehenden Gemeinde verbunden«.²¹

16 Außer biographischen Angaben auch ausführliche Darstellung ihrer Gedankenwelt bei LEESCH, Geschichte des Deutschkatholizismus in Schlesien, vgl. Anm. 6.

17 KAMPE, S. 299f.

18 Ebd., S. 370.

19 Ebd., S. 28.

20 Ebd.

21 Ebd., S. 318, Anm. 1.

Für die im August 1855 neugebildete Gemeinde entnehmen wir von Kampe noch die folgenden Angaben. »Diese kleine Gemeinde, sämtlich mehr oder weniger unabhängige Kleinbürger und ohne den Ballast jenes Proletariats, welches, einst von früher erzählten Verhältnissen angezogen, jetzt zum Theil immer noch daran war, seine Rücktritte in alte kirchliche Beziehungen so gut wie möglich zu verwerthen, repräsentirte das lebendige Gewissen der Vertagungspartei. Es bedurfte nur eines Berichts über eine Cultusfeier, welcher von dem durch das lange Schlummern der Gemeinde eingekehrten religiösen Indifferentismus sprach (Neue Oderzeitung 1855 Nr. 458), um Feindseligkeiten, welche die an sich mühselige Entwicklung der Neugestaltung nur beeinträchtigen konnten, zu offenem Ausbruche zu steigern. Die Streitigkeiten drehten sich bald um den Besitz des Gemeindevermögens, welches der bei Gelegenheit der factischen Auflösung zurückgetretene Vorstand in Händen behalten und darüber verfügen zu dürfen glaubte.«²²

Doch weder dieser Hinweis auf den Streitpunkt »Auslieferung des Vermögens und der Kirchenbücher« noch der, daß der neue Prediger – zweifellos Bitterling – den Akt der Neubildung durch Abfassung einer »polizei-geängsteten«, also wohl jeden Anstoß für die Polizei vorsichtig vermeidenden »und möglichst bald wieder entfernten Gemeindeverfassung« unterstützt habe, besagt etwas über das Leben in dieser neugebildeten Gemeinde. Dafür geht aber aus dem Bitterlingschen Predigtband für die ersten Jahre eine Menge hervor. Das soll nun hier zunächst zusammengestellt werden.

Die Predigt zum Jahrestag der Neugründung (Nr. 1) enthält Bitterlings Sicht des Hergangs. Breslaus christkatholische Gemeinde hatte »aufgehört, öffentlich als Religions-Gemeinde bestehen zu können«. Der Vorstand hatte sein Amt niedergelegt und ein neuer war nicht gewählt worden. »Da hörten alle Versammlungen auf; da war kein Gottesdienst mehr, und ein Brudermahl, ein Gedächtnismahl Jesu, ward nicht mehr in der Gemeinde freier Christen gefeiert.« »Nur noch ein Bund des Geistes: die gleiche Erkenntnis und Gesinnung verband noch die Christkatholiken Breslaus, im Übrigen waren sie vereinzelt.« Aber das Bedürfnis war vorhanden, »in einer wirklich daseienden, äußerlich wie innerlich vorhandenen Gemeinde zu leben und zu wirken«. Als Bitterling nach Breslau kam, fand er »bereits den Willen vor, die innerliche Gemeinschaft aufs neue auch äußerlich zu gestalten«, trotz einer Masse von Bedenklichkeiten. »So vereinigten wir uns an jenem Abende des 9. August 1855 und beschlossen unser neues Lebensgesetz und wählten unsere Gemeinde-Vorstände.« Seitdem hat sich die

Gemeinde 54 mal zur öffentlichen Erbauung versammelt; »wir haben unsere Neugeborenen feierlich in unsere Gemeinschaft aufgenommen. Wir haben unsere Kinder in den Grundsätzen unseres Glaubens und Lebens unterrichtet und die dazu fähigen am letzten Palmsonntage confirmirt. Wir haben unsere Todten gemeinsam beerdigt. ... Wir werden uns heut zum 4. Male zur Feier des Gedächtnisses Jesu erheben. Wir haben uns von 28 Männern, die wir am Abende des 9. August das neue Werk muthig begonnen, bereits so weit angesammelt, daß wir schon im dritten Hunderte der Seelen zählen. Sagt: muß das nicht Freude sein?« Freilich, »wenn alle freisinnigen Menschen Breslaus mit uns vereinigt wären, wie groß müßten wir sein!« »Warum bleiben sie noch ferner tote Glieder der alten Kirchen, denen sie innerlich doch entfremdet sind? Einige sagen, wir wären zu wenig frei, kämen ihnen noch immer viel zu kirchlich vor. ... So helfe uns doch heraus aus dem kirchlichen, wenn das gut ist zum Wohle der Menschheit!« Bitterling vermerkt: »Nach der Predigt stark besuchte Abendmahlsfeier!«

Auf dem Blatt vor den einzelnen Predigten sind gegebenenfalls am jeweiligen Tag oder in der Woche vorgekommene Amtshandlungen vermerkt. So ist am 17. August 1856 die erste Wassertaufe verzeichnet, seit Bitterling in Breslau angestellt ist. Sie wurde nachmittags in der Wohnung der Eltern an den zweieinhalb Jahre und vier Wochen alten Töchterchen des Damenschneidermeisters Wilhelm Fantini vollzogen. Nun hatte ein Schneidermeister Fantini die Gemeinden Guhrau und Neumarkt auf dem »Conzil« in Leipzig 1850 als einer der 46 Abgeordneten für 100 Gemeinden vertreten.²³ Die vertretene Gemeinde mußte nicht die Herkunftsgemeinde sein. So ist zu vermuten, daß der ungenannte Damenschneidermeister, der an der Spitze der Neubildung stand, dieser Fantini ist.

Die wenigen vermerkten Amtshandlungen lassen kaum Rückschlüsse auf die gesellschaftliche Zusammensetzung der neugebildeten Gemeinde zu. Eines Schuhmachermeisters Tochter wurde (ohne Wasser) aufgenommen. Später ist die Aufnahme der neugeborenen Tochter eines Schuhmachers ohne Zusatz verzeichnet. Bei der Tochter des früheren Predigers der Gemeinde in Rawicz, jetzigen Rendanten, ist die Taufe mit Wasser angegeben. Der Sohn eines Tischlers wurde mit 14 Jahren konfirmiert, nachdem er eine Woche zuvor seinen Austritt aus der Landeskirche vor Gericht erklärt hatte. Am Palmsonntag 1857 wurden drei Jungen – darunter Robert Bitterling – und drei Mädchen konfirmiert, aus den Geburtsjahrgängen 1841 bis 1843. Sie waren am Abend des Sonntags davor in der Wohnung des Vorstehers Plischke zwei Stunden lang geprüft worden. Eineinhalb Jahre nach der Neugründung fand die erste Trauung, eines Arbeiters, statt, der

23 Ebd., S. 38.

drei Tage zuvor die Zivilehe geschlossen hatte. Einmal ist die Krankenkommunion einer Witwe vermerkt. Ein Tischlermeister wurde nach dem Gottesdienst beerdigt. Durch die Berufsbezeichnungen kann man Kampes schon erwähnte Bemerkung bestätigt sehen, es seien sämtlich mehr oder weniger unabhängige Kleinbürger, aus denen die kleine Gemeinde bestehe. Freilich fragt Bitterling in der Predigt Nr. 11: »Wer ist es denn eigentlich, der gegenwärtig entschieden zu uns gehört? Sind es nicht im Allgemeinen nur ›die Armen‹? Die Reichen und Glückseligen dieser Welt denken: es sei noch lange Zeit, dem Rufe des Christkatholizismus zu folgen; oder es entspricht vielleicht auch der Christkatholizismus ihren Wünschen und Ansprüchen gar nicht. Kurz: der Reichen und Glückseligen giebt es sehr wenige in unseren Reihen, die meisten stehen noch außerhalb; und wenn darum das Wort Jesu ›Den Armen wird das Evangelium gepredigt‹ irgendwo Sinn hatte, hier bei uns hat es seinen rechten und vollen Sinn!«

Auch was Bitterling in der Silvesterpredigt 1856 sagt, wirft nicht nur ein Licht auf sein Menschenbild, sondern auch auf die Gemeindeverhältnisse: »Der Mensch hat zwei Seiten in seiner Natur, eine thierische und eine göttliche. Die thierische Seite ist, daß er Speise und Kleidung und Wohnung bedarf, und die göttliche Seite seiner Natur ist, daß er ein guter, ein edler Mensch sein kann, daß er Gottgedanken denken kann und diesen Gedanken gemäß handeln. Aber wenn der Mensch keine Speise hat und keine Kleidung, oder wenn er täglich und gar nicht Ende nehmend Kummer führen (!) muß um Speise für sich und die Seinen: kann er da wohl Gottgedanken denken? Allerdings ist es eine unserer schwersten Aufgaben, daß unter uns die letzte Stunde aller Noth und Verzweiflung geschlagen haben soll. Wir sind nicht im Stande, aller der Noth, die in unserer eigenen Mitte herrscht, abzuhelpen. Aber können wir nicht wenigstens durch Liebe sie zu mildern suchen? Können wir nicht der Welt ein Beispiel geben, wie Liebe Alles überwindet und also endlich auch die Noth und Verzweiflung, die so vielfach unter den Menschen herrschen?«

Aus einer Bemerkung dieser Silvesterpredigt kann man entnehmen, daß die Gottesdienste zunächst im Tempel-Garten, im Nebensaal eines Lokals, und dann in einem Saal auf der Karlsstraße gehalten wurden. Am 16. November mußte dort der Gottesdienst ausnahmsweise einmal ausfallen, da der Saal »im Caffeerestaurant« anderweitig vergeben war. Doch schon am Sonntag darauf, am 23. November, konnte die eigene Gemeindehalle im Hofgebäude der Salzgasse Nr. 6 eingeweiht werden. Bitterling dichtete dafür eine eigene Einweihungsliturgie. In der Predigt (Nr. 14) ruft er der Gemeinde ein »Glück auf!« zu, »weil wir von nun an einen festeren Ort für unsere ferneren gottesdienstlichen Versammlungen besitzen«. Er erinnert an die »bisherigen Plagereien, wo wir bald hier, bald da, bald oben,

bald unten, bald im Glassaale, bald wieder im Nebensaale unseren Gottesdienst halten mußten«, »wo Abends vorher oder Abends nachher der Welt Lustbarkeit sich austobte«. Zwar: »Wir verdammen nicht etwa die Lust der Menschen; nein, wir wollen vielmehr aller Menschen Freude, und wenn wir recht viel dazuthun könnten, so würden wir es gewiß thun. Aber wir wissen wohl auch, daß diese Lust der Menschen sehr oft nicht mit ihrer Würde besteht und daß oft an den Orten der Lust maßlos verschwendet wird, während Millionen im Elend hungern und umkommen. Das widerspricht uns nun, und darum haben wir auch nie die Orte der Lustbarkeit besonders lieb gehabt.« Doch »hier ordnen nur wir, hier schließen nur wir auf und zu, und wie wir diesen Ort verlassen, so finden wir ihn wieder«. Die neue Gemeindehalle mag vorher eine Werkhalle gewesen sein. Denn »hier war nur die Arbeit der Hände und nicht die tobende Lust der Menschen. Hier hat der Mensch im Schweiß seines Angesichts sich sein Brot verdient, statt daß es anderwärts vergeudet wird. Ist nicht darum dieser Ort vor allem würdig, daß er fortan der Geistes-Arbeit gewidmet wird, der göttlichen Arbeit der Erkenntnis und der Veredlung?«

Aus den Predigten geht auch einiges über die Organisation der Gemeinde hervor. So heißt es in der erwähnten Silvesterpredigt, daß die Gemeinde an diesem Abend »eines ihrer heiligsten Rechte, die Ältestenwahl«, ausübe; denn Vorsteher und Älteste wurden jedes Jahr neu gewählt. Pfingsten trat dann der alte Vorstand ab und der neue führte das Werk fort. In der gleichen Predigt sagt Bitterling: »Geschlagen haben soll unter uns die letzte Stunde aller hierarchischen Bestrebungen. Unter uns soll das Wort Jesu zur vollsten Wahrheit geworden sein und natürlich auch bleiben: ›Ihr alle seid Freunde, dienet einander, aber herrschet nicht über einander«. Unter uns soll weder der Prediger noch irgendein anderer Ältester oder Vorsteher der Gemeinde noch selbst der Provinzial- oder ein noch höherer Vorstand Herr der Gemeinde sein, sondern die Gemeinde ist sich selbst Herr; denn im Reich des Geistes, insbesondere in der Religion, gilt es nicht: übereinander zu herrschen, sondern zu dienen und in Liebe zu fördern zu allem Guten und göttlicher Weisheit.« Eitelkeit, Dünkel und Herrschsucht seien aber auch weiter als Gefahr in den großen Gemeinschaften aller Gemeinden in ganz Deutschland vorhanden.

Gelegentlich erfahren wir etwas von der Betätigung einzelner Vorstandsmitglieder. Der Vorsteher Plischke, in dessen Wohnung die Konfirmandenprüfung stattfand, reichte bei der Abendmahlsfeier anlässlich der Konfirmation das Brot, während Bitterling den Kelch reichte. Als Bitterling die Gemeinde in Brieg auf der Synode in Freiburg als Abgeordneter vertrat, wurde er in Breslau durch das Vorstandsmitglied Lux vertreten; dieser verlas Bitterlings Predigt vom 5. Januar 1851 über »Die Einheit der Men-

schen im Geist«. Bitterling war nämlich am 5. Oktober 1856 in Brieg nach einer dort gehaltenen Predigt »von der dasigen Gemeinde auch zu ihrem Prediger einstimmig erwählt«. Monatlich hielt er nun dort einen Gottesdienst, meist sonntags von 3 ½ bis 5 Uhr.

Mehrmals sind in Breslau Gemeindeveranstaltungen außerhalb der Gottesdienste verzeichnet. Nachdem am Vorabend bei erleuchteter Gemeindehalle von 6 bis 8 Uhr die Jahresschlußandacht gehalten worden war, traf man sich am Abend des Neujahrstages 1857 zu einer geselligen Gemeindeveranstaltung, »in welcher ich über die Wichtigkeit der beratenden Gemeindeversammlungen sprach mit dem Wunsche, daß in diesen die Gemeinde sich recht kräftig selbst vertreten und selbst regiren möge«. Schon am Nachmittag des 4. Januar, eines Sonntags, folgte eine »stark besuchte Gemeindeversammlung, in welcher unter Anderem über die Abschaffung des Chorgesangs in der Liturgie beraten wurde«; vermutlich Anlaß für den Aufsatz in »Der Dissident« 1858, auf den sich Kampe²⁴ bezieht.

Am Sonntag, den 7. Juni 1857, fand nachmittags eine Gemeindeversammlung statt, »in welcher ein neues Gemeindestatut nach Dr. Campes (sic!) Entwurf durch einfache Majorität (entgegen der Bestimmung des bestehenden Statuts, welches $\frac{2}{3}$ der Gemeindeglieder bei Verfassungsänderungen erfordert) angenommen wurde. Das neue Statut soll mit dem 9. August ins Leben treten und verändert die »Lebensdauer« des Predigers in vierteljährliche Kündigung«. Diese Änderung erfolgte in Abwesenheit Bitterlings, weil er an diesem Nachmittag den Gottesdienst in Brieg hielt. Vielleicht lag Absicht darin. Das abgeschaffte Statut war das von Bitterling selbst entworfene und mußte nun dem von Kampe entworfenen weichen, der »Lebensordnung der christ-(deutsch-)katholischen Religionsgemeinschaft zu Breslau 1857«. Durch das neue Statut wurde Bitterling aus einem auf Lebenszeit angestellten Prediger zu einem mit vierteljährlicher Kündigung. Aber nur das Verfahren merkt er kritisch an.

Für den Tag des 2. Stiftungsfests der Gemeinde wählte Bitterling 1. Thess. 2,14. Aus der Gliederung der Predigt ist zu entnehmen, daß er dem neuen Statut »besondere Wichtigkeit« beimaß und »Wünsche deshalb« vortragen wollte. Die dem Text entnommene Entsprechung des Leidenswegs der Gemeinden in Judäa und der Gemeinde in Thessalonich dehnt er auf seine Breslauer Gemeinde aus. Dafür spricht die notwendige Selbstverleugnung. »Denn daß auch wir Sorgen (Vorstand) und Entbehrungen (Opfer der Gemeindeglieder, »Scherflein«), Feindschaft und Verfolgung oft von »Blutsfreunden« (Text!) haben, ist doch wahr!« Aber »tragen wir das nicht alles gern? (Was uns dazu anfeuert: die hohe Idee, das Reich Gottes

24 Ebd., S. 119.

auf Erden zu gründen, unsrer Überzeugung zu leben, Recht zu thun!«
Schluß: »O, so wandelt fort auf dem bisher betretenen Wege! trag-
schafft-gründet! Dann werdet ihr noch oft solch festliche Tage begehen und
die Nachwelt wird einst auch euch (die ›Nachfolger‹) segnen wie wir die
Vorgänger«.

Nach diesem vorläufigen Eindruck, wie in den gottesdienstlichen Ver-
sammlungen gepredigt worden ist, soll nun zunächst ein Blick auf die
Liturgie geworfen werden. Zu Bitterlings Zeit ist sicher immer nur die von
ihm selbst entworfene benutzt worden. Der Aufbau ist in allen vorliegen-
den Formularen der gleiche. Er hält sich an den Gang der abendländischen
Meßliturgie, der ähnlich wie in den landeskirchlichen Agenden des 19. Jahr-
hunderts abgeändert ist. (Vgl. Liturgie Nr. 8 im vollen Wortlaut im
Anhang I). Es gibt Responsorien zwischen Liturg und Chor. Kyrie und
Gloria in excelsis, im 19. Jahrhundert zu Sündenbekenntnis und Gnaden-
verkündigung geworden, sind wiederzuerkennen, wenn der Liturg
»Mensch, erkenne dein Fehlen« spricht und der Chor das aufnimmt mit
»Mensch, erkenne dein Fehlen und sei ein Gott-Mensch«. Darauf spricht
der Liturg »Der bessere Geist gibt deiner Seele Frieden. Amen« und der
Chor wiederholt »Amen«. Es folgen von Bitterling selbst gedichtete Verse,
für die als Beispiel hier der aus der Liturgie Nr. 7 von 1852 stehen mag:

O, drum begrüßet sei du Sonntagmorgen!
Du Morgen lichter, heitrer Geistesfreie
Sollst uns der Andacht glüh'nden Fittig borgen,
Ausgießen deines höhern Lebens Weihe.
Was uns gebannt, gequält: – hinweg, ihr Schatten!
Schwing auf, mein Geist, dem Höchsten dich zu gatten!

Der Liturg schließt mit »Ehre, Ehre sei unserem Gott!«, der Chor stimmt
an »Und Friede etc.« Weitere Verse leiten über zur Verlesung des Textes,
die ein Votum wie dieses abschließt: »Wandle mit uns, du göttliche Kraft,
die im Reiche des Geistes Wunder schafft! Amen« (Chor: Amen). Dem
Lied nach der Predigt folgt ein gereimtes Glaubensbekenntnis, einem
weiteren Gemeindelied ein der Abendmahlsliturgie nachempfunderer Teil.

Liturg: Friede sei mit euch! Chor: Und mit deinem Geiste!

Liturg: Erhebet eure Herzen! Chor: Wir erheben sie zu Gott!

Liturg: Lasset uns loben und feiern unseren Gott! Chor: Wie es etc.

Die folgenden gereimten Sätze des Liturgen schließen mit »Heilig, heilig
ist Gott. Alle Welt ist seiner Herrlichkeit und seines Wesens voll«, und der
Chor stimmt »Heilig, heilig etc. etc.« an. Wurde dann das Abendmahl
gefeiert, so gingen wohl die folgenden Sätze der Liturgie Nr. 2 voraus.

Und in der Nacht, da Jesus ward verrathen,
gab, scheidend, er den Jüngern Brot und Wein.
Des Baumes Frucht, des Feldes grüne Saaten,
Der Rebe Blut, der Quell im dunkeln Hain:

Sie alle sind der Erde Lebenszeichen,
Und alles Leben lebt im ew'gen Gott.
Drum, wo zum Mahl sich Brot und Wein dir reichen:
Nimm's als des Lebens heilig Morgenroth! –

Und Jesus gab das eine Brot, den einen
Gefüllten Kelch für alle Jünger gleich. –
O, neide nicht beim irdnen Napf den Feinen,
Daß Tafel glänzt, an Gold und Silber reich:

's ist alles eitel! – Sieh', es ist die Erde
Das eine Brot, das Alle uns ernährt,
Der eine Kelch, wie auch gemischt er werde.
Vor Gott sind Arm wie Reich von gleichem Werth.

Und Jesus gab dies Mahl im Jüngerbunde,
Wo Alle gleich und eins, ein' Seel und Leib. –
Drum, wo der Kelch umkreisend geht die Runde,
Und jeder trinkt, so Jüngling, Mann und Weib:

O, fühlet tief den Bund der gleichen Herzen, –
Es ist ein Blut, ein Geist, der euch durchdringt, –
Und theilet liebend Lust und herbe Schmerzen,
Seid eins in Gott, der Alle uns umschlingt!

Und wo das Mahl des Meisters so gefeiert,
Als Lebensmahl, das heil'ge Gleichheit lehrt,
Wo es als Lieb- und Bundesmahl erneuert:
Ist sein Gedächtniß wahrhaft hochgeehrt.

Er ist für Wahrheit-Liebe schwer gestorben:
So wandelt treu in seiner Jüngerschaft!
Es hat sein Geist zu Kämpfern euch erworben:
So ringt wie er, in heil'ger Gotteskraft! – Amen! –

Aber auch wenn kein Abendmahl gefeiert wurde, scheint an dieser Stelle darauf angespielt worden zu sein, wie die Liturgie Nr. 1 zeigt:

Die Liebe eint der Menschen Herzen:
Ein Herz, Ein Seel' und Leib!

Es teilen liebend Freud' und Schmerzen
Im Bund der Ehe Mann und Weib.

Und aus des Kindes Unschuldsblicken
Strahlt eines Gottes Lieb' uns an.
Kennst du der Aeltern Hochentzücken? –
Das hat der Liebe Macht gethan!

Gott ist die Liebe! – Liebe leuchtet
In düst're Nacht des Elends ein.
Wo Kummer deine Wangen feuchtet:
Die Liebe wird dein Engel sein!

Die Liebe speiset, tränket Alle,
Sie kleidet froh die Nothdurft an,
Sie eilt, zu retten dich vom Falle.
Das hat der Liebe Macht gethan!

Im Bund der Jünger saß der Meister,
Und gab den Kelch und brach das Brot.
Schon zeigten ihm der Wehmuth Geister
Im Bild der Ahnung seinen Tod.

»Gedenket mein! muß ich auch leiden: –
»Ich brach der Wahrheit eine Bahn;«
»Ich hab's vollbracht! So laßt uns scheiden!« –
Das hat der Liebe Macht gethan!

Groß ist der Liebe Macht! O lerne
Zu sein durch sie ein Gott! Sie dringt
Durch Zeit und Raum in alle Ferne,
Und auch den Feind die Liebe zwingt.

Die Lieb' erlöst, beglückt, belebet,
Und heilig ist der Liebe That.
So sei von Liebe du durchwebet,
Ein Liebesgang dein Lebenspfad! – Amen!

Darauf folgt eine Paraphrase des Vaterunsers. Eine knappe Form liegt vom 3. Juni 1853 vor:

Name des Ewigen: im Kreise der Deinen
Sei uns geheiligt! Hier sollst du erscheinen
Wahrhaft und schön in der Menschen Reich.
Laß uns erkennen den göttlichen Willen,

Hilf uns ihn schaffend und liebend erfüllen,
 Uebend das Rechte für jeden gleich! –

Weh'! wer des Brotes entbehrt zum Leben.
 Weh'! wem die Schuld nicht liebend vergeben.
 Göttliche Liebe, entzünde mein Herz!
 Sei in Versuchung mir stärkend zur Seite:
 Kraft der Gottheit, – laß siegen im Streite,
 Lösend vom Uebel mich, lösend vom Schmerz! – Amen!

Sie kann aber auch sehr wortreich sein, wie die vom Dezember 1952 zeigt:

Vater der Menschen, allüberall thronend,
 In Sonnen und Erden, im Busen mir wohnend:
 Heilig sei uns dein Name!
 Dein ist das Reich der Wahrheit und Liebe.
 Daß auch die Menschheit das Göttliche übe:
 Zu uns komme dein Reich!
 Und wie des Himmels ewige Mächte
 Stäts nur erschaffen das Gute, das Rechte:
 Gescheh' auch auf Erden dein Wille!
 Du speisest die Vögel und kleidest die Blume,
 Du schufst dir den Menschen zum Heiligthume:
 Laß uns finden unser täglich Brot!
 Und wo in der Seele tief-innersten Falten
 Der Schuld schlafscheuchende Geister walten:
 Laß sühnen durch Liebe die Schuld!
 In finst'rer Minute, wo lockend die Schlange
 Das Herz uns umstrickt, – wie zitternd, wie bange! –
 Sei mit uns im Kampf der Versuchung!
 Laß fallen uns nicht, denn dein ist das Leben;
 Du hast uns die Kraft zum Siege gegeben:
 Erlös' uns durch sie von dem Bösen! – Amen! (Chor: Amen!)

Auf das Schlußlied der Gemeinde folgt noch ein Votum, etwa: »Der Geist der Treue, der Geist der Kraft, der Geist des erhabendsten Muthes leite uns und segne unser Streben. Amen!« (in Liturgie Nr. 2) oder »Das Heil der Wahrhaftigkeit, die Liebe zu den Brüdern und die Gemeinschaft einer heiligen Gesinnung sei mit uns Allen. Amen!« oder auch nur schlicht: »Die Kraft des Geistes sei mit uns und in allen unseren Werken. Amen!« Für Taufen im Gottesdienst ist die Stelle nach dem umgeformten Gloria in

excelsis vorgesehen. Ob von der Gemeinde auch noch andere Lieder als Bitterlings eigene Dichtungen²⁵ gesungen wurden, muß offenbleiben.

Was für Bitterling christkatholischer Glaube ist, wird deutlich auch in den von ihm geformten Glaubensbekenntnissen gesagt. So möge dafür je ein in den Jahren 1852, 1854 und 1853 entstandenes Beispiel hier angeführt werden.

Bekenntnis von 1852

Wir glauben all' an Einen Gott,
Deß unsichtbares, ew'ges Leben,
Deß heil'ge Kraft in Seyn und Tod
Der Werke sichtbar uns umgeben!

Wir halten fest an Jesum Christ,
Der sich als Mensch der Gottheit weihte,
Und der – wenn wahr, wenn treu du bist, –
Auch dich vom Geistesbann befreite!

Wir glauben an den heil'gen Geist:
Den Geist der Wahrheit! – Er wird siegen!
Und wann – wie jetzt du ihm dich weihst –
Die Völker alle ihm genügen:

Dann ist die Menschheit ganz ein Bund,
Ist eine Kirche heil'ger Brüder;
Und auf der Erde weites Rund
Senkt sich des Himmels Frieden nieder.

O komme doch, du schöne Zeit,
Im ewigen Lebensgang der Menschheit!
Ein Gott! – Ein Bruderbund! ja seid
So göttlich-heil'ge Menschen-Einheit! Amen! (Chor: Amen!)

Bekenntnis von 1854

Wer ist's, der schon ergriffen ganz und gar
Der ew'gen Wahrheit sonnenhelle Fülle?
Wer ist's, der nach dem vorgesteckten Ziele
Nicht eilen dürft', – der sagen wollte: »Klar
Hab' *ich* die Wahrheit! glauben *müßt* ihr mir,
Und glaubst du nicht, so wird Verdammniß dir!«?

Wir bekennen und halten fest: die Glaubens- und Gewissensfreiheit eines Jeden!

25 Vgl. oben Anm. 12. Das Gesangbuch enthält 62 Seiten, der Katechismus 16.

Nie ist die Wahrheit fertig, als in Gott,
 Nie kann ein Buch vollendet sie enthalten.
 Sie wird aus Gott dem Geiste sich entfalten,
 dem nach Erkenntnis streben Gott gebot.
 Ist die Vernunft, o Mensch, dein höchster Ruhm:
 O, so gebrauch dies heil'ge Eigenthum!
 Wir streben nach Erkenntniß der Wahrheit – durch
 unsere Vernunft in Bibel, Natur und Geschichte! –

Vernunft ist göttlich, führt erkennend frei
 Dich auch ins Reich der Sittlichkeit und Liebe.
 Vernunft beherrscht der Leidenschaften Triebe,
 Den rohen Zwang, daß Jeder göttlich sei.
 Wie willst du sein der Gottheit Ebenbild?
 Als durch Vernunft in Thaten, recht und mild!
 Wir bekennen die freie, sittliche That als Merkmal der
 Göttlichkeit des Menschen! – Amen! – (Chor: Amen!)

Bekennntnis von 1853

Glaubst du an Gott? – Geh hin zum Blumenhügel,
 Und denke nach, wie Alles blüht und lebt.
 Glaubst du an Gott? – Geh hin zum Wasserspiegel,
 In dem das Bild des Sternenhimmels bebt.
 Und wenn dein Geist auf heil'ger Andacht Flügel
 Von Wurm zu Wurm, von Welt zu Welten schwebt:
 Ein Ursprung ist, ein Urquell der Gestalten;
 Ich nenn' ihn ›Gott‹ und glaub an Gottes Walten.

Glaubst du, daß Gott im Menschen mag erscheinen? –
 Schau hin auf Jesus Christ von Nazareth.
 Wie Ew'ges sich und Endlichkeit vereinen:
 Dir dieser Mann ein theures Beispiel steht.
 Versuch es selbst: das Niedre zu verneinen,
 Zu wählen nur, was hoch, erhaben weht:
 Dann wird kein Tod dir je das Dasein rauben,
 Du lebst in Gott, wirst Gott im Menschen glauben! –

Glaubst du, daß Gott in heil'gem Geisteswalten
 Der Menschheit Geist empor zur Wahrheit zieht? –
 O, sieh den Geist sich edler stets entfalten,
 Und wie in ihm der Trieb zur Wahrheit glüht.
 O, sieh die Menschheit besser sich gestalten,

Wie mehr und mehr sie Nied'res, Böses flieht.
 Glaubst du den Geist? – Du fühlst der Wahrheit Streben
 In eigener Brust. Nun denn: ihr weih' dein Leben! – Amen!

Die Gelegenheit, in solchen selbstverfaßten Liturgien seinem dichterischen Empfinden Ausdruck geben zu können, hat Bitterling sicher gern genutzt. Wohl hauptsächlich seiner Vorstellung vom christkatholischen Gottesdienst entsprach die feierliche Form, die er ihm damit geben wollte.

Die Predigten dienten Bitterling dazu, das ihm richtig erscheinende Verständnis des Christkatholizismus auch begrifflich belehrend vorzutragen, dieses auch anderen Auffassungen gegenüberzustellen und zu verteidigen. Schon in der zweiten Breslauer Predigt am 17. August macht er in diesem 1856 beginnenden Predigtband »die Richtungen innerhalb der freireligiösen Bewegung unserer Zeit« zum Gegenstand seiner Ausführungen. Einleitend sagt er: »Wie das Meer ewig wogt und wallt, so wallt auch der Geist im Schooße der Menschheit, und dies insbesondere, wenn es seine höchsten Gedanken und Gefühle – seine Religion gilt.« In jeder Religion offenbart sich uns wenigstens einmal ein gewisses Frühlingsbeben, das Durchbrechen eines neuen Geistes durch die alten Formen und Hüllen: Reformationen, Gestalt gewinnend in Kongfutse, Buddha, Zoroaster, Mose, Christus. Um ihn, einen Zimmermannssohn aus einem kleinen Flecken des Landes, scharte sich die Masse der Freidenkenden seiner Zeit, ward er der gemeinsame Herr, von dem aus das Feuer des Geistes seiner Zeit weit hinausleuchtend aufschlug. Es verzehrte den Buchstabengeist, das kritteln Schriftgelehrtentum seiner Zeit und die Lieblosigkeit. Er wollte einen neuen Himmel der Liebe auf einer neuen, wiedergeborenen Erde herstellen. Also nicht Auflösung, sondern Erfüllung. »Was wir hier von Christus gesagt haben, das erfüllt sich von jeder reformatorischen Bewegung, nur mit dem Unterschiede, daß nicht jede die beiden Gegensätze ›Auflösung und Erfüllung‹ so rein, so schön, so harmonisch vereint in sich trägt wie Christus. Blicken wir daher auf unsere eigene reformatorische Bewegung: wie sind in dieser die beiden Gegensätze vorhanden?« Wenn ein Mensch in einem reformatorischen Zeitalter steht, ja vielleicht selbst mitwirkt an der religiösen Reform oder Wiedergeburt seiner Zeit und seines Volkes und sich nicht klar ist über die Erfordernisse einer Reformation, über die Gegensätze in ihrem eigenen Schoße, – er wäre wahrlich ein jämmerlicher Mitarbeiter an dem großen Werke seiner Zeit und würde nicht viel Gutes vollbringen.

Nun können Tausende zuerst und jahrelang nur das eine Werk ›der Auflösung‹ pflegen, während sie das andere Werk ›der Erfüllung‹ unbeachtet liegen lassen. Dann muß die Zeit nach ihnen erst kommen, muß wieder

aufrichten, was sie nutzlos zerstört haben. Die Gegensätze können aber auch als zwei verschiedene Richtungen ein und derselben reformatorischen Bewegung bestehen, die einander entgegenarbeiten, ja sogar verketzern – in unserer eigenen Reform. Darum ist der Blick zu lenken auf die Richtungen der freireligiösen Bewegung, und zwar auf ihrem ganzen Feld.

Eine Richtung in den frei-evangelischen oder ›freien‹ Gemeinden, wie sie sich am liebsten kurz bezeichnen, nicht entschieden vertreten von den freikatholischen, löst lediglich auf. Ihr Merkmal: sie haben keinen Kultus, wenigstens keinen kirchlich zu nennenden. Sie entfernen einen Teil der Gottesverehrung nach der anderen aus ihren Hallen, schaffen das Christentum ab, indem sie dessen Merkmale, Taufe und Abendmahl, nicht mehr gelten lassen und selbst den Namen ›christlich‹ ablegen. »Sie schaffen endlich die Religionslehre ab und setzen an ihre Stelle eine laxe Moral vom Menschen, die keine Menschenseele wahrhaft befriedigen kann. Und was machen sie dann? Dann schaffen sie sich selbst ab.« Ihre Berechtigung hat solche Richtung in dem freien protestantischen Geiste, der schon von Natur aus jedem Menschen innewohnt, und in der Natur des Fortschritts, der immer nach dem Neuen strebt und das Alte abgeschafft wissen will. Wenn aber nichts da ist, das die Stelle des Abgeschafften würdig zu ersetzen im Stande ist?

Allerdings, Jahrtausende schon währt der Fortschritt der Menschheit, und nie wird er enden. Da sollte der protestantische Geist das Alte nur im Gebiete der Religion unangetastet stehen lassen? »Nun, es giebt Dinge in der Welt, die nie und nimmer abgeschafft und aufgelöst werden dürfen, die unbedingt und unangetastet bestehen bleiben müssen. Das sind der Glaube an eine Gottheit, ferner die Herrlichkeit eines bestimmten Vorbildes, und endlich die äußere Erscheinung von Religion und religiösem Wesen in einem der Religion entsprechenden Cultus.« Denn »die Menschheit hat Jahrtausende an eine Gottheit geglaubt, und sie wird immer daran glauben. Was soll sie auch trösten in Kampf und Schmerz und Noth, wenn es der Gottesgeist nicht mehr thäte, der mir zuruft: ›Harre aus! Du bist zu Besserem geboren, und du wirst es noch überwinden, und wenn es selbst erst in deinen Kindern wäre!‹. Was soll eine Menschheit kräftigen, wenn es ein Vorbild, ein Christus nicht mehr thun soll? Und wo soll der niedergedrückte Geist des Menschen sich erbauen, erheben, wenn es keine Hallen mehr gäbe, in denen jedes Stück, jeder Theil schon das Wesen der Religion äußerlich und sichtbar abspiegelte! Schafft einen Cultus, der Geist und Herz befriedigt, dann wird Niemand etwas sagen. Aber solange das nicht ganz und vollkommen hergestellt ist: könnt' es dann gut geheißt werden, das Vorhandene aufzulösen und zu beseitigen?«

Die Breslauer Christkatholiken repräsentieren die Richtung der Erfül-

lung in der freireligiösen Bewegung. Erfüllen heißt: weiterführen, entwickeln, die Religion zur Tat machen. Vorbilder gibt es im Reiche der Natur und Geschichte. »Wir lehren nichts Neues, das wir im vollsten Sinne neu nennen könnten, sondern unsere scheinbar neuesten Lehren sind längst vor Jahrtausenden von Moses, Christus und anderen weisen Männern des Alterthums verkündigt worden.« Aber die Menschheit mußte sich erst nach und nach zu deren Lehren heraufentwickeln. Die Weltgeschichte schreitet langsam durch die Jahrtausende. Man darf nicht einen kleinen Teil der Menschen losreißen von dem allgemeinen Entwicklungsgange der Zeit und ihn damit in den Abgrund eines namenlosen Elends hinabstoßen. Verfrühte Reformationen sind untergegangen: Hussiten, Wiedertäufer, Socinianer. Darum: abschaffen, auflösen nur, wenn es an der Zeit dazu ist. »Darum müssen wir haben unter uns, was mindestens die größte Mehrzahl der jetzt lebenden Menschen zu befriedigen im Stande ist.« Denn »wir werden nur dann die Zukunft für uns haben und in ihr unser Weiterleben finden, wenn wir redlich thun, was die Gegenwart von uns fordert; denn die Gegenwart ist die Stufe, von der aus man in die Zukunft steigt«. Gewiß, die Idee einer freien christlichen Kirche steht noch weit über derjenigen Gestaltung, die sie gegenwärtig in den christkatholischen Gemeinden hat. Aber das leise Gespött derer, die sich weit klüger zu sein dünken in ihrem Streben der Auflösung soll nicht irremachen am Streben, zu erhalten und zu erfüllen.

1845 sahen sich die Christkatholiken gekommen, die evangelische und die katholische Kirche wieder mit einander zu vereinigen, damit endlich unter dem einen Hirten Jesus von Nazareth eine Herde sei, – große Idee der einen Menschheit. Durch Auflösung von Religion und Christentum wird es nimmermehr zu einer Vereinigung der Menschheit kommen. »Du, Breslauer Gemeinde, bist gerade angethan, der Fels zu sein, auf dem diese Erfüllung des Christenthums gegründet sein soll.« Dann »wird die Geschichte einst ihre Bücher niederlegen in dem Tempel der Menschheit und verzeichnet auf ihren ersten Blättern werden eure Namen sein, die ihr Erfüllung des Christentums zu eurer Aufgabe gemacht habt. Und wenn dann die Urenkel und ihre Genossen fragen werden: wer sind die, die einst das Richtige gethan haben, wodurch wir glücklich geworden? Und wenn dann die Geschichte mit ihrem Finger auf ihre Bücher zeigt und eure Urenkel eure Namen lesen werden, seht, da steht ihr auf aus dem Grabe der Vorzeit, da lebt ihr neu und lebt im Himmel der Herzen eurer Kinder, wie es beschieden ist allen denen, die da wirken wie Christus. Amen«.

In der Sonntagsausgabe der in Breslau erscheinenden »Kleinen Morgenzeitung« war am 18. Januar 1857 unter der Überschrift »Die freien Gemeinden« ein Abschnitt aus dem Buch »Verirrungen der christlichen Welt«

abgedruckt worden. Dessen Verfasser war ein Breslauer Regierungsrat Wilhelm Ranke. Bitterling sah sich dadurch am 22. Februar zu einer »Trost-Predigt«, wie er sie nannte, veranlaßt. Als Text wählte er Matth. 11, 16–19. Ausgangspunkt sind die »übelsten Behauptungen, die traurigsten Anklagen« über die freien Gemeinden, die teils aus der katholischen, teils aus der evangelischen Kirche hervorgegangen sind; solche seien vor wenigen Wochen in öffentlichen Blättern erschienen. Da werde es eine Anmaßung genannt, ihr Glaubensbekenntnis ein christliches zu nennen. Es sei nur »von Speculanten gemacht«, denn »im Grunde glaubten wir ja nichts«. Es enthalte nichts »vom Finger der Weissagung, von der Wunderkraft des Gottmenschen, und nichts zu fühlen ist vom Opfertode, der unsere Sünde sühnt«. Darum seien auch die freien Gemeinden in der öffentlichen Meinung bereits zu Grabe getragen, »ohne Sang und Klang«.

Schmerzlich ist für Bitterling die Behauptung, das Glaubensbekenntnis entbehre den Charakter der Christlichkeit, die Predigten seien nur auf ein gewisses Publikum berechnet. »Unser Glaubensbekenntnis ist aus der Tiefe des Herzens hervorgegangen, nicht aber von Speculanten willkürlich und zu irgend einem üblen Zweck gemacht. Unser Glaubensbekenntnis ist ein vollständig christliches, denn Christus, der Meister von Nazareth, ist unser Vorbild, und an ihn glauben wir, und wenn man uns auch zehnmals das absprechen wollte.« Die Predigten wollen Erbauung, Trost und sittliche Veredlung für alle Menschen ohne Unterschied erzielen. Und – es gibt in Schlesien noch 26, in ganz Deutschland noch 70–80 freie Religionsgemeinden.

»Doch einen Trost, meine Brüder und Schwestern, einen Trost wenigstens begehrt unsere Seele in solch schmerzlichem Zustande. Wo mögen wir ihn finden? O, wenn wir ihn nicht fänden; wenn nichts vorhanden wäre, das uns trösten könnte: Wahrlich! wir müßten dann verzweifeln an dem besseren Selbst des Menschen, müßten zu glauben anfangen, daß nichts aufkommen könne, so gut es auch gemeint sei, das nicht von Dem oder Jenem getadelt und herabgesetzt werde.« Jedoch, »wir haben Glaubens- und Gewissensfreiheit, weil nur der Geist lebendig macht, und der Buchstabe unseren Glauben nicht tödten soll. Wir zwingen niemand zu unseren Cultushandlungen, weil Alles bei uns aus dem eigenen Herzen der Menschen und dessen Wünschen hervorgehen soll. Wir haben endlich allmonatlich Gemeindeversammlungen, in denen jeder sagen kann, was er wünscht und wie es eingerichtet werden möchte. Können wir noch mehr thun, alle Menschen möglichst zu befriedigen? Und doch noch Beschuldigungen, doch noch Unzufriedenheit über uns? Wahrlich, wenn wir hier keinen Trost fänden, wir müßten versucht werden, unser heiliges Werk selbst aufzugeben!

Doch nein, meine Freunde, nein! Das Evangelium, diese unerschöpfliche Quelle des Trostes und der Erbauung, das Evangelium bietet uns auch hier seinen Trost. Blicket auf Christus! Blicket auf den, der von dem Volke verspottet und geschmäht worden! Er wird uns Trost gewähren. Und so sei denn in dieser Andachtsstunde: *Christus der Geschmähte* der Gegenstand unserer weiteren Betrachtung.« Wie Jesus und die freien Gemeinden in der gleichen Lage sind, wird dann an Hand des Textes zu zeigen versucht. Damals wie jetzt wird geschmäht, wer sich darauf beschränkt, »recht zu thun, gleichviel, ob man von den Einen oder Anderen nun deshalb getadelt wird. Wie göttlich ruhig ist der Weg desjenigen, der da immer recht gethan hat, und wenn er auch mitten in dem Spotte seiner Mitmenschen stände«. In seinem Leben und selbst noch am Kreuze ist Christus geschmäht worden. »Aber heut, wo längst des Grabes Riegel sich über ihm geschlossen haben, heut müssen wir ihn bewundern. So wird einst die Nachwelt auch uns bewundern müssen, wenn wir mitten im Kampfe mit den Meinungen der Menschen doch immer gut, immer gewissenhaft geblieben sind. So wird einst die Nachwelt auch uns Gerechtigkeit widerfahren lassen müssen, wenn wir nur recht thun, gleich viel, ob man uns lobe oder tadle.«

Bitterling hielt den Gottesdienst am 1. Weihnachtstag 1856 vormittags in Brieg und den des 2. Feiertags in Breslau. Bitterling vermerkt auf seinem Predigtmanuskript: »In Breslau predigte stellvertretend früh und nachmittags Prediger Elsner aus Trebnitz« und zum 2. Feiertag: »Abends 5 Uhr im Restaurations-Local des Herrn Albrecht Kinderfest nebst kleiner Christbescheerung der Frauen, wobei ich eine freie Ansprache an die Kinder, die beschenkenden Frauen und die Aeltern hielt.« Das Predigtmanuskript für den Silvesterabend enthält den Vermerk: »Am Sonntag vorher, den 28. December 1856 zu Breslau aushülfsweise die Predigt gehalten »Glauben oder Denken?« (siehe Band IV, 1854–55, Nr. 3). Am 29. December c. wurde dem Vorstande der hiesigen Gemeinde die Nachricht, daß der Prediger Elsner aus Trebnitz infolge seiner Feiertagspredigten hier in Breslau nicht mehr predigen dürfe. Diese Bestimmung kam vom Polizei-Präsidium.« Als Grund dafür gibt Kampe an: »Der Prediger aus Trebnitz predigte am 1. Weihnachtstage 1856 in Breslau. Schien überhaupt das erbauliche Element des gelehrten Wesens doch nicht völlig entrathen zu können, so griff dieser Schullehrer, um einen Festschmuck zu entlehnen, in die wissenschaftliche Region hinauf und wurde komisch dabei. Am 26. Dez. trat das Polizeipräsidium seinem Wiederauftreten und wiederholt am 17. Januar folgenden Jahres mit einem Verbot entgegen, weil er gesagt habe, alle (nach anderer Lesart: die meisten) Gelehrten seien darüber einig, daß Christus nur Mensch gewesen, ein Ausspruch, der – sagte die Polizei – ganz irrig und

geeignet sei, die Ansichten der Zuhörer zu captiviren.«²⁶ Ob nun das Verbot des Polizeipräsidioms das Datum des 26. (so Kampe) oder 29. Dezember (so Bitterling) trug: die Unruhe dieser Tage dürfte der Grund dafür sein, daß Bitterling nicht zum Ausarbeiten einer Predigt für den 28. Dezember kam.

Angesichts dieses Verbots ist man gespannt, was nun Bitterling in seiner Weihnachtspredigt sagte, für die er als Thema wählte: »Warum wir Christus nicht als einen Gott, sondern als einen Menschen verehren«, Christus, vor 18 Jahrhunderten geboren und doch nicht vergessen. »Zwar ist er nicht, wie die Sage erzählt, zu Bethlehem, in der Königsstadt, geboren worden, sondern in Nazareth; und doch feiern wir sein Andenken, weil Jesus einer der bedeutendsten Menschen geworden ist, die jemals gelebt haben!« Sohn armer Eltern aus dem gewöhnlichen Handwerkerstande, hat er sich aufgeschwungen zu einem König der Geister, wenn auch nicht zu einem irdischen Könige, wie es das Volk so oft gern gehabt hätte; aber als ein König der Geister, mehr als selbst der größte irdische König. Von ihm an datiert ein neuer Abschnitt in der Geschichte der Menschheit. In einem Jubel »Jesus ist geboren worden« stimmen selbst die freien Gemeinden mit den alten Kirchen des Christentums überein, trotz der Unterschiede. Aber »wir verehren bekanntlich Jesus nicht als einen Gott, sondern als einen Menschen. Wahrlich, es ist wichtig, darüber nachzudenken«. Gewichtige Gründe? »Nun denn, wenn wir aber solche Gründe haben und wenn es uns darnach als Wahrheit erscheinen muß, daß Christus ein Mensch gewesen, dann ist es gewißlich unsere heilige Pflicht, diese Wahrheit so oft zu verkündigen, als wir nur können, »als Prediger und Apostel der Wahrheit«, wie Paulus von sich im heutigen Text sagt.«

Es ist ja »die ganze Gottheit das ganze unendliche Dasein.« Darum kann sie nicht in *einem* Menschen vorhanden sein. »Siehe, da ist der Gott, von dem die Bibel sagt, daß wir in ihm leben, »weben und sind«. Das ist der

26 KAMPE, S. 324. An dieses Verbot ist wohl zu denken, wenn er Ausweisung von Predigern aus Breslau 1852, 1855 und 1857 vermerkt (S. 325, Anm. 1). Auf Bitterling könnte passen, was KAMPE, S. 323, erwähnt im Zusammenhang mit Schwierigkeiten, die der Berliner Polizeipräsident Hinkeldey der dortigen Gemeinde machte. Ein Bewerber nach dem anderen wurde von ihm abgelehnt oder ausgewiesen. »Ein Fünfter und Sechster, schlesische Prediger, die wieder persönlich erschienen, haben keinen besseren Erfolg. Der Letztere, bei früherer Anwesenheit zwar nicht ausgewiesen, doch auch nicht gewählt, kommt im Juni 1855 auf dem Bahnhof an und wird mit nächstem Zuge nach Grünberg zurückgesandt.« (S. 323f.). Es muß offenbleiben, ob der hier genannte Prediger Elsner aus Trebnitz personengleich ist mit einem Dr. Moritz Elsner. Dieser war mit anderen, so auch mit Nees von Esenbeck Führer der freiheitlichen Bestrebungen in Breslau. Er hatte mit dem Lassalle-Freund Wilhelm Wolff studiert, war als Breslauer Gymnasiallehrer gemäßregelt worden und war 1849 Abgeordneter in Berlin. Damals huldigte er ausgesprochen sozialistischen Ideen, endete aber später im Fahrwasser des Freisinns. So Theodor MÜLLER (wie Anm. 6), Geschichte, 1. Teil, S. 20, 27, 30, 50, 57.

Unendliche und Ewige, der nie Geborene und allein Unsterbliche. Und dieser Gott sollte in einem einzigen Menschen vorhanden und enthalten sein? Was ist der Mensch gegen die unendliche Gottheit!« Beispiele aus der Natur erweisen: »Wie könnte nun die ewige Gottheit in dem beschränkten und bald wieder aufgehörenden Menschen vorhanden sein? Zwar ist der göttliche Geist in uns vorhanden, meine Freunde, aber ist darum der Mensch und namentlich der einzelne Mensch, schon Gott? Jesus war ein einzelner Mensch... Dieser Mensch Jesus Christus mußte zwar in sich den göttlichen Geist tragen, denn wir alle tragen ihn ja in uns .. ja er konnte diesen Geist noch in einer außerordentlichen Weise besitzen, Genie sein, wie sein ganzes Geisteswirken dafür zeugt«. Aber »der göttliche Geist ist selbst nicht an die Menschheit gebunden, er ist da: als ewiges, göttliches Leben, selbst in allem, das nicht einmal Mensch ist, denn er ist es, der jeglicher Gestaltung Leben und Odem gibt und ohne den nichts sein und bestehen kann«. Wenn der göttliche Geist in Jesus zu einem Haupt-Teil war, dann ist er ein Genie gewesen. Aber teilen kann man den göttlichen Geist nicht. Sohn Gottes war Jesus, aber so, daß wir alle Söhne oder Kinder des Unendlichen sind; aber Jesus hat sich in einer besonderen, des Göttlichen im Menschen recht würdigen Weise gezeigt. Er hat uns ein Vorbild gelassen, wie wir rechte, göttliche Menschen auf dieser Erde sein sollen. Er hat uns bewiesen durch sein Leben und seine Lehre, daß wir besser sein können als wir sind oder meinen. Kurz: Jesus hat uns den Gott-Menschen, d. h. den vollendeten, den vollkommenen Menschen so schön, so erhaben gezeigt, als wir ihn in einem anderen Menschen schwerlich dargestellt finden. Und darum nennen wir ihn »den Sohn« des Höchsten. Nicht aber, als ob wir nicht auch Kinder Gottes wären; sondern nur mit der Bedeutung, daß er uns gezeigt hat, wie ein Kind Gottes ein wahrhafter Mensch sein solle«.

Ein zweiter Grund, Jesus nicht als einen Gott, sondern als einen Menschen zu verehren: »ein Vorbild muß uns gleich sein in Kräften und Empfindungen; ein Gott aber wäre uns nicht gleich, denn wir sind nicht Götter.« Übermenschliche Kräfte hatte Jesus nicht. Von den erzählten Wundern Jesu »wissen wir, daß sie größtentheils ärztliche und allerdings mit außerordentlicher Kraft und Geschicklichkeit ausgeführte Heilungen gewesen sind«. Denn er war zugleich Arzt. Jesus war auch nicht erhaben über Schmerzen und Tränen, wie es bei einem Gott in Menschengestalt sein müßte. Überhaupt: »Verbietet uns nicht unsere Vernunft, ein Erscheinen der Gottheit in Menschengestalt anzunehmen? Und wozu wäre das auch nöthig?« Gott redet zu uns »menschlich und verständlich in allen seinen Werken«. Wollte er uns aber zeigen, wie wir sein sollen, »o, dann müßte er ja gerade aufhören, ein Gott zu sein, und ein einfacher, schlichter Mensch

werden. Nun denn; als ein solcher Mensch hat uns Christus Jesus gezeigt, wie wir sein sollen: er hat uns ein Vorbild gelassen.

»Dies schließt zugleich die köstliche Möglichkeit ein, daß auch wir Menschen wie Jesus von Nazareth werden, uns zu seiner Größe, seiner Erhabenheit emporzuschwingen vermögen. Die bestand in der Hingabe zur Erlösung der Menschen von Irrtum und Wahn. Er ging um dessentwillen aller Freuden seines Lebens verlustig. ... O, wenn doch du ihm darin gleichen möchtest!« Aber der Abstand ist noch riesengroß, »denn wir alle denken noch viel zu sehr an uns selbst statt an die Erlösung der Menschheit von Irrthum und Wahn«.

Jesus hatte dieselben Kräfte, die wir haben, derselbe Geist lebte in ihm, der auch in uns lebt. »O, wie sollten wir nicht auch denselben Willen für die Menschheit haben können, den Jesus gehabt hat!« Nachfolge und ein freudenvolles Leben führen schließen sich aus. »Aber Menschen können wir werden, Menschen wie Jesus von Nazareth, Gott-Menschen. Auf, das zu werden; und also laßt uns feiern: durch die That und in der Wahrheit, daß er uns geboren worden ist! Amen!«

Ostern 1857 hat Bitterling an jedem der beiden Feiertage eine andere Predigt gehalten. Das vom Herkommen gegebene Thema »Auferstehung« teilt er auf in die des Menschengestes und die der Natur. Für die Predigt am Ostersonntag wählt er, ganz entsprechend der altkirchlichen Perikopenordnung, Markus 16,1–7 mit 1. Kor. 5,6–8. Auch die einleitenden Sätze lassen sich noch im herkömmlichen Sinn verstehen. »Wer wälzet uns den Stein von des Grabes Thür?, so sprachen die Frauen, als sie dem Grabe Jesu sich naheten! ›Jesus von Nazareth ist auferstanden!‹ rief der Jüngling aus des Grabes Tiefe ihnen entgegen. Und dieser Ruf ›Jesus von Nazareth ist auferstanden!‹ ist auch unser Oster-Ruf; denn wie Christus siegreich aus dem Grabe auferstanden: so ist durch ihn der Geist der Menschheit auferstanden aus den Gräbern des Irrthums und der Lieblosigkeit. – Christus war es, der den Geist der Menschheit als den ewigen Grund aller Wahrheit und die Erkenntniß des Anderen als Bruder als die Grundlage jeglicher Menschenliebe verkündete. Niemals kann der Mensch zur Erkenntniß kommen als durch seinen Geist. ›Der Geist wird euch in alle Wahrheit leiten!‹ sprach Christus. Und ebenso wird niemals die Liebe allgemein werden unter den Menschen, als nur durch die Erkenntniß, daß wir Alle gleiche Brüder oder Schwestern sind. Christus aber sprach: ›Ihr alle seid Freunde!‹ und ›Liebet euch untereinander!‹ – Und auf schwang sich nunmehr der Geist der Menschheit.« Denn »im Christenthume ward der Geist in sein Recht eingesetzt; im Christenthume ward das Forschen nach Wissen, nach Wahrheit ›Tugend!‹, und diese Tugend sollte allgemein wer-

den. ... So oft sie auch wieder eingesargt worden von selbstüchtigen Menschen und wieder begraben werden sollte, doch schwang sich immer und immer wieder der Geist der Menschheit empor, denn mit Christus ist auferstanden dieser Geist aus den Gräbern des Irrthums und der Lieblosigkeit, um nie wieder auf die Dauer begraben zu werden, nie wieder zu sterben und unterzugehen!« Aber immer noch suchen Abertausende in der heutigen Menschheit Gott »allein dort droben«, geben ihm »Gestalt wie Gestalt eines Menschen«. Aber »ist das die Auferstehung eines aufgeklärten Menschengeistes?« Und statt der begrabenen Lieblosigkeit des auferstandenen Menschengeistes haßt einer den anderen und verfolgt ihn, weil dieser hat, was er nicht hat. »Wenn wirklich die Menschheit nicht im Stande wäre, aufzuerstehen aus Irrthum und Ungerechtigkeit; wenn dies nur Schein, Trug der uns vorspiegelnden Phantasie und also das Wort des Apostels Paulus: »Euer Ruhm ist nicht fein!« Wahrheit wäre? Doch nein, meine Freunde, so kann es nicht sein. Unser ganzes Gemüth sträubt sich dagegen.« Doch »eine Ahnung sagt uns, daß diese Gotteskraft – sich zu befreien aus den Banden des Irrtums und der alten Ungerechtigkeit – in ihr, der Menschheit, liegen müsse, weil der Geist Gottes durch sie weht«.

Da werden zunächst Teufels-Vorstellungen, wie sie auch Luther theilte, breit ausgemalt. »Das ist nun ein Glaubensartikel der Zeit vor 300 Jahren. Glaubt heut Jemand daran? Was würden unsere Erfinder der Eisenbahnen, des Telegraphen machen, meine Brüder und Schwestern, wenn wir noch daran glaubten?« Und »würde man nicht höchstens den Menschen, der vorgäbe, »er sei vom Teufel besessen« untersuchen lassen, wie sein Verstand beschaffen ist?« Auch die Buchdruckerkunst sei zuerst als »schwarze Kunst« verteufelt worden. Aber wir kennen die Bücher besser: »Wir kennen sie als die Quelle des Lichtes, als die Quelle der Aufklärung. Ein Beweis also, wie weit der Menscheng Geist auferstanden ist aus dem Grabe des Teufelsglaubens, und ein Beweis zugleich dafür, daß er überhaupt aufzuerstehen im Stande ist aus dem Grabe eines jeglichen Wahnglaubens oder Irrthums!«

Daß der Menscheng Geist ebenso imstande ist, aus dem Grabe der Ungerechtigkeit, der Lieblosigkeit aufzuerstehen, dafür wählt Bitterling als Beispiel, wie aus dem Saulus ein Paulus wurde. »Müssen wir nicht bewundernd auf ihn, den einst Wuth und Rache schnaubenden Christenverfolger blicken? Könnte noch jemand hinwegleugnen, daß der Menscheng Geist auch aus dem Grabe der Ungerechtigkeit aufzuerstehen vermöge?« – »Aber du selbst, mein Freund, bist dir vielleicht schon Zeugniß genug, daß der Mensch, wie aus dem Grabe des Irrthums, so auch aus dem Grabe der Ungerechtigkeit aufzuerstehen vermag.« Jeder tut bei seinem Erwachsenwerden ab, was kindisch war, wie es Paulus von sich sagt. Das gilt auch vom fortschreitenden Geistesleben der ganzen Menschheit, auch von deren

fortschreitendem sittlichen Leben. »Hast du die Wahrheit in dein Herz aufgenommen, daß alle Menschen gleich sind und daß man die Überzeugung eines jeden ehren müsse, auch wenn sie nicht mit der unsrigen übereinstimmt, ...ein Fortschritt auf der Bahn der Humanität, d.h. der allgemeinen Menschenliebe, den wir nur allen unseren Brüdern und Schwestern ohne Unterschied wünschen müßten?« Noch sind mancherlei Irrtümer, mancherlei Ungerechtigkeiten unter den Menschen vorhanden. Aber »das kann uns nicht irremachen in unserem heiligen Streben, sondern muß uns vielmehr nach dem bisher Erkannten noch mehr darin befestigen. Der Weg der Menschheit nach Wahrheit und Recht ist ewiger, aber darum auch langsamer«. Diese »stehen als ewige und unerreichbare Ideale vor dem Auge des nach ihnen sehnsuchtsvoll hinschauenden Menschen!« Die ganze Menschheit strebt danach, bewußt oder unbewußt. Es wäre Dünkel zu meinen, wir hätten die Wahrheit schon, oder in sittlicher Beziehung: wir wären schon gut genug. Dann würde auch die Zeit bald rasch über uns hinwegschreiten. »Aber diejenigen werden die Zeichen ihrer Zeit verstehen, die mit ihr fortschreiten, und das wollen wir, meine Brüder und Schwestern!« Der Vergleich eines Frühlings des Geistes mit dem der Natur, in gleicher Weise Erscheinung von Gottes ewiger Kraft, beschließt die Predigt.

In der Predigt am Ostermontag geht Bitterling von der Bedeutung des christlichen Osterfestes aus: durch die Auferstehung Jesu wurde der Geist des Nazareners, insoweit er bereits auf seine Jünger übergegangen war, neu angeregt, so daß er ein frischer, ein unvergänglicher war. »Doch wie, meine Freunde, haben wir es mit der Auferstehung Jesu von Nazareth zu halten? Ist er wirklich auferstanden? Oder ist es nur eine Sage, die in späteren Zeiten zu irgendwelchem Zwecke erzählt worden? Es ist nicht meine Aufgabe, euch für die eine oder andere Ansicht bestimmen zu wollen. Wir, die wir in unseren Gemeinden Glaubens- und Gewissensfreiheit eines Jeden haben, wir überlassen es dem Gewissen eines Jeden, sich die Auferstehung Jesu zu denken oder nicht zu denken. Zudem ist es für uns, die wir in Jesus nur den Menschensohn verehren, kein Glaubensartikel: ob Jesus auferstanden ist oder nicht, denn davon hängt nicht das Glück, nicht die Sittlichkeit eines Menschen ab.« Bitterling selbst neigt der Ansicht zu, Jesus sei am Kreuze nicht wirklich gestorben, sondern nur scheinot gewesen, nur in einen tiefen Schlaf, eine Lähmung, eine tiefe Ohnmacht versunken. Als die Ohnmacht vorüber war, stand er aus seinem Grabe wieder auf. Der Jüngling im weißen Kleide mag wohl ein essäischer dienender Bruder gewesen sein, denn die trugen weiße Kleider; »auch wird den Essäern, als klugen Ärzten, ein großer Einfluß auf den scheidotden Zustand und auf die Wiedererweckung Jesu gegeben.« Also: natürliche Auferstehung. Woher sonst »die Kraft, die sie unleugbar den Aposteln gegeben hat?« In Jesus den

Auferstandenen zu erblicken, ist insofern lehrreich, als es sittliche Anregungen enthält. »Der auferstandene Jesus erinnert uns daran, daß wir geistig stets auferstehen sollen«, unseren Mut für die Wahrheit nie ganz sinken lassen sollen, wenn auch Schicksalsschläge uns niederdrücken und einsargen wollen. »Und erinnert uns die Auferstehung Jesu nicht auch an die Natur, überhaupt, an sie die unsterbliche, die mit jedem Frühjahr neu wiederkommt?« Dies ist dann Gegenstand der weiteren Betrachtung. Das wird breit ausgemalt, mit Seitenblicken auf des Menschen Stimmung in den einzelnen Jahreszeiten. Nach Winterstarre dann der Frühling. »Ist das nicht Erwachen wie ein Scheintodter erwacht?« Die Auferstehung der Natur »ist die Befreiung eines Gefangenen aus den Fesseln des Todes«. Darum »lasset uns auch auferstehen, wie sie aufersteht, aus unseren Wintergräbern der Selbstsucht und der Lieblosigkeit. Das ist es, wozu uns die Natur in ihrer Auferstehung aufruft. Frühling soll es auch bei uns werden, Frühling der Liebe, der Versöhnung, und des Friedens«. Wir dürfen den Zaubergruß der Natur nicht unerwidert lassen. »Komm, o komm, sanfte Freude! Fliehe dahin, düsterer, dumpfer Schmerz! Die Liebe ist der Heiland der Welt! Lasset uns auferstehen zur göttlichen Liebe! Auferstehen zu ihrem Frühlinge!! Amen!«

Am 4. Oktober 1857 beging die Freie Gemeinde in Breslau das Fest ihrer Entstehung, das sie ihr Reformationsfest nannte. Es galt der Erinnerung an den 1. Oktober 1844, an dem Ronges Brief an den Bischof Arnoldi von Trier Breslau zum Ausgangspunkt der christkatholischen Bewegung machte. Für die Predigt an diesem Festtag wählte Bitterling als Text 2. Kor. 3,17: »Der Herr ist der Geist; wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit,« und als ihr Thema: »Was ist der Christ- oder Deutschkatholizismus und was ist er nicht?« Statt der vielen Stichworte, oft in abgekürzter Form, wird hier Bitterlings Gedankengang berichtend wiedergegeben. Einleitend schaut Bitterling auf die verflossenen 13 Jahre zurück, skizziert die gegenwärtige Lage und stellt die Frage nach der Notwendigkeit der Bewegung. Die Vergangenheit brachte anfangs gute Jahre, in denen sich die Kirchen ihr öffneten, die Behörden entgegenkamen. Darauf folgte eine üble Zeit, in der die Gemeinden in Deutschland kaum noch geduldet wurden. Für die Gegenwart ist Hoffnungsvolles festzustellen: in Preußen ermöglichte das neue Gesetz 20000 Kircheng Austritte; die Gemeinden und ihre Synoden stehen; die Bewegung greift nach Holland, England, Amerika über. Ihre Notwendigkeit ergibt sich aus dem, wofür sie sich entscheidet. Damit ist Bitterling bei seinem gewählten Thema.

Zunächst ist ihm der Christkatholizismus die Vollendung der Reformation des Mittelalters. Die gewaltige Bewegung, die damals begann, hatte die

Bibel als Grundlage. Das führte aber zu Streit, was nun der rechte Glaube sei, auch innerhalb der protestantischen Kirche: Folge der Abhängigkeit vom tötenden Buchstaben. Der Christkatholizismus befreit daraus. Denn nun braucht nur geglaubt zu werden, was mit Einsicht und Vernunft übereinstimmt. Darum führt der Christkatholizismus auf dem Boden der Freiheit zur Versöhnung der streitenden Parteien und ferner zur Einheit der Menschen. Auf dem Boden des starren Dogmas ist das nicht möglich. Also lasse man jeden glauben, was er glaubt und strebe lieber gemeinsam nach Erkenntnis der Wahrheit; dann wird Friede sein. So wird die Religion Jesu zur Wirklichkeit, zur Tat. Hier ist sie, wenn auch im kleinen Kern, schon vollendet.

Die Gegner sagen allerdings ganz anderes. Es sei nur eine neue Sekte zu den schon vorhandenen gekommen; Sekten aber eint ein Glaube, uns dagegen der Grundsatz der Freiheit, die Herrschaft des Geistes. Der Christkatholizismus wird auch hingestellt als politische Bewegung, die den Umsturz des Staates und der bürgerlichen Ordnung beabsichtige; das stimmt aber so wenig wie bei den ersten Christen und Protestanten. Auch der Vorwurf eines modernen Heidentums trifft nicht zu. So kann man nur sprechen, wenn man das Christentum als abgeschlossenes Glaubens-System versteht. Jesus aber will Wahrheit, Forschen, Fortschritt; ein Abschluß des Glaubens ist damit unverträglich. Also hinweg mit Widerreden der Gegner, die keinen Halt in sich tragen. Wir wissen, was der Christkatholizismus ist, wie gezeigt. Darum ist er die Fahne, die wir ergriffen haben und hochhalten. Darum weihen wir ihm unsere Kräfte, Liebe, Entschiedenheit. »O, so lasset uns diese Fahne mächtig schwingen am heutigen Festtage, und sie siegreich hinaustragen in alle Zukunft!«

Die hier mehr oder weniger ausführlich vorgestellten Predigten Bitterlings sind zwar nur ein Bruchteil der handschriftlich vorhandenen. Ein Blick auf das nun folgende Inhaltsverzeichnis Bitterlings macht das deutlich. Aber sie genügen, um die immer wiederkehrenden Grundgedanken Bitterlings zu verdeutlichen. Zusammen mit den Notizen zum Gemeindeleben und den Liturgien ergibt sich ein Bild der Breslauer Freien Gemeinde, wie es uns bisher nicht bekannt war. Zwar ist das, was sich da erkennen läßt, auf einen kurzen Zeitraum beschränkt und schließt nicht aus, daß die spätere Entwicklung der Gemeinde in der von Leesch und anderen angegebenen Richtung verlief. Von naturalistischem Materialismus ist wenigstens in diesem Zeitpunkt der Gemeindeentwicklung noch nichts zu spüren.

ANHANG

1. Liturgie Nr. 8 von Karl Bitterling
(verfaßt am 4. und 5. August 1852)

(Gem: Einleitendes Lied.)

Der Frieden des Reiches Gottes, die Freudigkeit eines guten Herzens, und die Kraft des Geistes der Wahrheit werde uns allen! Amen! (Chor: Amen!)

»Kommt her zu mir«, sagt Jesus Nazarenus,
 »Die ihr mühselig und beladen seid,
 Ich will erquicken euch! Des Geistes Brot
 Wird stärken euren müden Leib, und Leben
 Ergießt der Wahrheit heil'ger Quell in euch!«

Und ihr seid hier, ihr Lieben, hier zu schöpfen
 Aus tiefem Born des ew'gen Lebens Wasser,
 Aus niederem Seyn zu Gott euch zu erhöh'n.
 So hebt empor zum Höchsten eure Herzen,
 Und schaut in ihm der Menschheit Ideal!

»Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben!«
 O großer Menschensohn von Nazareth,
 Der du ein göttlich Vorbild uns gegeben,
 Wohl dem, der deinen Weg zur Wahrheit geht!

Seht ihn, das Licht der Welt! Das Volk zu lehren
 Mit kühnem Wort, aus freien Geistes Kraft,
 Steht er im Schiff, – die Menge lauscht, zu hören
 Den Mann von Gott, deß Rede Wunder schafft.

Und aus des Wahn's, des Aberglaubens Ketten
 Zum eignen, freien Geist das Volk zu retten,
 Vom Sündentod in heil'ger Liebe Reich,
 Zerreißt er kühn der Lüge falschen Schleier,
 Deckt auf der Selbstsucht gähnend Ungeheuer,
 Und weist auf sich, der wahr, und frei, und gleich.

Wer hat, von Allen, diesem Mann geglichen?
 Warst du ihm gleich, mein Bruder, Schwester, wie?
 Bist du vom Weg der Wahrheit nie gewichen?
 Versankst du dem Bann der Selbstsucht nie?

Mensch, erkenne dein Fehlen!
 (Chor:Mensch, erkenne etc.)

Schau tief in dich, ob Wahrheit, Würde, Liebe
 Des Lebens Richtschnur immer dir gewesen.
 Und wo dich abwärts lockten falsche Triebe:
 Auf, kehr zurück zu deinem wahren Wesen! Amen
 (Chor: Amen!)

Nicht ihn, den hochmuthsvollen Pharisäer,
 Den Zöllner nur, der als verlornen Sohn
 Zum Vaterhause schweigend heimkehrt,
 Begrüßt der Guten Jubelruf.
 So feire du, auch du dein Auferstehen
 Aus finst'rer Gruft des Wahnes und der Selbstsucht
 Durch deines festen Willens Kraft.
 »Hölle, wo ist dein Sieg!« wirst dann du rufen.
 Und aufwärts geht dein Weg zum ew'gen Licht,
 Zum Licht des Lebens, Licht aus Gott!

Du ew'ge Wahrheit! der auf der Leiter des Glaubens
 Des Menschen Geist entgegen steigt;
 Du heil'ge Würde! die nie ihre Allmacht verkennend,
 Sich niedern Sinn's zum Unrecht neigt;
 Du Gluth der Liebe! die Welten umfaßt, und im Herzen
 Des Menschen – ihm den Weg zum Himmel zeigt:

Erleuchte mich! Durchdringe mich! Beseele mich!
 Daß ich in göttlich edler Menschen-Würde
 Ein heilig Abbild deines Wesens sei,
 Preisend dich: Ehre, Ehre sei unserem Gott!
 (Chor: Und Friede etc.)

(Taufe. – Lied.)

Nun laßt uns forschen nach der ew'gen Wahrheit,
 Und aus der Geister leuchtenden Gedanken
 Hierzu ein gutes Wort zum Stabe wählen.

(Text:)

Wohl ernsthaft mahnend spricht dies Wort zu uns;
 Es faßt den Willen, und bewegt das Herz,
 Drum sei es weiter jetzt von uns erwogen! Amen!

+

(Lied. – Predigt. – Lied.)

+

Zur Wahrheit wandelt die Menschheit auf ewiger Bahn.
 Und die Wahrheit ist die Wirklichkeit,
 Und die Wirklichkeit ist Gott!

Wo ist sein Ende des Raum's? Durchfliege den Himmel
 Auf der Morgenröthe glüh'ndem Fittig:
 Du findest Gottes Markstein nicht. Gott: unbegrenzt-
 unendlich!

Wo ist sein Ende der Zeit? Laß Erden zerstäuben,
 Auslöschen der Sonne majestätisch Glänzen:
 Von Ewigkeit zu Ewigkeit
 War Gott, und wird es bleiben!

Und ewig fluthet in ihm die Woge des Lebens.
 Wo Gestalten vergehen, – ob Sterne, ob Blumen, –
 Keimt junges Leben schon empor,
 Stäts neuer Wesen Menge.

Und in Allem ist Gott, und Alles lebt und webt in ihm.
 Und außer ihm ist nichts, das ihm widerspräche,
 Ihn zwäng' zu thun nach fremdem Machtgebot;
 Gott ist allmächtig, der ewig reine Wille!
 Und auch in ihm ist nimmer Widerspruch,
 Denn eins ist aller, aller Wesen Vielheit
 In seines Wesens endlos ew'ger Einheit! Amen! (Chor:
 Amen!)

+

(Gemeinsames Lied.)

+

Friede sei mit euch! (Chor: Und mit deinem Geiste!)
 Erhebet eure Herzen! (Chor: Wir erheben sie zu Gott!)
 Lasset uns lobend feiern unseren Gott!
 (Chor: Wie es würdig etc.)

+

Ja feiern, feiern laßt uns ihn, den Unendlichen!
 Er ist das Höchste, das der Mensch sich denkt.
 Er ist die Einheit von allem, das da ist.
 Er ist das Licht, das morgenroth ewig aufgeht.

Er ist die Wahrheit. Er ist das Recht.
 Und heilig, heilig ist Gott:
 Alle Welt ist seiner Herrlichkeit
 Und seines Wesens voll! (Chor: Heilig, heilig etc.)

+

Und wo die Einheit Gottes dir erscheint:
 Ist's eine einz'ge große Weltenliebe,
 Die Alles schafft und trägt, und schön vereinet,
 Daß auch der Wurm ihr nicht vergessen bliebe.

Hier, Ebenbild der Gottheit, Mensch, – hier lerne
 Zu sein Gott gleich; erweitere deine Schranken,
 Sei Mensch bis weit hinaus in alle Ferne,
 Sei's in des Menschenbundes Hochgedanken!

Dann bist du heilig auch; ein ein'ger Wille
 Durchzuckt der Menschheit ungezählte Glieder;
 Und heil'ger Frieden weht; der Liebe Fülle
 Gießt gleichen Segen aus auf alle Brüder.

Und solcher Menschheit Gottesreich zu gründen
 War Jesu Werk. In solchen Geistes Strahle
 Kannst du im Volk, im Jüngerkreis, ihn finden,
 Und dir ein Bild gab er im Abendmahle.

»Denn in der Nacht, da er verrathen war, nahm er das Brot, und gab es seinen Jüngern, desselben gleichen auch den Kelch.«

Und wie sie essen von dem einen Brote,
 Und aus dem einen Kelch sie alle trinken:
 So laßt auch uns sein eins, bis hin zum Tode,
 Bis in der Mutter Schooß die Herzen sinken.

Das ist der Gottmensch dieser kleinen Erde:
 Der göttlich denkt und will, und Alle liebet.
 Und daß ein Gottmensch Jeder-Jeder werde:
 Sei dieses Wort in edler That geübet! Amen! (Chor: Amen!)

+

(Abendmahl. – Trauung.)

Name des Ewigen, sei uns geheiligt!
 Dein Gottesreich der Menschheit komme;

Und jedes Wille sei der Wille Gottes!
 Die Liebe reiche das tägliche Brot.
 Die Liebe verzeihe dem Schuldner.
 Und daß der Mensch ein Abbild Gottes werde:
 Rette des Geistes heilige Gotteskraft
 Uns aus Versuchung und Sünde! Amen! (Chor: Amen!)

(Schlußlied. Schlußwort.)

2. Predigten (1856–1857) von Karl Bitterling, Breslau

Verzeichnis

Predigten über Lehrsätze Jesu, insbesondere über Aussprüche aus der Bergpredigt

1. Ihr seid das Licht der Welt. Matth. 5,14–16. (Fest der Gemeinde-Wiederbegündung.)
2. Die Richtungen innerhalb der freireligiösen Bewegung unserer Zeit Matth. 5,17–20.

Predigten über die Offenbarung Gottes

3. Die Gottesoffenbarung der Geschichte. Röm. 1,18
4. Die göttliche Erscheinung des Menschen. I. Cor. 3,16.17.
5. Die Gottesgesetze in der Natur des Menschen. Röm. 2,14.15.

Fortsetzung der Predigten über Lehrsätze Jesu, insbesondere der Bergpredigt »Das Gottesreich auf Erden.«

6. Was kann uns wahrhaft froh und glücklich machen? Matth. 5,21–26.
7. Das Gottesreich auf Erden. Matth. 6,24–34.
8. (Reformations-Predigt) Warum ist unser Reformationsfest uns eines der wichtigsten kirchlichen Feste? Matth. 19,28–30.
9. Wo wohnt das Glück? Luc. 17,20.21.

Predigten über Gleichnisse Jesu

10. Wie verhalten sich die Menschen zu der fortschreitenden Erkenntniß unserer Zeit? Luc. 8,4–8
11. Viele sind berufen, aber Wenige sind auserwählt. Matth. 22,1–4
12. Warum unsere Väter und Mütter ihre Kinder in unseren Grundsätzen und Lehren unterrichten sollen. Marcus 10,13–16.

Anm. Könnte zu den Predigten über Aussprüche Jesu hinzugezählt werden.

Natur-Predigten

13. Was ruft uns auf, den Nächsten zu lieben? I. Joh. 4,20.21. (Einleitende Predigt)
14. (Weihe-Predigt:) Über den Ort des Gottesdienstes, und dessen räumliche Bestimmtheit für uns. Luc. 18,9–14.
15. Die Erkenntniß der Natur führt zur Einheit der Menschen. Ap. G. 17,26
16. Was ist der Mensch? I. Cor. 3, 16–19.
17. Der Nutzen der Naturbetrachtung. Röm. 11,33–36.

Predigten, angeknüpft an Momente aus dem Leben Jesu, der Zeitfolge nach.
Weihnachten bis Ostern

18. (Weihnachts-Predigt) Warum wir Christus nicht als einen Gott, sondern als einen Menschen verehren. I. Tim. 2,4–7
19. (Sylvester-Predigt) Die letzte Stunde. I. Cor. 15,55–58.
20. (Neujahrs-Predigt) Was müssen wir uns wünschen für dieses neue Jahr? I. Thessal. 3,8–13
21. Die Wahrheit und der ältere Mensch. Matth. 3,1–6
22. Die Kraft des Menschen zur Verwirklichung des Höchsten. Matth. 3, 11–12
23. Was müssen wir thun, um unsere Kinder gut zu erziehen? Luc. 2,41–52
24. Die Aufnahme Jesu in den Bund der Johannesjünger. Matth. 3,13–15.
25. Die Versuchungen des Menschen und deren Überwindung. Matth. 4,1–11.
26. Die Nothwendigkeit, auch heut noch Menschenfischer zu sein. Matth. 4,12 und 17–22.
27. Die Ursachen, daß Tausende Jesu nicht wahrhaft nachfolgen. Matth. 8,18–23.
28. Christus der Geschmähte. Matth. 11,16–19.
29. Die Folgen einer allseitigen Unterstützung unseres heiligen Strebens. Marcus 12,41–44.
30. Was ist es, das denjenigen befreit aus seinem tiefen Unmuth, der um seines Bekenntnisses willen entzweit ist mit den Seinigen? Matth. 12,46–50.
31. Das Gute wird langsam, aber doch! Matth. 13,10–15.
32. Jesus im Gegensatze zu Petrus. Matth. 16,21–25.
33. Jesus, der Begründer menschlich-sittlicher Größe. Matth. 21,10–14.
34. Die Überwindung des Lebens durch Jesus von Nazareth. Matth. 26, 26–30.

35. (I. Oster-Predigt). Die Auferstehung des Menschengeistes. Marcus 16, 1-7 mit I. Cor. 5, 6-8.
 36. (II. Oster-Predigt) Die Auferstehung der Natur. Marcus 16,1-7.

Natur-Predigten

37. Der Einfluß unserer Gottesvorstellung auf den Menschen. Ap. G.17,22-29.
 38. Die Allgegenwart Gottes. Psalm 139,7-12.
 39. Die Natur als Vorbild des Menschen. Matth. 5,43-48.
 40. Die Sorglosigkeit in der Natur. Matth. 6,24-33.
 41. Das Werden des Himmelreichs. Matth. 13,31,32.
 42. Wie können wir unsterblich werden? Psalm 103,15,16.

Vermischte Themata

43. (I. Pfingst-Predigt) Wer ist der Heilige Gottesgeist, und was thut er? Ap. G. 2,1-4.
 44. (II. Pfingst-Predigt) Der Geist der Freiheit schafft die Gemeinden der fortrollenden Wahrheit. Ap. G. 2,1-4 und Galat. 5, 1.
 45. Welche Religion macht uns selig? Röm. 14, 1-6 und 13.
 46. Der Deutschkatholizismus soll die Religion der Erfüllung sein. Matth. 7,24-27.

Entwürfe

47. Wie soll der Deutschkatholizismus die Religion der Erfüllung sein? Ap.G. 6,1-7
 48. Die Pflicht der Dankbarkeit. Ebr. 13,17.
 49. Der Lebenslauf des Menschen. Jacobi 4,14.
 50. Über die Verbindung des Menschen mit der Erde. I. Johann.4,7 und 8.
 51. Eingebildete Vortrefflichkeit ist eines der schlimmsten Vorurteile. Philipp. 3,12-14
 52. Über die Bestimmung des Menschen. Matth. 6, 24-34.
 53. Über die Gründer der ersten Christengemeinden, und unsere Ähnlichkeit mit ihnen. I. Thess. 2,14
 54. Der Friede in der Menschenbrust. Philipp. 4,7
 55. Das Ringen der Menschheit nach Wahrheit. Johann. 18, 36-38
 56. Das Ringen der Menschheit nach Liebe. I. Corinth.13,1-3
 57. Die Merkmale des Christen. Johann. 13,35
 58. Welches ist der edlere Kern des Menschen, und wo finden wir ihn? Lucas 17,20-21
 59. Warum sollen wir Wahrhaftigkeit üben, warum sie nicht verleugnen? Ephes. 4,22-25

60. Die Lehre vom Teufel und das menschliche Schicksal. Johann. 8,42–45
 61. Was ist der Christ-oder Deutschkatholizismus, und was ist er nicht?
 (Reformations-Predigt) II. Cor. 3,17
 62. Das Gebet. Matth.6,5–8
 63. Der Segen von Licht und Wahrheit, und deren Verbreitung. Matth. 10,
 34–39.
 64. Das Gefühl des Menschen in Bezug auf die Güter seines Lebens. Lucas
 12, 13–21

(am 25. October 1857)

3. Der Deutschkatholizismus soll die Religion der Erfüllung sein.
 (Matth. 7 v. 24–27.)

Predigt, gehalten am 14. Juni 1857 zu Breslau (=Nr. 46 des Verzeichnisses)

Meine Brüder und Schwestern!

Gestern sollte die Welt, d.h. natürlich »die Erde«, untergehen, allein sie steht noch heut so, wie sie vordem gestanden hat, und sie wird jedenfalls noch so lange fortbestehen, so lange sie nach ewigen Naturgesetzen fortbestehen *muß*, im Gange des Ganzen ihre Bestimmung zu erfüllen. Aber doch: wie Mancher würde ganz gern in den Untergang der Erde gewilligt haben. Was bietet dieses Leben dem Menschen, das ihn fesseln sollte! »Wer dieser Welt Güter hat«, der hat es gut; aber Kummer und Sorgen, Krankheit und Tod sind doch auch ihm nicht erspart. Wer aber erst dieser Welt Güter *nicht* hat, wer im Schweiß seines Angesichts sein Brot essen und Dornen und Disteln auf seinem Acker wachsen sehen muß: ist dessen Leben etwa so lieblich, daß er erschrecken müßte, wenn es heißt: »Die Erde wird untergehen«? O, ein kurzer Augenblick einer allgemeinen Vernichtung würde ihn und alle seine Leidensgefährten von seinen gegenwärtigen und allen seinen zukünftigen Leiden befreien! –

Und welche Lust zum Leben soll es uns geben, wenn wir auf die Moralität der heutigen Menschheit sehen! Da wird die Treue gebrochen, wie Kinder einen alten Topf mit Lachen in Scherben zerschlagen. Der Freund kann dem Freunde nicht mehr trauen, nicht auf ihn bauen, denn so viele Freunde haben schon die Treue, die sie einander gelobt, schmachvoll gebrochen. Mann und Weib: sie sollen treu und in Liebe das ganze Leben miteinander hindurchwandeln; aber geht nicht in so mancher Ehe ein Jedes seine eigenen Wege? Das ist die Moralität der heutigen Menschheit! Und wie ist es mit dem, der noch wirklich gut ist, der treu und redlich das Seinige

thut, der in seiner Brust nichts Böses verschlossen hat: wird er nicht verläumdert, verschmäht, herabgesetzt? O, denket an eure eigenen Erfahrungen in dieser Weise. Wer ist frei, daß er nicht verläumdert, verlästert würde! Wahrlich, wenn diese Welt *unterginge*: Tausende der Niedergebeugten würden nicht eine Thräne über sie weinen.

Aber die Erde besteht fort, meine Freunde, und *mit* ihr: der Kampf zwischen Moralität und Immoralität der Menschheit! Was stärkt das Gemüth des Menschen in solchem Kampfe? Was stärkt das Gemüth des Altgläubigen? Wir haben schon heut vor acht Tagen gesehen, daß dies der Hinweis auf ein *jenseitiges*, besseres Leben, auf ein Leben »im Himmel« thut. Dort, sagt der Altgläubige, dort über den Wolken ist ein Himmel, in dem Gott der Vater thront, und Jesus, Maria und alle Engel zu einer unbeschreiblichen Seligkeit vereinigt sind. Dort ist das ewige Licht, dort ist die ewige Freude, dort trübt kein Erdenleid die Seligen, die dort oben wandeln. Und wird der Mensch einmal an dieser Seligkeit theilhaben? Allerdings, sagt der Altgläubige, wenn er gestorben ist und gut gelebt hat. Der Mensch, ist die Ansicht der Altgläubigen, theilt sich bei seinem Tode so, daß der Leib zwar der Erde wiedergegeben wird, der Geist aber zu Gott fährt, zu Gott in den Himmel, und hier wird er der ewigen Seligkeit mit den heiligen Engeln theilhaftig werden, so bald er auf Erden nicht wider die Gebote Gottes gesündigt hat. Und wird er nicht da mit den Seinigen vereinigt werden, die er auf Erden gehabt und geliebt hat? Werden ihm nicht seine Kindlein, seine Freunde, seine Treuen alle entgegenkommen, und mit ihm wandeln durch die himmlischen Gärten, wo kein Leid und kein Geschrei mehr ist? So malt sich der Gläubige seinen Himmel, sein jenseitiges Leben, seine Unsterblichkeit, und die Verheißung dieser Dinge ist es, was den Gläubigen im Kampfe dieses Lebens *stärkt* und das Leben, wie schwer es auch sei, *ertragen* läßt.

Die *alten* Religionen, meine Brüder und Schwestern, sind durchgängig Religionen der *Verheißungen*, und sie weisen mit großer Übereinstimmung auf einen jenseitigen Himmel und auf ein jenseitiges Fortleben der menschlichen Seele hin. Was für eine Religion soll nun *unsere* Religion, der »Christ- oder Deutschkatholizismus«, sein? Ich sage: Er soll die Religion der »*Erfüllung*« sein. Er soll den Himmel, von dem die Menschen bisher geredet haben, aus dem Himmel herab und auf die Erde tragen. Er soll die Unsterblichkeit der *Seele* in der Unsterblichkeit der *Menschheit* zur Anerkennung bringen. Er soll die Seligkeit, die in einem Jenseits dem Menschen verheißsen wurde, in die Brust der Menschen und in ihr heiligstes Leben pflanzen. Kurz, er soll den »Himmel« zur *Wirklichkeit* machen: hier in der Menschheit. *Erfüllung* ist das *Ende* der Ver-

heißung, aber wahrlich! ein glückseliges Ende, das gute Ende derselben, und dieses soll der Christ- oder Deutschkatholizismus bringen.

Der Deutschkatholizismus soll die Religion der Erfüllung sein.

Und *warum* er dies sein soll, dies lasset uns nun noch näher betrachten.

I. Meine Brüder und Schwestern, der Christ- oder Deutschkatholizismus soll die Religion der *Erfüllung* sein; und er soll dies sein, weil die Verheißungen der alten Religionen in ihrem *jenseitigen* Charakter durch die neueren Wissenschaften vollständig aufgelöst werden. Nehmen wir den »Himmel« mit all seiner »Seligkeit«: wo ist dieser Himmel? Das Fernrohr des Astronomen, der die Bahnen der Sterne mißt, und im dunkeln Aether- raume Planeten und Kometen entdeckt, sei unser Leiter. Steigen wir zum Monde empor, zur Sonne, zu den Fixsternen; schwingen wir uns über die letzten Sterne der Milchstraße und der Nebelflecke hinaus: nirgends entdecken wir ein Ende des Weltalls, das *vor* uns sich immer wieder als unermessliches Dasein kundgibt. Und auch *hinter* uns ist dieses Dasein ebenso unermesslich. Wenn wir von Amerika, dessen Himmel uns entgegengesetzt ist, aufsteigen könnten in dessen entgegengesetzte Himmels- räume, wenn wir auch hier weiter und immer weiter drängen, über alle Sterne hinaus: würden wir wohl hier ein Ende des unermesslichen Daseins finden? Noch kein Astronom hat es gefunden, und keiner wird es jemals finden, vielmehr unwiderleglich lehrt die Astronomie: »Es giebt kein Ende des Weltalls, also auch keinen Himmel, der außerhalb der Welt sein könnte.« Allein warum denkt man sich denn dann das Weltall immer als *Kugel*? Und könnte nicht das Weltall auch wirklich eine Kugel *sein*, wenn auch die Astronomen noch nicht die Wände dieser Kugel gefunden haben? Es ist Thatsache, daß man das Weltall gewöhnlich sich als eine *Kugel* vorstellt. Allein es liegt dies in nichts Anderem als in der Denk- oder Vorstellungsweise des Menschen, die das, was sie als einen Körper annimmt, ohne doch dessen Gränzen und Gestalt zu kennen, sich nicht anders vorstellen *kann*, als in Gestalt einer allseitig abgeschlossenen Kugel, weil diese der vollkommenste Körper, den es nur geben kann, ist. Auch mag darauf hinwirken, daß sämtliche Himmelskörper von uns als *Kugeln* erkannt worden sind. Und warum sollte am Ende das Weltall, das wir durchschauen, und in dem wir mit unserer Erde umherwandeln, nicht auch eine Kugel sein? Ist nicht das Blutkörperchen in unseren Adern auch eine Kugel? Und wenn es unter das Mikroskop gebracht wird, dann ist es eine *Welt*, und wahrlich! ein »Welt-All« für die unendlich kleinen Wesen, die in ihm, auf einem der Atome des Blutkörperchens vorhanden sein mögen. Der Blutkörperchen aber sind viele in einem einzigen Blutstropfen, und wie viele Blutstropfen fließen nicht durch eine einzige *Ader* des Menschen. Nun lasse man das Weltall – *unser* Weltall nämlich – *ein* Blutkörperchen im

unermesslichen Dasein sein: wie viele Blutkörperchen-Welten mögen dann noch neben ihm wandeln; wie viele Weltall's bilden dann einen einzigen Blutstropfen des unendlichen Daseins, und wie groß muß die *Ader* sein, in welcher alle die Weltalls dahinströmen! Unser Gedanke hört auf; unsere Vorstellung verliert sich in das Unfaßbare. Kurz: wo sollte ein Himmel jenseits des unermesslichen Daseins zu finden sein!

Und wie ist es, meine Freunde, mit der Verheißung der *persönlichen Unsterblichkeit der menschlichen Seele*? Wird nicht auch *diese* Verheißung durch die neueren Naturwissenschaften vollständig aufgelöst? Was sagen die neueren Naturwissenschaften über diesen Punkt? Sie sagen: die Seele ist nicht ein vom Körper getrenntes persönliches Wesen, sondern ist die Kraft, die in jedem Theilchen des Körpers enthalten ist, und die beim Menschen nach seiner organischen Zusammensetzung besonders großartig (ist) und in seinem Gehirn als *denkender Geist* erscheint. Der Mensch ist *Maschine*, Maschine der Natur. Als solche kommt es auf *seine Zusammensetzung* an, was *die* Kraft, die in seinen Theilen und Gliedern enthalten ist, bewirken kann. Wird diese Maschine *auseinandergenommen*, so hört die Kraftwirkung und das durch sie bewirkte auf; könnte sie *wieder zusammengesetzt* werden, so würde sie jedenfalls auch die gleichen Ergebnisse liefern. Also kann die Kraft des Menschen als *Menschen-Seele* nur in der *Person* des Menschen, und so lange dieselbe existiert, vorhanden sein. – Aber setzen denn die Naturwissenschaften *nichts* an die Stelle der persönlichen Unsterblichkeit des Menschen? O, wohl! Sie lehren die Unsterblichkeit des menschlichen *Geschlechts*. Sie lehren: daß *wir selbst* die Auferstehung unserer Vorältern sind, und daß unsere Kinder und Kindeskinde wiederum *unsere* Auferstehung sind und sein werden. Und sie lehren in Verbindung mit der *Geschichte*, daß der Geist der Menschheit ein unsterblicher und unsterblich fortschreitender ist, indem die Gedanken der Vorzeit niemals verloren sind, sondern in den Kindern und Enkeln sich immer weiter forterben und ausbilden und so einem ewig anwachsenden und nie verlierbaren Geisteskapitale gleich sind. Daß unsere Seelen sozusagen die Seelen unserer Vorältern sind, und diese also in uns fortleben, das beweiset sich einfach schon dadurch, daß jeder Menschenleib nach seinem Tode von der in ihm wohnenden Kraft zersetzt und theils in die Atmosphäre, theils in andere Geschöpfe, Blume und Gras, übertragen wird. Aus der Atmosphäre athmen wir dann unmerklich die Menschentheilchen wieder ein; aus Gras und Kräutern *genießen* wir sie, wenn auch auf mancherlei Umwegen und in ganz anderen Formen: endlich ist die Kraft der Vorältern wieder ganz in uns vorhanden, um neu mit uns, als unsere Seele, zu leben, zu sterben und nach *unserem* Tode wieder weiterzuwandeln in der ganz gleichen, durch die ganze Natur geltenden Weise.

II. Wo ist aber, meine Brüder und Schwestern, bei solcher Lehre der Naturwissenschaften die persönliche Unsterblichkeit des Menschen, und alle diejenige Seligkeit, die daran sich knüpften sollte? Ist diese nicht vollständig darniedergeschlagen? Arm müßten wir nun sein und bedauernswürdig, wenn wir an diese Verheißung und an die Seligkeit eines jenseitigen Himmels unser Herz gehängt hätten, arm, denn diese Verheißungen müßten *mindestens* durch die auflösende Kraft der Naturwissenschaften in Zweifel gezogen, erschüttert worden sein! Aber wir glauben ja an eine *andere* Verheißung, die *Christus* uns gegeben hat, an die Verheißung eines »zukünftigen Himmel- oder Gottesreichs *auf Erden*«. Was ist dieses Himmel- oder Gottesreich auf Erden? Es ist das Reich guter Menschen, die glücklich sind durch gegenseitige Liebe; die einander das Leben nicht schwer, sondern leicht machen, die Liebe üben, bis hinab zum Feinde, auf dessen Haupt sie feurige Kohlen des Guten sammeln. Es ist das Reich der Liebe, der Treue und Wahrhaftigkeit, der Gerechtigkeit und aller Tugenden des Menschen. Und ist dieses Reich *heutigen Tages* schon vorhanden? Ach, wenn es doch vorhanden *wäre*! Aber dann müßte das Leben der Menschen ein ganz anderes sein; dann müßten Treue und Gerechtigkeit nicht so oft verletzt werden; dann müßte die Liebe walten, wo die Lieblosigkeit ihr Feldlager aufgeschlagen hat; dann müßten Haß und Verläumdung keinen Raum mehr unter den Menschen finden. Aber so, wie sich die Welt der Menschen noch bis *heutigen Tages* uns zeigt, so müßten wir das Gottesreich der Liebe und Gerechtigkeit noch hinaussetzen in die *Zukunft*, müßten es *hoffen* von zukünftigen Generationen, müßten es *erwarten* durch die immer bergansteigende Bildung der Menschheit!

Allein, meine Freunde, wird trotz dessen das Himmelreich auf Erden der Menschheit jemals kommen, wenn es nicht hervorgeht aus dem Inneren der Menschen, aus deren Willen, aus deren Thaten? Wird die *Verheißung* eines Himmelreichs auf Erden jemals erfüllt werden, wenn die Menschen nicht endlich einmal Hand anlegen, es zur Erfüllung zu bringen? Schon *Christus* sagte: »Das Reich Gottes ist inwendig in euch, und muß aus eurem Inneren hervorgehen.« Oder sollten wir etwa auf irgend einen *Menschen* warten, der da käme, das Reich Gottes auf Erden einzurichten? Ach, die früheren Menschen, die Juden z. B., und auch die ersten Christen, haben lange und heiß auf einen Menschen, auf einen Propheten oder auf das Wiederkommen des Messias gewartet, der das Reich Gottes herbeiführen und alles Böse vernichten sollte. Aber es sei nun Jeder selbst dieser Prophet, dieser Messias: und wahrlich, das Gottesreich auf Erden wird durch die Thaten der Menschen mit *einem* Schlage vorhanden sein! Oder sollten wir etwa *verzweifeln* an der Gegenwart und glauben, es *könne* in ihr nichts Gutes geschaffen werden, es *müßte* das Gottesreich auf Erden schon unabwend-

bar *in die Zukunft* hinausgeschoben werden? O meine Brüder und Schwestern, gewiß Jeder von uns, und ich ganz gewiß, bin eingetreten in den Christ- oder Deutschkatholizismus mit der Voraussetzung, hier ein *Bruderreich* zu finden, ein Reich, wo jeder es offen und ehrlich mit dem Anderen meint, wo Haß und Unwürdigkeit ihre Macht verloren haben und nur das Gute, das des Menschen Würdige zu finden ist. Gewiß Jeder von uns hat vom Christ- oder Deutschkatholizismus die *Erwartung*, daß es *durch* ihn einmal *besser* werden müßte unter der Menschheit! Wie sollten wir also das Gottesreich der Wahrhaftigkeit, der Liebe, Treue und Gerechtigkeit in die Zukunft hinausschieben können!

III. Nein, meine Brüder und Schwestern, *wir selbst* müssen die *Erfüllung* dieses Gottesreichs auf Erden sein! Der *Himmel* muß unter uns zur Wirklichkeit geworden und alle Menschen durch gegenseitige Liebe und Treue *selig* sein! Die *Erfüllung alles Edlen und Guten*, was Jesus und alle übrigen weisen und trefflichen Menschen nur gelehrt und uns vorbildlich gethan haben, das muß *unsere Religion* sein. Dann werden wir der Gegensatz zu den alten Religionen der Verheißungen sein, der wir sein *sollen*; dann wird Jeder sich trösten können über die Auflösung der alten Verheißungen und wird selig sein in *dem* Himmel, den er im Schooße unserer Gemeinschaft findet! O, denket meine Freunde, wenn wir *nicht* das Gute, das Edle *erfüllen* wollten, wenn *auch unter uns* Haß, Treulosigkeit, Falschheit, Verläumdung und alles das Böse, das wir in der Welt um uns her leider so reichlich vorfinden, gleichfalls gefunden werden sollte, wie weit wären wir da noch vom *wahren* Christ- oder Deutschkatholizismus entfernt! Nein, lasset uns nur alles *Gute*, alles *Edle* thun, und jegliches Unrecht fliehen. Der Christ- oder Deutschkatholizismus soll allein: *die Religion der Erfüllung alles Guten, alles Edlen sein und dadurch das Himmelreich der Menschheit!* Amen!

4. Die Lehre vom Teufel und das menschliche Schicksal Gliederung der Predigt vom 27. September 1857 über Joh. 8,42–45 (= Nr. 60 des Verzeichnisses)

Einleitung: daß der Mensch nach »Glück« strebt:

- A. sein ganzes Leben lang;
 - a) in seinen Handlungen, Wünschen und Träumen,
 - b) in seinen Verbindungen mit anderen Menschen: Freundschaft, Ehe, Gemeinde.
- B. Ja selbst bis über den Tod hinaus:
 - a) der Altgläubige: im Paradiese, dem Himmel

- b) der Neugläubige: im Glück seiner Kinder und im Himmelreich (der Menschheit) auf Erden.
- C. Allein, ob der Mensch immer sein Glück erreicht? – Zwei Mächte scheinen miteinander im Leben zu kämpfen: das Streben nach Glück und das widrige Schicksal, oder Gott und Teufel. Aber kommen wir da nicht wieder auf alte Begriffe und Anschauungen? – Warum es gut ist, von Zeit zu Zeit der alten Anschauungen immer wieder zu gedenken:
- a) damit wir nicht vergessen: um wie viel weiter und klarer wir sind, und dies schätzen, und
- b) damit wir auch derer gedenken, die noch in den alten Vorstellungen begraben sind.

Deshalb sei Gegenstand:

Die Lehre vom Teufel und das menschliche Schicksal.

I. Als was der alte Glaube den »Teufel« betrachtet?

- A. als das Princip oder den Urgrund alles Bösen – im Gegensatz zu Gott.
- a) Gott als das Princip alles Guten; von ihm kommt alles Gute, aller Segen, von Oben herab.
- b) der Teufel: als ein abgefallener Geist, der nun das Böse zu realisiren suche.
- B. a) als den Versucher und Verführer: bei Jesus in der Wüste, bei Adam und Eva (Schlange), bei Cain.
- b) als Urquell des Unglücks: sein Reich ist in der Luft (böse Krankheiten, Wetter und deren Schaden) und in den Tiefen (böse Dünste aus den Tiefen, Irrlichter, Erdbeben und Vulkanausbrüche).

II. Als was die Vernunft den Teufel betrachtet?

- A. als ein Erzeugniß der Phantasie, das einen Vernunftbegriff darstellen soll.
- a) Was die Vernunft thut? daß sie Einzelnes vereinigt; Menschheit, Vaterland, Erde und Himmel = Gott.
- b) wie sie dadurch auch das Böse vereinigt und es der Phantasie hingibt.
- 1) der Inbegriff des Guten in Gott gesetzt, – der Inbegriff des Bösen = Teufel.
- 2) Dahingabe an die Freiheit der Phantasie: sich den Teufel zu bilden (zu gestalten).
- B. In Wirklichkeit aber ist der Teufel vorhanden:
- a) als alles Böse, Verlockende, innen (Triebe, Leidenschaften), außen (Gold, Glanz, Vergnügen).

- b) als böse Menschen, die unser Glück, statt es zu befördern, vernichten wollen. (Appellation an die Erfahrungen des Zuhörers: Verläumdung durch böse Zungen, Verkleinerung und Herabsetzung, Feinde.)

III. Warum wir lieber gute Engel eines Menschen als Teufel desselben sein sollen?

A. Das Wirken und Glück eines Menschen = Engels:

- a) eines Engels in der Noth: sein Erscheinen, sein innres Glück, und der Dank, den er empfängt
- b) eines Engels in der Verlassenheit: wie oft der Mensch, namentlich der Gute, sich vereinsamt, – weil verkannt – fühlt; der unbekante Freund – sein Brief – neue Kraft und Freude.

B. Die Strafe des Teufels eines Menschen:

- a) Gericht des Gewissens beim Anblicke des angerichteten Unheils.
- b) Mißachtung der Menschen und Verurtheilung oft über den Tod hinaus – Gericht der Geschichte.

Schl.: Wie wir nun hiernach den Text einfach verstehen:

- a) Der Teufel, nicht besonderes Wesen, sondern Begriff des Bösen;
- b) Warum Jesus sagt »Ihr seid vom Teufel«: weil sie das Gute und die Wahrheit hindern und die Finsternis erhalten wollten.

Wir aber wollen Engel sein, Engel des Lichts und der Liebe, und unsere Gemeinschaft: ein Engel-Reich = der Himmel auf Erden! –

Zur Geschichte der evangelisch-theologischen Fakultät der Universität Breslau (1811–1945)*

VON DIETRICH MEYER

Ein Blick auf die deutsche Universitätslandschaft belehrt uns, daß die evangelisch-theologische Fakultät Breslau zu den kleineren Fakultäten gehörte, die sich, was Studentenzahl und Lehrkörper angeht, nicht mit den größeren Schwestern in Berlin, Halle oder Leipzig messen konnte. Innerhalb Preußens war Breslau vergleichbar mit Bonn oder Königsberg. Franklin Arnold, der Kirchengeschichtler und Chronist der Fakultät, hat in der Festschrift von 1911 bedauert, daß sie niemals »Sitz und Haupt einer eigenen theologischen Schule« gewesen sei, daß ihr eine »selbständige akademische Geschichte« fehle¹. Breslau war für viele der evangelischen Professoren nur »Durchgangsstation«, wie Walter Schwarz meinte². Aber diese Tatsache hat eine Reihe junger Professoren nach Breslau geführt, die später zu den bekanntesten Namen ihrer Disziplin gehörten und die auch außerhalb ihres Fachgebietes Anerkennung gefunden haben. Ich denke zum Beispiel an den Religionsphilosophen Rudolf Otto, an den später als Philosoph nicht unbedeutenden Heinrich Scholz, an den Neutestamentler Rudolf Bultmann oder an den Systematiker Friedrich Gogarten.

Die Bedeutung der Breslauer evangelisch-theologischen Fakultät ist in einer anderen Richtung zu suchen, in der Verbindung des Lehrkörpers mit der evangelischen Kirche Schlesiens. Durch die Universitätsgründung im Jahre 1811 war für die schlesische Kirche zum ersten Mal in ihrer

* Referat, gehalten auf dem Symposium des Gerhad-Möbus-Instituts für Schlesienforschung, Würzburg, anlässlich der 175-Jahrfeier der Universität Breslau am 29. November 1986.

1 Franklin ARNOLD, Die ev.-theol. Fakultät, in: Festschrift zur Feier des 100jährigen Bestehens der Universität Breslau. Hg. v. Georg KAUFMANN. Teil 2, Breslau 1911, S. 175–199, Zitat S. 175. – Zu den einzelnen, in diesem Aufsatz vorgestellten Theologen und ihren Publikationen vergleiche stets Felix HAASE, Festschrift zur Hundertjahrfeier der Universität Breslau. Die schriftstellerische Tätigkeit der Breslauer theologischen Fakultäten von 1811 bis 1911, Breslau 1911.

2 Walter SCHWARZ, Die ev.-theol. Fakultät der Universität Breslau und das Konsistorium, in: Jb. d. Schles. F. W. Universität zu Breslau, Bd. 1, 1955, S. 37.

Geschichte eine wissenschaftliche Ausbildungsstätte für ihren Nachwuchs auf ihrem Kirchengebiet geschaffen worden, so daß sich von Anfang an große Hoffnungen und Erwartungen auf deren Professoren richteten. Außerlich spiegelte sich diese Verbindung in dem Faktum wider, daß einzelne Theologieprofessoren zu Konsistorialräten ernannt wurden oder als nebenamtliche Mitglieder im Konsistorium mitwirkten. Sie waren Mitglieder der kirchlichen Prüfungskommission und auf den Provinzialsynoden durch einen offiziellen Sprecher der Fakultät vertreten. Doch über diese juristische Verankerung der evangelisch-theologischen Fakultät in der Verfassung der Provinzialkirche hinaus war noch bedeutsamer die Tatsache, daß der überwiegende Teil der Studenten aus Schlesien stammte, in der schlesischen Kirche ein Pfarramt erhielt und dadurch zwischen Pfarrerschaft und Professoren vielfache geistige und menschliche Verbindungen entstanden. Auch in dem leitenden geistlichen Amt gelang eine Verknüpfung mit der Fakultät gelegentlich dadurch, daß zu Generalsuperintendenten Theologieprofessoren berufen wurden, die dann in den Lehrkörper der Breslauer Fakultät aufgenommen wurden: August Hahn, David Erdmann, Martin Schian. Wenn im folgenden ein geschichtlicher Überblick über die evangelisch-theologische Fakultät gegeben werden soll, so werden wir insbesondere auf den Einfluß der Professoren auf die schlesische Kirche achten müssen, ohne dabei die wissenschaftliche Leistung des einzelnen übersehen zu wollen.

Ferner sei mit Nachdruck darauf hingewiesen, daß die Fakultät über Schlesien hinaus eine wichtige Stellung für die evangelischen Kirchen im benachbarten Osten inne hatte. Die Breslauer Fakultät bildete auch sehr weitgehend die Theologiestudenten aus Posen aus und war in der Prüfungskommission der dortigen Kirchenprovinz vertreten. Auch gab es in Breslau ein Lektorat für polnische Sprache bis in die Zeit des Dritten Reiches, das den Theologen ermöglichte, sich für ihren Dienst an polnisch sprechenden Evangelischen vorzubereiten³. So bot sich der Professorenschaft ein dankbares Auditorium und breites Wirkungsfeld.

1. Die evangelisch-theologische Fakultät zur Zeit ihrer Errichtung

Will man sich den Geist der Universität bei ihrer Stiftung verdeutlichen, so muß man etwa die Schilderung ihrer Gründungsfeier auf sich wirken lassen.

³ Vgl. dazu die Ankündigungen in den Vorlesungsverzeichnissen der Universität noch bis zu Beginn des Zweiten Weltkriegs.

»Herr! gründe, stärke und erhalte
die Neuvereinte Dir,
Der Geist des Lichts, der Geist der Wahrheit walte
von nun auf ewig über ihr!«⁴

Mit diesem Choral, von Kapellmeister Schnabel komponiert, erreichte die Feier am 19. Oktober im Universitätsgebäude gewissermaßen ihren Höhepunkt. Voraufgegangen war die Vereidigung des Rektors, Karl August Wilhelm Berends, es folgte seine abschließende Rede in lateinischer Sprache und dann der Zug der Versammelten zum Gottesdienst in der Kirche. Der Gebetsvers drückte die Hoffnungen und das Wollen der damals Versammelten klar aus. Die Vereinigung der beiden älteren Universitäten, der reformierten in Frankfurt/Oder und der katholischen in Breslau, hatte einen religiösen, sicherlich auch kirchenpolitischen Sinn: die beiden Konfessionen, katholisch und evangelisch, sollten so wie es in der staatlichen Verwaltung ebenfalls geschah, friedlich nebeneinander und sich gegenseitig befruchtend wirken, im »Geist des Lichts«, im Geist einer toleranten, nüchtern denkenden, fortschrittlichen Zeit, wie sie das preußische Kultusministerium zu verwirklichen trachtete.

So denkwürdig und für Schlesien allgemein begrüßenswert dies Ereignis auch war, für die Frankfurter Universität, die ihre Auflösung kräftig zu verhindern suchte, war es schmerzlich und bedeutete für die dortige theologische Fakultät das Ende einer langen, durch die reformierte Kirche bestimmten Tradition. Bezeichnenderweise wurden nur die beiden jüngeren, fortschrittlicheren Geister David Schulz und Heinrich Middeldorpf nach Breslau übernommen⁵. Sie haben in den folgenden Jahren einen bestimmenden Einfluß ausgeübt, insbesondere der begabte, einseitig rationalistisch geprägte Schulz, ein gebürtiger Schlesier, der von den Studenten gern gehört wurde. Er war zugleich Konsistorialrat, wurde aber infolge seines Gegensatzes zu dem konfessionellen Berliner Professor Wilhelm Ernst Hengstenberg, der durch seine »Evangelische Kirchenzeitung« über eine enorme publizistische Breitenwirkung verfügte, aufgrund seiner Mitunterzeichnung einer öffentlichen Erklärung vom 21. Juni 1845 gegen diese kirchliche Gruppe durch das Ministerium von seinem kirchlichen Amte

4 So nach dem Bericht in der Schlesischen Zeitung vom 20. Oktober 1811, abgedruckt bei Richard RÖPELL, Zur Geschichte der Stiftung der Königl. Universität zu Breslau, Breslau 1861, S. 26.

5 Vgl. dazu Otto BARDONG, Die Breslauer an der Universität Frankfurt (Oder). Ein Beitrag zur schlesischen Bildungsgeschichte 1648–1811, Würzburg 1970, S. 108–118.

entfernt; seine Professur übte er weiter aus⁶. Neben ihm zeichnete sich der wie Schulz in Halle theologisch und philologisch geschulte Joachim Christian Gaß, der in regem Briefwechsel mit Schleiermacher stand, durch seine Wärme und Güte aus. Auch er war Mitglied des Konsistoriums, Inspektor des protestantischen Schullehrerseminars und Mitglied der Kirchen- und Schuldeputation und verfolgte mit großem Interesse und kritischer Begleitung die Anfänge der preußischen kirchlichen Synodalverfassung, indem er eine neue Zeitschrift eröffnete: »Jahrbuch des protestantischen Kirchen- und Schulwesens von und für Schlesien«. Dieses hatte das erklärte Ziel, »eine fortlaufende Darstellung der Synodalthätigkeit« zu geben, und berichtete ausführlich über die beiden ersten Kreissynoden in den verschiedenen Kirchenkreisen⁷. Mit dem schnellen Ende des von der Regierung stark behinderten Synodalwesens stellte auch Gaß seine Zeitschrift enttäuscht wieder ein. Er hatte sich eine Beteiligung des Kirchenvolkes an den Synoden als öffentliche Versammlung im Kirchengebäude gewünscht. Mit seiner Schrift »Über den christlichen Kultus« (Breslau 1815) griff er in die andere große Frage der Zeit, die Agendenreform, ein und wollte eine christliche Theorie des Gottesdienstes liefern. Gaß hat unverdientermaßen im Schatten von Schulz gestanden, obwohl gerade sein theologischer Ausgangspunkt der Kirche wichtige Impulse hätte geben können.

Daß sich Schulz durchzusetzen verstand und auch kirchenpolitisch Einfluß zu nehmen wußte, zeigte sich bei der Besetzung des durch den Weggang von Johann Christian Wilhelm Augusti, des ersten Dekans der Fakultät, freigewordenen Lehrstuhls. Der jüngere Daniel von Cölln⁸ erhielt durch die Fakultät die ordentliche Professur, nicht der dem Rang nach nächste, Johann Gottfried Scheibel, was zu einem Tadel des Ministers führte. Scheibel gehörte der Fakultät seit 1811 als außerordentlicher Professor an, er war seit der gemeinsamen Studienzeit in Halle mit Schulz befreundet, und sie duzten sich. Doch waren beide schroffe Charaktere, die sich theologisch konträr gegenüberstanden. Die in Breslau einsetzende Entfremdung beider entzündete sich an der ziemlich belanglosen Frage der Abfassung des Hebräerbriefes. Schulz reagierte auf eine wissenschaftliche Kritik Scheibels ausgesprochen heftig, und dieser antwortete mit einer

6 Siehe Konrad MÜLLER, David SCHULZ, in: Schlesische Lebensbilder, Bd. 1, Breslau 1922, Nachdruck Sigmaringen 1985, S. 143–146; Lebensbilder aus der ev. Kirche Breslau, Breslau 1914, S. 11f.; RE³ 17, S. 804–806.

7 Vgl. das Vorwort zum 2. Band für das Jahr 1818, Breslau 1819, S. V. Zu Gaß siehe Friedrich Wilhelm BAUTZ, Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon, Bd. 2, Sp. 181.

8 Über ihn Lic. MÜLLER, in: Lebensbilder aus der ev. Kirche Breslau, Breslau 1914, S. 17f.

Schrift: »Rechtfertigung meines moralischen Charakters gegen die Beschuldigungen des Herrn Dr. Schulz, Breslau 1817«⁹. Was zunächst wie eine stark persönlich gefärbte wissenschaftliche Auseinandersetzung aussah, stellte sich bald als ein grundlegender theologischer Konflikt heraus, der die Grundentscheidungen damaliger Theologie berührte und die schlesische Kirche über Jahrzehnte bewegte.

Während die Fakultät anlässlich des Reformationsjubiläums 1817 getreu dem Aufruf des Königs in der reformierten Kirche Gottesdienst feierte und das Abendmal nach dem Unionsritus hielt, blieb Scheibel als einziger fern. Die Fakultät stellte sich ganz auf den Boden der Union und suchte sie zu befördern. Auf einer Unionssynode in Breslau 1822 hat die Fakultät die theologischen Grundpositionen einer Unionstheologie festgelegt und die Geistlichkeit Breslaus von der biblischen und reformatorischen Berechtigung einer Vereinigung beider Konfessionen in der Lehre überzeugen können. Nur einer widersprach und gab seine abweichende, auf dem Grund der lutherischen Bekenntnisschriften stehende Glaubensansicht zu Protokoll, nämlich Johann Gottfried Scheibel¹⁰. Dieser hatte anfangs nur wenig Hörer, etwa 12, doch verdoppelte sich die Zahl trotz seiner isolierten Stellung in der Fakultät bald. Begeisterte Anhänger seiner Anschauungen fand er unter Kollegen anderer Fakultäten wie den Juristen Huschke und den Philosophen und Naturforscher Henrik Steffens. Scheibel blieb freilich bis zu seiner Amtsentsetzung 1832 wegen seines Widerstandes gegen die Union und die preußische Agende ein Außenseiter in der Fakultät. Von Cölln, der die Breslauer Unionssynode als der derzeitige Dekan geleitet hatte, Schulz und Gaß gaben der Fakultät je in ihrer Weise ein rationalistisches Gepräge, das den beherrschenden Geist der schlesischen Kirche dieser Jahre kennzeichnete. Huschke schrieb 1827 an seinen Freund Jasper von Oertzen: »Die Theologen außer Scheibel sind sämtlich Rationalisten und zum Teil sehr arge«¹¹. Eberlein hat in seiner »Schlesischen Kirchengeschichte« diese Epoche als den »Abbau« der altkirchlichen Formen gekennzeichnet, und zwar in doppelter Hinsicht, als Abbau der christlichen Lehrsubstanz und als Abbau des christlichen Gemeindebewußtseins¹². Die-

9 Siehe Martin KIUNKE, Johann Gottfried Scheibel und sein Ringen um die Kirche der lutherischen Reformation, Kassel 1941, Nachdruck Göttingen 1985, S. 109f.; ferner Peter HAUPTMANN (Hg.), Gerettete Kirche. Studien zum Anliegen des Breslauer Lutheraners Johann Gottfried Scheibel (1783–1843), Göttingen 1987.

10 Das Protokoll dieser Synode wurde veröffentlicht: Unionsverhandlungen der Synode zu Breslau, welche von den ev. Geistlichen der Provinz Schlesien unter Leitung der ev.-theol. Fakultät am 1ten und 2ten October 1822 gehalten wurde, Breslau 1822, 39 S.

11 Siehe KIUNKE (wie Anm. 9), S. 108.

12 Hellmut EBERLEIN, Schlesische Kirchengeschichte, 4. Aufl., Ulm 1962, S. 126ff. (Das Ev. Schlesien, hg. v. G. HULTSCH, Bd. 1).

ses Urteil ist sicherlich pointiert und einseitig und wird Männern wie J. Chr. Gaß nicht gerecht. Aber es zeigt sich, daß damals Entscheidungen gefallen sind, die in der schlesischen Kirche Wunden hinterlassen haben.

2. Die Entwicklung der evangelisch-theologischen Fakultät bis zum Ersten Weltkrieg

Die Vorherrschaft des Rationalismus an der Fakultät wurde bereits in den dreißiger Jahren erheblich angefochten. 1834 trat August Hahn, vorher Professor in Königsberg und Leipzig, in die Fakultät ein und verteidigte seine Antrittsschrift, wie Franklin bemerkt, in einer »fast siebenstündigen Redeschlacht« gegen sieben Opponenten¹³. Er zeichnete sich als Bibeltheologe, der sowohl das hebräische Alte Testament wie das griechische Neue Testament herausgegeben hat, und als bewußter lutherischer Theologe aus. Da er seit 1844 mit dem Amt des Generalsuperintendenten betraut war, hatte seine theologische Position über die Universität hinaus Einfluß und bedeutete nichts weniger als Rückführung der schlesischen Kirche zu einem biblisch verankerten, nicht starren Luthertum. Er habe sie, so schreibt Superintendent Wilhelm Koelling 1901, »aus den Klauen des Rationalismus herausgebettet, herausgelaubt und herausgeheilt«¹⁴. In den folgenden Jahren verstärkte sich der lutherische konfessionelle Einfluß mit August Kahnis (1844–1850), der später in Leipzig als Kirchengeschichtler und Systematiker sehr angesehen war¹⁵, und mit Carl Friedrich Gaupp, der als praktischer Theologe mit Arbeiten zur Homiletik hervortrat und Studenten für ihre späteren Aufgaben auszurüsten verstand. Es entspricht dem Zeitgeist, den theologischen Standpunkt auch kirchenpolitisch zu vertreten, und so wird 1848 in Gnadenberg ein »lutherischer Verein« begründet unter Anwesenheit von Professor Gaupp und Kahnis¹⁶. Erster Vereinsvorsitzender wird der aus Württemberg 1845 in die Fakultät eingetretene, dank seines irenischen Luthertums allgemein geschätzte Professor Gustav Friedrich Oehler¹⁷.

Der Zusammenschluß der Konfessionellen hatte natürlich zur Folge, daß sich auch andere kirchenpolitische Gruppen bildeten. Noch im gleichen

13 F. ARNOLD (wie Anm. 1), S. 183. Über Hahn siehe RE³ 7, S. 340–343; NDB 7, S. 502f.; BAUTZ (wie Anm. 7), Bd. 1, Sp. 462f.

14 Wilhelm KOELLING, Vierzig Jahre im Weinberge Christi. Lose Blätter als Beitrag zur praktischen Theologie, Berlin 1901, S. 28.

15 Siehe RE³ 9, S. 692–698.

16 Dietmar NESS, Die kirchenpolitischen Gruppen der Kirchenprovinz Schlesien von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Jahre 1933, Hamburg 1980 (hekt.), S. 3–8.

17 Joseph KAPP, Gustav Friedrich Oehler. Ein Lebensbild, 1876.

Jahr (am 1. November) trafen sich die liberal Gesonnenen zu einer Versammlung in Breslau¹⁸, unter ihnen die Professoren Schulz und Böhmer, Dr. Rhode und Dr. Biermann, und wählten Professor Rübiger zu ihrem Leiter und Sprecher. Rübiger¹⁹, ein Schüler von Schulz, der 1843 ein Buch über die Lehrfreiheit herausgegeben hatte, blieb für viele Jahre der Kopf der Liberalen, die sich im »evangelischen Verein«, später im »Protestantenverein« (seit 1868) zusammenfanden, und gab die »Zeitschrift für evangelische Kirchengemeinschaft« heraus. Diese Gruppe wußte sich gegenüber den Lutheranern zur »Wahrung der Interessen der unierten evangelischen Kirche Schlesiens« gerufen. Dagegen fanden die Mittelgruppen erst später zueinander, etwa in der Positiven Union, der der Professor für Systematische und Praktische Theologie Eduard Meuß angehörte, oder in der »Evangelischen Konferenz in Schlesien« unter Führung von Professor Karl Müller (seit 1893)²⁰.

Diese Parteibildung hat sich selbstverständlich auf die Studentenschaft übertragen. Der »Theologische Studentenverein« der fünfziger Jahre wurde von den Lutherisch-Konfessionellen geprägt, während der »Neue evangelisch-theologische Studentenverein« (1861 gebildet) sich den Anhängern der Unionstheologie öffnete und von Professor Semisch gefördert wurde. Die Gruppe der Liberalen fand ihre Organisation im »Wissenschaftlich-theologischen Verein« (seit 1861) und wurde von Professor Rübiger beraten²¹.

Es ist also durchaus nicht so, als hätte das akademische Leben der evangelisch-theologischen Fakultät in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts an Farbe verloren. Das Engagement gerade der Professoren in den kirchenpolitischen Gruppen belegt ihre enge Verbindung mit der schlesischen Kirche, ihre Verantwortung für das öffentliche kirchliche Leben, fernab aller professoralen Selbstgenügsamkeit. Und doch gilt, was der spätere praktische Theologe Martin Schian im Blick auf diesen Zeitabschnitt sagt: Auf Breslaus Kathedern herrschte »der Geist einer konservativen, streng kirchlichen, den neueren Strömungen Widerstand leistenden Theologie«²². Erst mit den neunziger Jahren trat eine umfassende Erneuerung der Fakultät ein, und sie öffnete sich in einzelnen Vertretern gemäßigt den neueren Strömungen einer historisch-kritischen Forschung.

Beispielhaft sei hier nur ein Forscher genannt, der in der neutestamentli-

18 D. NESS, (wie Anm. 16), S. 18–26.

19 Über Rübiger siehe J. DECKE, in: Lebensbilder aus der ev. Kirche Breslaus, Breslau 1914, S. 19f.; RE³ 16, S. 403f.

20 Siehe D. NESS (wie Anm. 16), S. 29, 127f., 155f.

21 Siehe dazu Martin SCHIAN, Das kirchliche Leben der ev. Kirche der Provinz Schlesien, Tübingen und Leipzig 1903, S. 51f.

22 Ebd., S. 50.

chen Exegese grundlegende Weichen gestellt hat und dessen Thesen bis heute diskutiert werden: William Wrede²³, der, 1859 in Bücken bei Hannover geboren, während seines Studiums in Leipzig durch Adolf Harnack, später durch A. Ritschl angezogen wurde, und 1892 die außerordentliche Professur für Neues Testament in Breslau erhielt, wo er 1906 an einer Krankheit im Alter von nur 47 Jahren starb. Wrede zeichnet sich durch seine Eigenständigkeit und durch seine grundsätzliche Skepsis an hergebrachten Urteilen aus. Sein bedeutendstes Werk trägt den Titel: »Das Messiasgeheimnis in den Evangelien« (1901). Er erkennt im Markus-Evangelium als dem ältesten eine theologische Konzeption, die geleitet ist von der Idee der bewußten Selbstverhüllung Jesu als des Messias. Das heißt aber: Das Evangelium bietet keine historische Darstellung vom wirklichen Leben Jesu, allenfalls blasse Reste. Wrede fragt nicht mehr historisch, sondern literarkritisch: Wie stellt Markus dar? Und antwortet: Die seltsame Theorie vom Messiasgeheimnis ist nur ein Ausdruck für die Verlegenheit der Urgemeinde, daß sich der historische Jesus nicht als Messias verstanden hatte. Ein starkes Echo in der wissenschaftlichen Welt hat auch sein Büchlein »Paulus« von 1904 hervorgerufen, enthält es doch die These, daß Paulus nicht als Interpret Jesu, sondern als der zweite Stifter des Christentums zu betrachten sei. Daß seine zugegebenermaßen radikalen Thesen, die keineswegs sofortige Anerkennung fanden, die neutestamentliche Forschung stark angeregt haben, gibt Albert Schweitzer zu erkennen, der seine Darstellung der Leben-Jesu-Forschung von 1906 unter den Titel stellt: Von Reimarus zu Wrede. Es soll nicht unerwähnt bleiben, daß Wrede zugleich Lehrer am Institut für Kirchenmusik war, über die Geschichte des evangelischen Gemeindegesangs las und die Übungen im Choral- und Altargesang leitete. Die Kirchenmusik war Bestandteil der Ausbildung der evangelischen Theologen.

Die moderne, historisch-kritische Forschung wurde weiter im Alten Testament angewandt von Rudolf Kittel, einem Württemberger, der von 1888 bis 1898 in Breslau lehrte und unter zahlreichen Kommentaren und Einzelstudien eine gern benutzte »Geschichte des Volkes Israel« schrieb. Ihm folgte von 1898 bis 1910 Carl Heinrich Cornill, in Frankfurt geboren, bekannt durch seine vielfach aufgelegte Einleitung in das Alte Testament.

Ferner hat Breslau um die Jahrhundertwende bedeutsame Kirchenhistoriker erlebt, die sich in der Luther- und Reformationsforschung hervorgetan haben. Hier ist zunächst der Württemberger Julius Köstlin zu nennen, der zehn Jahre (1860–1870) in Breslau weilte, bevor er nach Halle berufen

23 Vgl. den Nachruf von JUNCKER in der »Chronik« der Königl. F.-W. Universität zu Breslau 1906/7, S. 180–189; Georg STRECKER, William Wrede, in: ZThK 57, 1960, S. 67–91.

wurde. Seine Lutherbiographie galt bis in die jüngste Zeit als die einzige umfassende, verlässliche wissenschaftliche Darstellung; daneben gab er eine zweibändige Theologie Luthers, die in seiner Breslauer Zeit erschienen ist, heraus. Von 1891 bis 1903 lehrte in Breslau der ebenfalls aus Württemberg stammende Karl Müller, der durch seine mehrbändige Kirchengeschichte einen glänzenden Ruf erlangte, ein Werk, das noch heute lesenswert ist. Der praktische Theologe Gustav Kawerau, ein geborener Schlesier aus Bunzlau, hat in der Reformationsgeschichte Bleibendes geleistet, nicht nur durch Einzelstudien oder durch sein Lehrbuch zur Reformation und Gegenreformation, sondern mehr noch durch die von ihm betreuten Bände der Weimarer Lutherausgabe. Kawerau wurde in den Evangelischen Oberkirchenrat, das entscheidende Verwaltungsorgan der preußischen Kirche, berufen, und er hat in Berlin erheblichen kirchenpolitischen Einfluß gehabt, zum Beispiel auf den Generalsynoden. Auch sein Nachfolger Johannes von Walter, in Petersburg geboren, von 1909 bis 1916 in Breslau, hat in der Reformationsgeschichte und nicht nur dort noch heute gern zitierte Studien verfaßt.

Die historisch-kritische Arbeitsweise dieser Forscher bedeutete nun keineswegs das Ende der kirchenpolitischen Bestrebungen, vielmehr forderte sie verschärft zur Parteienbildung heraus. Die Berufung des liberalen Historikers Harnack nach Berlin gegen das kritische Gutachten des Evangelischen Oberkirchenrats war der Anstoß, jede Berufung eines Theologieprofessors als kirchenpolitischen Akt zu verstehen. Die 8. schlesische Provinzialsynode von 1896 und die 10. von 1902 forderten ein stärkeres Mitspracherecht der Kirche bei den Berufungen²⁴. Die »Professorenfrage« begleitete die Synoden dieser Jahre bis hinauf zur Generalsynode. Die Evangelische Kirchenzeitung veröffentlichte 1905 eine Übersicht über die Theologischen Fakultäten und ihre Besetzungen, wobei sich die »Positiven« Professoren mit den Nichtpositiven (den Liberalen) etwa die Waage hielten. In Breslau war das Verhältnis der positiven Professoren zu den liberalen sieben zu drei, was den im ganzen konservativen Charakter der Fakultät um die Jahrhundertwende bestätigt²⁵.

Für die theologische Fakultät in Breslau wurde die Einrichtung eines dritten systematischen Lehrstuhls, und zwar für Religionsphilosophie, von großer Bedeutung. Auf diesen wurde 1907 Professor Georg Wobbermin aus

24 Vgl. dazu: Mitteilungen der Ev. Konferenz in Schlesien. Aus den Verhandlungen der achten schlesischen Provinzialsynode zur Professorenfrage, Wohlau 1896. Ferner die Akten im Ev. Zentralarchiv Berlin, Bestand 7 Generalia XIV 2 Bd. 4.

25 Evangelische Kirchenzeitung, Berlin 1905, Nr. 15.

Stettin berufen, der in Breslau bis 1914 lehrte²⁶. Er wandte sich gegen die Übermacht des Historismus in der Theologie, wie er sie im Werk Harnacks erkannte, und setzte religionspsychologisch an. Der Begriff der religiösen Erfahrung wird zum Ausgangspunkt seiner systematischen »Theologie«. Er übersetzte das auf diesem Feld epochemachende Werk des Amerikaners William James, *Die religiöse Erfahrung in ihrer Mannigfaltigkeit*, 1907, ohne sich völlig mit diesem zu identifizieren. – Bedeutender noch war sein Nachfolger Rudolf Otto, der von 1914 bis 1917 in Breslau lehrte, bevor er nach Marburg ging. Er war ein sehr vielseitiger Theologe und wurde durch seine Studien über die Religionen Indiens bekannt. Sein wohl bedeutendstes Werk »*Das Heilige*«, das über 22 Auflagen erlebte, entstand in seiner Breslauer Zeit und ist 1917 erschienen. Über seine Frömmigkeit schrieb der praktische Theologe und Kollege Ottos in Breslau, Johannes Steinbeck: »Seine Frömmigkeit trug unverkennbar mystische Züge an sich; er liebte es, an einem verborgenen Platz in einer der großen gotischen Kirchen Breslaus dem Abendgottesdienst beizuwohnen und die eigentümliche Stimmung zu genießen, die durch das Ineinanderfließen von Licht und Finsternis in dem erhabenen Raum entsteht und die bei ihm zur religiösen Versenkung in das Übersinnliche, Unsagbare, nur mit dem Gefühl zu Erreichende wurde. Sein Buch über »West-östliche Mystik« ist nicht bloß aus wissenschaftlich-objektivem Interesse, sondern ebenso aus Liebe zur mystischen Versenkung, aus innerer Sympathie mit mystischer Frömmigkeit geflossen«²⁷. Nachdem die Arbeiten Ottos in der evangelischen Theologie aufgrund der nach Ende des Ersten Weltkrieges beherrschenden Dialektischen Theologie in Deutschland in den Hintergrund gedrängt wurden und mehr im angelsächsischen Raum und in den nichttheologischen Kreisen Einfluß ausübten, gewinnen sie für das gegenwärtige theologische Forschungsinteresse wieder erhöht an Bedeutung.

3. Die evangelisch-theologische Fakultät zwischen den beiden Weltkriegen

In den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg erlebte Breslau, trotz äußerlicher Not und mancherlei Einschränkung, eine wissenschaftlich sehr potente Fakultät. »In den harten Zeiten der letzten Kriegsjahre und der Nachkriegszeit mit mancherlei Entbehrungen sahen wir viel Not und Elend... Wir

26 Vgl. die Festschrift zu seinem 70. Geburtstag mit dem Titel: *Luther, Kant, Schleiermacher in ihrer Bedeutung für den Protestantismus*, 1939; ferner STEINBECK (wie Anm. 27), S. 54–59.

27 Johannes STEINBECK, in: *Jb. d. F. W. Universität zu Breslau* 1955, S. 54–70, hier S. 62. Ferner Hans Walter SCHUETTE, *Religion und Christentum in der Theologie Rudolf Ottos*, Berlin 1969.

erfuhren aber auch viel Freundschaft und Hilfe«, schrieb Rudolf Bultmann, der von 1916 bis 1920 der Fakultät angehörte²⁸. In Breslau entstand sein erstes bedeutsames Buch: Die Geschichte der synoptischen Tradition, 1921 veröffentlicht, das ihn sehr bald in der Fakultät bekannt machte. In Breslau heiratete er, hier wurden die beiden ersten Kinder geboren. Seit 1918 lehrte der damals ebenfalls noch unbekannte Hans von Soden Kirchengeschichte, der bald wie Bultmann nach Marburg berufen wurde und dort im Dritten Reich eine wichtige Rolle im Dienst der Bekennenden Kirche spielte. Unter den Kirchengeschichtlern in jenen Jahren war Erich Seeberg (geb. 1888 in Dorpat), 1919/20 und von 1924 bis 1926 in Breslau, seit 1927 Nachfolger von Karl Holl in Berlin, der erfolgreichste, der sich durch seine Arbeiten über Luther, Gottfried Arnold und die Edition der Werke Meister Eckharts einen Namen machte. Kirchenpolitisch vertrat er eine Gegenposition zu Hans von Soden und glaubte durch eine »Kombination von Luther und Meister Eckhart« das Fundament für eine kommende Nationalkirche legen zu können. – Auch im Alten Testament findet man bekannte Namen wie Carl Steuernagel (geb. 1869), der von Halle 1914 nach Breslau berufen wurde und dort bis zu seiner Pensionierung blieb (1935 von Vorlesungen entbunden). Er ist dank seiner hebräischen Grammatik allen Studenten über seinen Tod hinaus unentbehrlich geworden.

Die theologisch prägende Kraft der Breslauer Fakultät aber war für die Mehrzahl der Studenten Professor Erich Schaeder, ein Name, der heute fast vergessen ist. Schaeder, 1861 in Claustal geboren, hatte bereits in Königsberg, Göttingen und Kiel gelehrt, bevor er 1918 nach Breslau berufen wurde²⁹. Sein bedeutsames Werk, das seiner Theologie den Namen gegeben hat, die zweibändige »Theozentrische Theologie«, war schon 1909 erschienen. Er selbst bezeichnete dieses Buch als »den Protest gegen eine Auflösung der Glaubenstheologie in eine anthropozentrische Glaubens- oder Religionspsychologie«, welche Gefahr durch Schleiermacher heraufbeschworen sei³⁰. Er wollte die Gottestatsache, die Macht und Majestät Gottes ins Zentrum theologischer Besinnung stellen, Gedanken, die das Ziel der dialektischen Theologie bereits vorwegzunehmen schienen. Und er konnte 1926 sagen: »Barth und ich stimmen zusammen in der tiefsten Konzentration alles theologischen Denkens auf die Gottesfrage. Gemein-

28 Bernd JASPERT (Hg.), Karl Barth – Rudolf Bultmann. Briefwechsel 1922–1966, Zürich 1971, S. 315 (Karl Barth Gesamtausgabe V 1).

29 Siehe Otto ZÄNKER, Ein Theologieprofessor als Mann der Kirche. Erich Schaeder und seine Wirksamkeit in Schlesien, in: JVSKG 29, 1939, S. 234–248; Horst STEPHAN, Theozentrische Theologie, in: ZThK 1911, S. 171–209.

30 Erich STANGE (Hg.), Die Religionswissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen, Leipzig 1926, S. 215.

sam betonen wir den Majestätscharakter Gottes, das in Gott beschlossene ganz Andere gegenüber Allem, was Welt heißt.« Doch dann folgt ein »Aber«: Aber ich suche die »Erkenntnis dieses Gottes aus der Synthese von Wort, Geist und Glaube zu begründen«³¹. Schäder erfaßte also die Wirklichkeit dieses Gottes im Glauben oder, wie er auch sagen kann, als das »gottgewollte und gottgeweihte, subjektive Erleben Gottes«, was nun doch wieder an Schleiermacher oder auch R. Otto erinnerte. In Breslau erschienen seine in Auseinandersetzung mit der dialektischen Theologie entstandenen Werke: *Das Geistproblem der Theologie* (1924)³² und: *Das Wort Gottes* (1930). Schaefer bezog auch über die Universität hinaus zu den Fragen seiner Zeit Stellung und hielt gern Vorträge vor den verschiedenen kirchlichen Gruppen, was zu seinem hohen Ansehen beitrug. Er verstand, wie Superintendent Bronisch schreibt, den christlichen Glauben in seiner Zeit »als lebendige Gegenwartsmacht« zu begreifen³³.

Es gab freilich auch andere Studenten, denen Schaefer wenig sagte. Jochen Klepper, der von 1923 bis 1926 in Breslau studierte, gewann zu dem »nüchternen, wortkargen« Systematiker Rudolf Hermann, der Luthers Theologie eindringend auszulegen verstand, eine besondere Nähe³⁴. Und dem linksliberalen Religionsphilosophen und Goetheforscher Karl Bornhausen widmete er 1924 sein Gedicht »Der Erlöser«. Welche unterschiedlichen theologischen Positionen allein unter den drei Systematikern vertreten wurden, ist damit nur schwach angedeutet. Die Fakultät war keineswegs einheitlich, und die zunächst mehr verdeckten Gegensätze traten in den Belastungsproben Anfang der 30er Jahre sehr deutlich zutage. Zu ersten Auseinandersetzungen kam es bereits im Dezember 1930 in der Theologischen Prüfungskommission unter dem Vorsitz von Generalsuperintendent Schian, der zugleich Honorarprofessor für Praktische Theologie war³⁵. Professor Karl Bornhausen führte Beschwerde, daß er bei den Prüfungen (er prüfte Dogmatik, Ethik und Philosophie) nicht gebührend berücksichtigt wurde. Der Generalsuperintendent antwortete sachlich und erläuterte

31 Ebd., S. 236.

32 Emil Brunner schreibt 1926, daß er zunächst bei der Lektüre dieses Buches »wie elektrisiert« gewesen sei, dann aber erkannte, daß die theozentrische Theologie ein blinder Alarm war: »Mein Eindruck war: Angriff am rechten Ort, Offensive stecken geblieben« (*Theozentrische Theologie?*, in: *Zwischen den Zeiten*, 1926, S. 182).

33 Ev. Kirchenblatt für Schlesien 1919, S. 177.

34 Siehe G. RIEMSCHEIDER (Hg.), Jochen Klepper. Briefwechsel 1925–1942, Stuttgart 1973, S. 15–60 (Korrespondenz mit Hermann). Über Hermann siehe Rudolf MAU, Rudolf Hermann (1887–1962), in: *Wuppertaler Biographien*, 12. Folge, Wuppertal 1974, S. 29–40.

35 Bornhausens Beschwerde vom 7. Dez. 1930 und seine Antwort an Gen. Sup. Schian vom 14. Dez. 1930 im Ev. Zentralarchiv (EZA) Berlin, Bestand 7, Schlesien IV Bd. 10.

ihm, daß korrekt nach dem Kirchengesetz von 1927 über das theologische Prüfungsamt bei den Konsistorien verfahren werde, was Bornhausen als »absichtliche Kränkung von mir als Theologieprofessor« verstand. Der Streit endete im April 1933 mit der Entfernung Bornhausens aus der Prüfungskommission durch den Evangelischen Oberkirchenrat.

Bornhausen wendete sich daraufhin an Kultusminister Rust und Landesbischof Müller; und erst jetzt erfährt man, worum es in dieser zunächst ziemlich unbedeutend erscheinenden Angelegenheit geht. Bornhausen schreibt an Müller: »Ich habe die Bewegung ›Deutsche Christen‹ im Jahre 1931 nach Schlesien gebracht, bin ihr erster Programmredner hier gewesen, habe im Winter 1932 die D. C. in Breslau zum Siege geführt. Auch jetzt bin ich der Spitzenkandidat der DC in der Luthergemeinde Breslau gewesen, sowie Mitglied des Kirchenrats und der Kreissynode« (6. August 1933). Gerullis vermerkt dazu (10. August 1933): »Bornhausen ist alter Nationalsozialist und als solcher verhaßt. Dazu kommt, daß sein persönlicher Feind, Professor Jirku, auch Nationalsozialist ist«³⁶. Durch Bornhausen wurde die kirchenpolitische Auseinandersetzung um die Stellung zum Nationalsozialismus in die Fakultät getragen, und diese versuchte ihn auszuschalten.

Aber hinter Bornhausen standen aktive Mitglieder der Studentenschaft. Innerhalb des Nationalsozialistischen Studentenbundes wurde der Bornhausen-Schüler Vogel Fachgruppenleiter im Sektor Theologie. Die Gruppe organisierte in den ersten Maitagen 1933 auf dem Breslauer Schloßplatz eine öffentliche Bücherverbrennung, auf der Bornhausen die »Feuerrede« hielt³⁷. Unter den verbrannten Büchern sind auch Schriften seiner Kollegen gewesen. Der erste Erfolg seiner Agitation zeigte sich prompt: Am 24. Juni 1933 wurde Generalsuperintendent Schian »mit sofortiger Wirkung« durch Staatskommissar Jäger beurlaubt, und Schian, 64 Jahre alt, fügte sich, hielt allerdings weiter Vorlesungen in der Universität. Als er seine Vorlesung »Praktische Theologie I« im Sommer 1934 antreten wollte, wurde er durch lebhaftes Scharren (dahinter standen Schüler Bornhausens) gehindert. Als Schian Ruhe forderte, erklärte ein Student: »Herr Professor, wir halten Sie für einen ausgesprochenen Feind des Nationalsozialismus.« Es kam zu einem sehr bezeichnenden Wortwechsel und Schian mußte schließlich, als das Trampeln nicht aufhörte, den Hörsaal verlassen³⁸.

Zu Beginn dieses Sommersemesters 1934 erschien ferner ein Aufruf der

36 Ebd.; Gerullis fährt fort: »Ich halte es für dringend erwünscht, daß Prof. Bornhausen wieder in die Prüfungskommission kommt« (10. Aug. 1933).

37 Siehe Gerhard EHRENFORTH, Die schlesische Kirche im Kirchenkampf 1932–1945, Göttingen 1968, S. 131.

38 So der Bericht der Studentenschaft, Ev. theol. Fachschaft, über die Vorgänge am 7. und 9. Mai 1934, beigelegt der »Denkschrift«: »Die Notlage der Ev.-theol. Fakultät an

theologischen Fachschaft, der sich gegen den öden, leeren Wissenschaftsbetrieb der Theologieprofessoren wandte und zu einem lebensnahen Unterricht aufforderte³⁹. Die Fakultät hat diese an in- und ausländische, theologische und nichttheologische Fakultäten versandte Flugschrift einmütig verurteilt, weil sie darin einen Angriff auf ihre gesamte Arbeit sah. Der Verfasser des Aufrufs, Georg Walter, der eine studentische Zeitschrift mit dem Titel »Auf der Wacht. Blätter für deutsches Christentum« herausgab, druckte in der Nummer 7, Juli 1934, Stellungnahmen zu seinem Aufruf ab, die das neue Verständnis von Theologie erläutern wollten (von Bornhausen, Kurt Wiesner und anderen). Das Heft eröffnet ein Aufsatz von Joseph Wittig, der eine gewisse Begeisterung über diese Tat nicht verhüllt: »Ich erkannte, dass diese rebellischen Studenten gar nichts anderes wollten, als was ich selber stets ersehnt und unter Gefährdung meines akademischen Lehramtes zu vollbringen versucht habe: eine evangelische, deutsche, lebensnahe, gegenwartswahre Theologie, vielleicht gar in der Form meines ›Leben Jesu in Palästina, Schlesien und anderswo! Eine Genugtuung sondergleichen überkam mich, und ich kann wohl versichern, dass es keine pharisäische Selbstgerechtigkeit war, sondern nur Freude und Dankbarkeit, dass diese meine Summa theologica, meine ›Theologia deutsch‹, einst von der zünftigen Wissenschaft verachtet, bedauert, verworfen, nun als Wissenschaft, als deutsche Gotteswissenschaft begehrt wird!«⁴⁰ Die Fakultät hängte dem Studenten ein Disziplinarverfahren an, der daraufhin Breslau verlassen mußte.

Einige Wochen später, während die Bekenntnissynode der Deutschen Evangelischen Kirche in Barmen tagte, richtete die evangelisch-theologische Fachschaft eine Eingabe an Ministerialdirektor Jäger unter der Überschrift: »Die Notlage der Evangelisch theologischen Fakultät an der Universität Breslau«⁴¹. Daraus geht sehr klar hervor, welche Professoren man beseitigt sehen wollte. An erster Stelle steht Professor Schian, dem man vor allem ungerechte Behandlung der NS-Studenten vorwarf und dessen Einfluß in der Universität man selbst nach Verlust seines kirchenleitenden Amtes immer noch fürchtete. An zweiter Stelle folgte Professor Ernst Lohmeyer, der Neutestamentler, und sein Assistent, Lic. Fitzer. Schon vor 1933 hätten beide Herren mit Professor Gogarten die Bewegung »aufs schärfste« bekämpft. Lohmeyer sei judenfreundlich eingestellt, habe während der Krawalle gegen den nichtarischen Juristen Professor Cohn (1932) die

der Universität Breslau« vom 30. Mai 1934 (EZA Berlin, Bestand 1 [DEK] C 3/157, siehe Anlage 1).

39 EZA Berlin, Bestand 1 C 3/158, siehe Anlage 2.

40 Ebd., siehe Anlage 3.

41 Ebd., C 3/157 (siehe Anm. 36).

deutschbewußten Studenten bekämpft. Er habe dem NS-Fachgruppenführer verboten, in Uniform das Seminar zu betreten und einen Artikel des völkischen Beobachters, der gegen den Pfarrernotbund gerichtet war, vom Fachschaftsbrett entfernt. Sein Assistent Fitzer gehöre an führender Stelle dem Pfarrernotbund an und sammle Unterschriften für diesen.

An dritter Stelle steht der Systematiker Friedrich Gogarten, dessen Bücher im Mai auf dem Schloßplatz verbrannt worden seien. Er galt als der »schwierigste Fall«, weil er viel vorsichtiger als die beiden Vorgenannten arbeite. Gogarten sei von dem sozialdemokratischen Kultusminister 1931 bewußt »als Gegenpol gegen den alten Frontkämpfer, den Dogmatiker Professor Bornhausen, nach Breslau berufen worden. Er habe die Deutschen Christen erst bekämpft, dann bejaht, sie aber in ihrer schwersten Krise wieder verlassen. Er sei zwar Nationalsozialist geworden, aber einer der »sattsam bekannten 120%gen«. Seine Schüler schlossen sich »zum größten Teil« dem Pfarrernotbund an oder opponierten in anderer Weise.

Die Eingabe wendet sich dann den anderen Professoren zu, denen Loyalität bescheinigt wird, doch werde die Lage des Nationalsozialismus belastet durch eine »langjährige persönliche heftigste Feindschaft zwischen Professor Bornhausen und dem Dekan Professor Jirku, so daß es völlig unmöglich sei, eine NS-Professoren-Front« zustande zu bringen. Dieser unverblühte Angriff auf die Fakultät sollte bald Wirkung zeigen.

Nur ein reichliches halbes Jahr später versetzte das Kultusministerium die ihm mißliebigen Professoren, wie sie von der Fachschaft angegeben worden waren. Gogarten, der im Sommer 1935 Barth in Bonn zu vertreten hatte, wurde nach Göttingen versetzt, Lohmeyer nach Greifswald und Jirku nach Bonn. Den beiden Privatdozenten Fitzer und Hans Georg Haack, später auch Konrad wurde die *venia legendi* entzogen. Haack galt als Freund der religiösen Sozialisten, und man warf ihm vor, daß er auf einer Versammlung der religiösen Sozialisten 1932 einen Vortrag über »Christenkreuz oder Hakenkreuz« gehalten habe. Dort habe er gefragt: »Ist euch lieber Christus mit dem Palmenzweig oder Hitler mit der Nilpferdpeitsche? Christus von Nazareth oder von Potemba?«⁴² Aber auch Professor Bornhausen wurde in die philosophische Fakultät von Frankfurt/M. versetzt.

Diese Lücken in der Fakultät suchte man durch zuverlässige, das heißt: zu der Reichskirche stehende Professoren zu ersetzen. In der Systematik berief das Ministerium den eifrig für die Deutschen Christen tätigen, als Herausgeber des *Corpus Reformatorum* bekannten Cajus Fabricius, im

42 So das Schreiben der DC Breslau an das Preuß. Kultusministerium vom 1. März 1934 (C 3/157).

Neuen Testament den Akademieleiter Herbert Preisker, im Alten Testament Hans Duhm und Adolf Wendel.

Aber gerade mit diesen Eingriffen hatte der Staat, so verstand es jedenfalls die Bekennende Kirche Schlesiens, die theologische Fakultät nun wirklich »zerstört«. Abseits der Breslauer Fakultät stellte Pfarrer Lic. Dr. Benckert im Auftrag der Bekennenden Kirche ein Verzeichnis mit Vorlesungen und Übungen zunächst für das Wintersemester 1935/36 zusammen. In dem Prospekt heißt es: »Nur im Raum der Kirche gibt es Theologie ... Der Provinzial-Bruderrat ... gibt jedem Studenten die Möglichkeit, unter fachkundiger Anleitung den Fragen einer kirchlich theologischen Wissenschaft nachzugehen«⁴³. Die Vorlesungen wurden unter anderem von Dr. Benckert, Dr. Berger, Lic. Ehrenforth, Dr. Bunzel, Dr. Konrad und Lic. Schmauch gehalten. Seit 1936 fanden diese Vorlesungen, vom Staat verboten, im Verborgenen an wechselnden Orten statt. Neue Dozenten schlossen sich an: Dr. Gloege, Lic. Fitzer, Lic. Eberlein. Zwar kam es nicht zu der Gründung einer kirchlichen Hochschule wie andernorts, aber faktisch gab es nun zwei Ausbildungsstätten für evangelische Theologie.

Die offizielle Fakultät konnte auch nach Kriegsbeginn im November 1939 ihren Betrieb wieder aufnehmen, vor allem dank der rastlosen Tätigkeit von Professor Preisker, dem die theologische Fachschaft für seine Verdienste den Titel Kirchenrat verliehen wissen wollte, was aber vom Ministerium abgelehnt wurde, da er schon Konsistorialrat sei. Wie bedrängend und gefährlich theologische Arbeit nun an der Universität wurde, belegt am besten das Schicksal von Professor Fabricius, einem der »ältesten« nationalsozialistischen Universitätsprofessoren und Parteigenossen (seit Sommer 1932). Er gab zu Kriegsbeginn eine »Vertrauliche Denkschrift« mit dem Titel »Innere Rüstung« heraus, in der er sich im Namen des Christentums gegen die völkischen Freidenker und gegen Rosenberg wandte und Artikel im Schwarzen Korps angriff. Fabricius schrieb: »Seit 1934 wurden die Theologen aus der SS, seit 1937 aus der Hitlerjugend und zum Teil aus der SA ausgeschlossen. Seit Herbst 1937 wurde Geistlichen der Eintritt in die Partei verwehrt. Seit Ende 1938 machte man den Studenten der Theologie Schwierigkeiten bei der Aufnahme in den NS-Studentenbund.« – »Während der beiden letzten Jahre war auch eine geheime Agitation für Entfernung der theologischen Fakultäten aus dem Organismus der Universitäten zu bemerken«⁴⁴. Aufgrund dieser so offenen und die wirkliche Situation enthüllenden Denkschrift wurde Fabricius bereits am 9. November 1939 verhaftet, und nur, weil er nahezu erblindet

43 Siehe Ehrenforth (wie Anm. 35), S. 133.

44 EZA Berlin Bestand 7 Generalia XIV 11 Bd. 3, Denkschrift, S. 20f.

war, gelang es dem Ev. Oberkirchenrat, ihn vor dem Konzentrationslager zu bewahren. Diese Hinweise auf das letzte, tragische Kapitel der Fakultätsgeschichte, das gründlicher aufgearbeitet werden muß, sollen hier genügen.

Der Rückblick hat uns verdeutlicht, wie sehr Theologie und Kirche aufeinander bezogen waren. Schon im »Reglement für die Evangelisch-Theologische Fakultät« vom 1840 befaßt sich der zweite »Abschnitt« mit dem Verhältnis der Fakultät zur evangelischen Kirche. Der Beruf der Fakultät sei es, »vom Standpunkt der theologischen Wissenschaft auch das Interesse der evangelischen Kirche nach Aussen und Innen zu wahren«. Und dann heißt es sehr anspruchsvoll und sicher richtig: »Es wird von ihren Gliedern erwartet, dass sie etwaigen verkehrten Richtungen und Einseitigkeiten der Zeit nach Kräften entgegenarbeiten«⁴⁵. Damit ist die Kernfrage theologischer Lehre überhaupt gestellt, die Frage nach ihrem Grund und Maßstab. Die Geschichte der evangelisch-theologischen Fakultät in Breslau hat uns gezeigt, daß diese in der Spannung zwischen freier Forschung und kirchlichem Bekenntnis zu Zeiten sich fast zerrieben und, denkt man an das Dritte Reich, sogar gespalten hat.

Anlagen

1. Bericht über die Vorgänge in der Vorlesung über praktische Theologie I

gelesen von Generalsuperintendent a. D. Dr. Schian am Montag, den 7. 5., und Mittwoch, den 9. 5. 1934 9 Uhr
(EZA Berlin, 1 C 3/157)

Am Montag, den 7. 5. 1934 und am Mittwoch, den 9. 5. 1934 kam es in der Vorlesung des evangelischen Theologie-Professors Schian zu Mißfallenskundgebungen der nationalsoz. Theologie-Studenten. Der Grund zu dieser Aktion ist in der nicht nationalsozialistischen Einstellung Schians zu suchen, um derentwillen er auch im Jahre 1933 unseres Wissens von dem damaligen Staatskommissar, heutigen Ministerialdirektor Jäger, von seinem Amte als Generalsuperintendent abberufen wurde. (Die Unterlagen für diese Abberufung liegen bei den Akten des Reichskirchenministeriums.)

Nunmehr fanden es die nationalsozialistischen Theologie-Studenten unverständlich, daß Prof. Schian, nachdem er seit seiner Abberufung als Generalsuperintendent nicht mehr gelesen hatte, seine Vorlesungen jetzt wieder aufnahm, und erhoben gegen dies erneute Auftreten lebhaften Prozeß [= Protest], der sich in folgender Form äußerte.

Als Prof. Schian am Montag den Hörsaal betrat, wurde er durch lebhaftes Scharren empfangen, das sich mehrere Minuten fortsetzte.

45 »Reglement für die Ev.-Theol. Fakultät der Königl. Universität zu Breslau vom 13. Sept. 1840, Breslau 1840, S. 2 § 3.

Dieselbe Kundgebung wiederholte sich am Mittwoch in derselben Form. Genau wie am Montag waren die protestierenden Hörer des Glaubens, dass sie mit ihrem Protest durchaus im Sinne einer nationalsozialistischen Universitätsführung vorgehen. Sie waren sich bewußt, daß eine Kundgebung, die gegen die Autorität seiner Magnifizienz, des Herrn Rektors verstieß, überhaupt nicht in Frage kam. Mehrmals versuchte Dr. Schian seine Vorlesung zu beginnen. Dies scheiterte aber an einer erneuten Mißfallensäußerung seitens der Studenten. Dr. Schian forderte Ruhe. Da er den politischen Hintergrund der Kundgebung offensichtlich zu ignorieren beabsichtigte und die Studentenschaft sich dadurch provoziert sah, stand ein Student, der damit der allgemeinen Stimmung Ausdruck verlieh, auf und erklärte im Namen seiner Kameraden wörtlich: »Herr Professor, wir halten Sie für einen ausgesprochenen Feind des Nationalsozialismus.«

Dr. Schian, ihm ins Wort fallend: Es ist hier nicht der Ort, politische Streitigkeiten auszutragen. Wir sind hier zu wissenschaftlicher Arbeit. Das haben wir Theologen zu *allererst* notwendig.

Der Student: »Es ist nationalsozialistisches Prinzip, daß keine abstrakte Wissenschaft getrieben wird, sondern volksmäßig gebunden.«

Hier mischt sich Herr stud. theol. Penkert ein, der als eifriger Agitator und hervorragender Vertreter des Pfarrernotbundes bekannt ist: »Halten Sie doch Ruhe! Wir wollen hier Facharbeit treiben. Anderes gehört nicht her. Außerdem ist Prof. Schian ein nationaler Mann.«

Der Student: »Wir haben Material, das dagegen spricht. Außerdem haben die Kommilitonen, die während des Cohn-Kampfes uns belächelt haben, nicht das Recht, uns irgendwelche Vorschriften zu machen.«

Herr Penkert, erregt: Führen Sie doch nicht die Methoden des Cohn-Kampfes und der Bolschewisten wieder ein.

Der Student empört: »Wie können Sie uns mit Bolschewisten auf eine Stufe stellen! Das verbitten wir uns!«

Dr. Schian: Ich möchte hierzu sagen, dass ich mich seit Jahren bemüht habe, Deutschtum und Christentum gerade im Bindestrichchristentum zu vereinigen. Ich habe von 1908 bis 1921 eine Zeitschrift herausgegeben, worin ich mich für diese Verbindung eingesetzt habe. Ich habe auch in Hessen meinen Mann gestanden. Ich stehe auch heute auf *nationalem* Boden.

Damit wandte sich Dr. Schian wieder zum Gegenstand seiner Vorlesung. Die protestierende Hörschaft konnte sich mit den ungenügenden Ausführungen nicht zufrieden geben und setzte das Scharren fort, zumal keinerlei Stellungnahme zum Kernpunkt der Auseinandersetzung, nämlich Dr. Schians Stellung zum *Nationalsozialismus*, erfolgt war.

Dr. Schian fordert erneut Ruhe. Um die akademische Form zu wahren, und um nach Möglichkeit einen Verstoß gegen nationalsozialistische Disziplin zu vermeiden, schlägt ein Student vor, sofort die Entscheidung Sr. Magnifizienz anzurufen.

Dr. Schian entgegnet: Ein Rektor kann nicht über die politische Einstellung jedes einzelnen Professors unterrichtet sein.

Die Studenten, empört über die Einstellung gegenüber Sr. Magnifizienz, beginnen zu scharren.

Dr. Schian: Ich denke doch, wir leben in einem Staate der Ordnung. Soll das die Ordnung sein?

Ein anderer Student: »Um dieser Ordnung willen kämpfen wir ja!«

Dr. Schian wird an der Fortsetzung seiner Vorlesung durch Trampeln verhindert. Schließlich sieht er sich veranlaßt, sein Manuskript zusammenzupacken und den Hörsaal zu verlassen.

2. Flugblatt der Fachschaft der evangelisch-theologischen Fakultät in Breslau vom 7. Mai 1934, verfaßt von Georg Walter (EZA Berlin 1 C 3/158)

An die evangelischen Theologen!

Es gibt heute in Deutschland zu viel Theologen und zu wenig Christen. Die Lage der evangelischen Kirche ist nicht deshalb so schlimm, weil sie Feinde hat auf allen Seiten, sondern weil ihre eigenen Theologen keine Bekenner mehr sind. Wo gibt es heute noch Theologen, die wissen, warum sie Theologen sind? Wir gehen wieder in ein neues Semester. Es ist immer das alte: Professoren lesen, Studenten hören. Im übrigen wird nichts geschafft. Wir haben das Jahr 1933 hinter uns mit seinen großen Krisen für die evangelische Kirche. Wir haben eine Umwandlung der Kirche erfahren müssen, die in vielem nicht vor den Reformatoren zu rechtfertigen ist. Wo bleiben die Professoren, die Stellung zu den Vorgängen nehmen, die uns die neue Kirche, mag sie gut sein oder nicht, theologisch unterbauen? Wo bleiben die Professoren, die uns eine Theologie verkünden, die sowohl evangelisch ist als auch lebensnah? Die Theologie-Professoren stehen fern ab den Ereignissen des Lebens in ihrer Theologie. Und die Theologie-Studenten denken genau so unpersönlich wie die Professoren und hoffen auf eine bequeme und sichere Lebensversorgung.

»Ein Christenmensch ist ein freier Herr über alle Dinge und niemand untertan, ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann untertan.«

Das sei den Professoren als Entschuldigung gesagt, wenn Studenten es wagen, ihren Lehrern zu sagen, warum sie das heutige Theologiestudium fruchtlos und trostlos finden. Wir jungen Theologen sind noch Christen und als solche kennen wir keine Vorgesetzten und Autoritäten. Einer ist unser Meister: Jesus Christus. Und wir jungen Theologen sind Knechte und jedermann untertan, vor allem aber Jesus Christus und unserem Volke; und da fragen wir nicht danach, ob es gebührend ist, unseren Lehrern zu sagen, was wir denken. Luther hat schon gewußt, was er mit dieser »Dialektik« sagte. Wollten sich nur die Theologen, vor allem die dialektischen, diese Lehre Luthers doch etwas zu Herzen nehmen. Frei sind wir Christen, und das bedeutet, daß wir rückhaltlos die Wahrheit des Evangeliums verkünden auch gegen die Professoren.

Es ist noch nicht lange her, da feierten wir Luther. Dieser Luthergedenktage des vorigen Jahres offenbarte die katastrophale Lage der ganzen evangelischen Christenheit. Wo war noch Luthergeist zu spüren? Am allerwenigsten bei den Theologen. Sie würdigten ihn theologisch, meinten, er habe sich vor allem als Theologe ernst genommen und so müßten wir es auch tun. Einige waren sogar kühn und priesen ihn als deutschen Christen, bereuten es dann aber gleich wieder. Angesichts des kirchlichen und politischen Ringens fordern wir von jedem Theologen, insbesondere aber von den Professoren:

Alles für Deutschland,
Deutschland für Christus.

Alles für Deutschland. Mit anderen Worten: Es ist eine ganz selbstverständliche Pflicht und Aufgabe, daß wir Theologen deutsch denken und fühlen und im kleinsten für unser Volkstum eintreten. Uns jungen Theologen fällt das leichter als den alten. Wir sind in eine andere Zeit hineingeboren, als die Generation vor uns. Wenn wir auch nicht viel Verständnis bei den meisten alten Theologieprofessoren erwarten können, weil viele von ihnen im Krieg und der darauffolgenden Notzeit sich nicht mit ihrem Denken und Handeln für Deutschland eingesetzt haben, so können wir doch verlangen, daß sich die ältere Generation auf die neue Zeit einstellt. Eine Reihe von Professoren bringt dem Nationalsozialismus Verständnis entgegen, eine Reihe nicht. Wenn sich heute auch die Professoren in ihren Äußerungen in acht nehmen, so sind wir doch instinktsicher genug,

zu spüren, wie sie fühlen und denken. Wir können begreifen, wenn sich die älteren Herren nicht mehr so umstellen können. Wenn sie ehrlich am alten hängen, muß man sie lassen. Es gibt aber jüngere Professoren, die uns glauben machen wollen, sie seien Nationalsozialisten, von denen wir genau wissen, daß sie es nicht sind und sich nur im heutigen Staat lieb Kind machen wollen. Nicht ohne Grund haben wir im Mai 1933 auf dem Schloßplatz deutschfeindliche Bücher verbrannt. Es war darunter auch ein theologisches, in dem zu lesen stand:

»Was im Falle des Nationalismus, so wie er heute bei uns in Deutschland um sich gegriffen hat, erstrebt wird, das ist, ob man weiß und will oder nicht, Cäsaropapismus, der freilich geistig das Format hat, das den geistigen Ansprüchen dieser Zeit entspricht. Aber darum ist es leider politisch von nicht geringerem Verhängnis.«

Der Verfasser schrieb das ein halbes Jahr vor der Machtübernahme, und es ist wohl klar, was und wen er damit meinte. Als der Umschwung kam, da hat dieser Verfasser, der heute noch uns Theologen mit seiner Weisheit belehrt, sich nach außen hin umgestellt, weil es gefährlich wurde, solche Gedanken weiter gegen den Nationalsozialismus und seine Führer auszustreuen. Wir jungen Nationalsozialisten haben ein Gefühl dafür, was echt ist und was nicht. Wir wissen genau, wenn sich einer aus innerster Überzeugung umstellte, oder ob Heuchelei vorliegt, gegen die wir bis zum letzten angehen. Dann sind uns schon aufrechte Gegner des Nationalsozialismus lieber. Hinzu kommt noch, daß ein solcher Mann Theologe ist, d. h. doch wohl, daß er für das Christentum gerade stehen soll. Für diese Verkündigung danken wir und fordern mit aller Schärfe immer wieder, daß uns solche Professoren nicht als Lehrer vorgesetzt werden. Sie wirken für alles andere, nur nicht für ein neues Deutschland.

Deutschland für Christus. Mit anderen Worten: Wir Deutsche können ohne Jesus Christus nicht leben und müssen dahin streben, daß zukünftig unser Volk in der Frömmigkeit zu Jesus Christus geeint ist. Das ist aber nur möglich, wenn sich die Theologen der großen Verantwortung bewußt sind, die auf ihnen liegt. Andererseits kann diese Aufgabe aber nicht geleistet werden, wenn die Theologie nicht die rechte ist. Unsere Professoren hängen wie im Politischen, so auch im Religiösen und Theologischen am alten. Da sie uns nicht Wege weisen, wie man mit Hilfe der Theologie Deutschland für Christus gewinnt – und das ist doch wohl der Sinn der Theologie, daß sie Dienerin zu sein hat wie alle Wissenschaft – so müssen wir uns selber diese Wege bahnen. Was uns heute auf der Universität an Theologie geboten wird, ist eine wirkungslose Scheinwissenschaft, die weder mit Jesus Christus zusammenhängt, noch geeignet ist, die Deutschen wieder zum Glauben zu führen. Die Professoren hören die Worte nicht, die unsere beste Jugend über das Christentum redet. Nur ein ganz kleiner Teil der jungen Generation weiß noch mit dem Christentum etwas anzufangen. Die anderen aber kehren sich enttäuscht ab und finden sich in der deutschen Glaubensbewegung zusammen. Wenn wir in unserem Volke ein Jahrtausend mit dem Christentum und aus dem Christentum gelebt haben, so wäre es töricht annehmen zu wollen, heute plötzlich ginge es nicht mehr. Wenn aber ein erheblicher Teil unseres evangelischen Volkes ehrlichen Herzens heute so denkt, dann liegt es an der Theologie und der Kirche und ihren Vertretern, daß solche Verirrungen kommen konnten. Von den Laien kann man nicht verlangen, daß sie sich so in die Fragen vertiefen und die Widersprüche zwischen der Theologie und dem Glauben feststellen. Das ist Aufgabe der Theologie, die bisher freilich vom Glauben weggeführt hat, anstatt zu ihm hin. Wenn wir auch nicht von den Theologie-Professoren glauben, daß sie uns verstehen – weil sie eben nicht so im Leben darin stehen wie es sein muß, um Künder, auch

wissenschaftliche Känder des Christentums zu sein –, so müssen wir ihnen doch einmal sagen, was uns an der heutigen Theologie mißfällt.

Es ist vor allem die systematische Theologie, die gänzlich falsche Wege geht. Was uns da als Offenbarung und Sünde erzählt wird, ist weder christlich noch deutsch. Ein Volk, das wie das unsere einen Krieg hinter sich hat, den es nicht wollte, den es verlor und für den es schuldig gesprochen wurde, kann es nicht aushalten, wenn ihm in übertriebener Weise dauernd seine Sündhaftigkeit vorgehalten wird. In unserem Volke sind noch so gute Instinkte vorhanden, daß es dieses aufdringliche Reden von der Sünde nicht verträgt. Unser Volk hat so sehr unter der Kriegsschuldlüge gelitten, daß es die Aufgabe und Pflicht der Kirche und der Theologen gewesen wäre, ihm auch gerade vom Christentum her Mut zuzusprechen und es nicht in dieser politischen Demütigung moralisch herabzuziehen. Wir jungen Theologen wissen nur zu gut, wie sehr all unser Leben mit der Sünde verbunden ist, aber wir wissen auch, daß uns Gott nicht um der Sünde willen geschaffen hat, sondern damit wir uns seine Kinder heißen. Damit in Zusammenhang steht der Offenbarungsbegriff der Theologie von heute. Offenbarung ist nach der Weisheit der Theologen nur in der Bibel zu finden. Dieser Gedanke ist unchristlich und undeutsch. Das Christentum ist keine Buchreligion, wie es uns die Theologen gerne weismachen möchten, die uns sklavisch an den Text der Bibel bindet. Das Judentum ist so, nicht aber der Glaube Jesu, der im scharfen Kampfe mit der Gesetzesreligion der Pharisäer lag. Für uns hat sich Gott in Jesus in ganz großer und herrlicher Weise offenbart, was aber nicht ausschließt, daß er sich, wo er will und wann er will, auch noch offenbaren kann (Joh. 3,8). Wir lehnen es ab, Gott Gesetze geben zu wollen, wie die dialektische Theologie und ihre neuerlichen Ableger es tun. Wir haben eine lebensnähere Auffassung von dem lebendigen Gott, der da alles schafft, gestern, heute und immerdar. So treten wir dafür ein, daß die Theologie ihre enge Auffassung von der Bibel fallen läßt und neben der Offenbarung Gottes in der Bibel anerkennt, daß Gott sich überall und stets offenbart, so er nur will. Wenn diese Erkenntnis sich erst in der Theologie wird durchgesetzt haben, dann braucht uns nicht mehr zu bangen vor den Feinden des Christentums; denn dann haben wir einen lebendigen Gott und nicht mehr den dogmatisch gebundenen. Wenn ein Theologe noch im letzten Semester in seinem Kolleg einen Paragraphen über die Eigenschaften Gottes lesen konnte und in Unterteilen dann seine Gerechtigkeit, Güte usw. behandelte, so sind das Dinge, die wir jungen Theologen nicht mehr ernst nehmen können. Die Forderung »Deutschland für Christus« schließt in sich, daß wir das viele Phantasieren über Gott einmal sein lassen, ihm nicht immer unsere unzulänglichen Gedanken unterschieben, daß wir trotz wissenschaftlicher Beschäftigung mit der Bibel nicht vergessen, daß die Wissenschaft nicht die Hauptsache ist, sondern der Glaube, und daß ferner die Theologen, getreu auf dem Evangelium stehend, ihre Theologie auf deutsch treiben und es nicht weiter immer noch verkennen, daß wir nicht im Raume schweben, sondern auf deutscher Erde leben, die Gott uns schuf.

Von der Dogmatik her sind auch alle anderen Disziplinen der Theologie falsch abgezweckt. Das Neue Testament wird entweder als paulinische Sündengnadenlehre oder als ein Konglomerat palästinensischer Religionsanschauungen traktiert. Von Jesus hört man bloß, daß man nichts Gewisses von ihm weiß und daß es auf sein Leben nicht ankommt. Die Kirchengeschichte ist zu einer bloßen Chronologie von Tatsachen und Gedanken herabgesunken. Aber ob und welchen Wert diese Tatsachen und Gedanken für Christen der Gegenwart, für das deutsche Volk haben, wird nicht gefragt. Daher hält man auch an dem veralteten Namen Kirchengeschichte fest, obwohl die Geschichte der Kirchen nur zeigt, daß die Kirchen das Unglück Europas sind. Wir wollen Glaubensgeschichte, Frömmigkeitsgeschichte unseres Volkes hören. Neben diesen drei Disziplinen können Altes Testament und praktische Theologie in der Weise, wie sie heute

betrieben werden, uns nichts mehr bedeuten. Das Alte Testament sollte von Semitologen der philosophischen Fakultät gelesen und die praktische Theologie im Predigerseminar behandelt werden. Aber unsere Theologen kennen diesen Übelständen gegenüber nur den Standpunkt: Festhalten am Veralteten! Nur keine Reform! Das Ganze nennt sich dann aber lutherisch.

Mit diesem Aufrufe sagen wir der herrschenden Theologie und ihren Vertretern den schärfsten Kampf an. Einmal um unseres Volkes willen, das es dringend nötig hat, daß seine Wissenschaftler – und als solche wollen die Theologen immer gerne gelten – sich um das Leben des Volkes kümmern und für das Volk da zu sein haben und nicht umgekehrt. Zum anderen um Jesus Christus willen, der zu uns gehört und dem wir erneut heute den Boden in unserem Volkstum wieder bereiten müssen. Wir rufen auf zur Reform der theologischen Erziehung und des Pfarrerstandes.

Am 7. Mai 1934

Die Fachschaft der evangelisch-theologischen Fakultät Breslau

3. Joseph Wittig zu dem Flugblatt der evangelisch-theologischen Fachschaft vom 7. Mai 1934, veröffentlicht in: Auf der Wacht. Blätter für deutsches Christentum, hg. v. Georg Walter, 3. Jahrgang, Juli 1934 (EZA Berlin 1 C 3/158)

Pfingststurm oder Rebellion?

Ich horche an jedem Pfingstmorgen hinaus in den Wind und schaue nach den Kronen der Erlen in meiner Wiese, ob sie sich bald rühren und neigen, da doch geschrieben steht: Es wehte plötzlich vom Himmel her ein Brausen gleich dem eines gewaltigen Windes. Manchmal tut mir die Natur den Gefallen und spielt mir das heilige Spiel.

In diesem Jahre blieb es ruhig in den Erlenkronen bis zum Abend des zweiten Pfingsttages. An diesem Abend aber wehte sich mir der rebellische Brief zu, den die Fachschaft der evangelisch-theologischen Fakultät von Breslau »An die evangelischen Theologen«, vor allem an ihre eigenen Professoren geschrieben hat. Da ich leider nicht zu diesen gehöre, hätte ich mich von Rechts wegen nicht darum zu kümmern brauchen. Aber der Geist weht, wo er will, und wenn er mich anweht, mag ich ihn nicht unter Hinweis auf die falsche Adresse abweisen, zumal ich vermute, dass er bei der richtigen Adresse keine gute Aufnahme findet. Dabei ist freilich zunächst verwunderlich, was der heilige Geist mit einer solchen Sache bei einem emeritierten Professor will. Aber, was die Hauptsache ist, der Sturm entstand, und ich hatte auch die Erscheinung von feurigen Zungen.

Nein, zuerst spürte ich wohl nur den Sturm der Entrüstung, den dieser rebellische Brief unter den Professoren der evangelischen Theologie hervorgerufen haben muss. Obschon örtlich und schicksalhaft von ihnen getrennt, bin ich ihnen doch standesmäßig und von früherem freundlichen Verkehr her verbunden, und ich bin nicht einer von den Kollegen, der in jedem Falle seine Freude hat, wenn andere Kollegen geschlagen werden. Aber ich war auch selber einmal Student und bin den jungen Studenten nicht minder herzlich verbunden; ich kann nicht immer gleich sagen, dass die Studenten, wenn sie etwas oder auch wenn sie sehr viel gegen ihre Professoren haben, selbstverständlich im Unrecht sind. Gleichwohl mag ich anfänglich gegen die Studenten und für die Professoren innerlich Partei ergriffen haben, während ich mir äusserlich das Gesicht eines unparteiischen Beurteilers aufsetzte. Zu scharf reden die feurigen Zungen. Aber sogleich klang es mir ins Ohr, dass sie im Namen Jesu Christi reden, und was so deutlich im

Namen Jesu Christi gesprochen wird, muss man anhören, auch wenn es böse klingt. Dann auf einmal schlug die Flamme einer heissen Freude über mich. Ich erkannte, dass diese rebellischen Studenten gar nichts anderes wollten, als was ich selber stets ersehnt und unter Gefährdung meines akademischen Lehramtes zu vollbringen versucht habe: eine evangelische, deutsche, lebensnahe, gegenwartswahre Theologie, vielleicht gar in der Form meines »Leben Jesu in Palästina, *Schlesien und anderswo*! Eine Genugtuung sondergleichen überkam mich, und ich kann wohl versichern, daß es keine pharisäische Selbstgerechtigkeit war, sondern nur Freude und Dankbarkeit, dass diese meine Summa theologica, meine »Theologia deutsch«, einst von der zünftigen Wissenschaft verachtet, bedauert, verworfen, nun als Wissenschaft, als deutsche Gotteswissenschaft begehrt wird!

Man wird mir nun vorwerfen, dass ich die Gelegenheit wahrnehme, um mit meiner eigenen Ware auf den Handel zu gehen. Das ist nicht eben schlimm, denn »das Himmelreich gleicht einem Kaufmanne!« Aber was ich beabsichtige, ist vielmehr dies, zu sagen, dass ich mein »Leben Jesu« nicht hätte schreiben können, wenn ich nicht als Student recht fleissig und aufmerksam meine Professoren gehört hätte. Denn auch ich habe nichts, es sei denn, dass ich es empfangen hätte. Und als ich es empfang, wusste ich natürlich auch noch nicht, *was* ich empfangen hatte. Dürre, trockene, lebensferne Wissenschaft habe auch ich oft gemeint zu empfangen. Dass da allerlei keimfähiger, fruchtbarer Same zwischen war, das habe ich erst zehn, zwanzig, dreissig Jahre später erkannt an all dem Kraut und Unkraut, das auf meinem Acker aufgegangen ist.

In diesen dreissig Jahren ist ja freilich manches anders geworden. Meine Professoren nannten ihr Verhältnis zu uns noch nicht Kameradschaft. Sie waren eine geistige Aristokratie und behandelten uns als Anwärter auf diese Aristokratie. Sie waren eine Priesterschaft voll heiligen Willens, uns die Wissenschaft des Priestertums zu lehren. Von keinem dachten wir, dass er zu wenig lebensnahe sei. Ehe wir des Vormittags vor ihren Lehrstühlen sass, sahen wir sie am Altare damals noch alle, und an allen Tagen. Dort *taten* sie, was sie uns dann *lehrt*en. Sie lehrten uns tun, und zwar verständig tun, sonst hätten wir es ja auch ohne Lehre tun können.

Es ist die Eigenart fast jeden Samenkorns, dass es hart und dürr aussieht. Saatgut ist so gelb und trocken wie Stroh. Wer Blumen und Blüten haben will, darf nicht Saatgut verlangen, und wer Saatgut haben will, darf nicht Blumen und Blüten verlangen. Das theologische Studium wird immer etwas Lebensfernes an sich haben, insofern das Leben, dem es dienen soll, doch noch in ferner Zukunft liegt. Ich erinnere mich eines winterlichen Spätnachmittags, an dem ich durch die Stadt gegangen war, einsam, voll Heimweh. Ich flüchtete vor mir selber in das grosse Portal der Universität, an dem damals das Auditorium maximum war. Da trat mir Professor Sdralek entgegen. Ich glaube, er hat alles gesehen, was in mir vorging. Er gab mir die Hand und fragte mich, wie weit ich mit meiner Sasiliusforschung sei, zu der er mich angeregt hatte. Sonst nichts! Aber mein verzweifertes Leben war wieder emporgerissen. Der Professor hatte gefragt, der Priester hatte gewirkt! Als ich ihm später, aber in noch recht frühem Semester, meine Doktorarbeit übergeben hatte, verschwieg er mir zuerst, dass er Freude daran hatte, denn das wollte er mir feierlich bei einem Sonntagkaffee und einem Glase Wein sagen. In die Vorlesung brachte er mir nur ein Päckchen Hämoglobin mit, weil er meinte, ich müsse etwas zur Kräftigung meines Blutes tun.

Sicher ist in den neun Jahren, in denen ich selber nicht mehr aktiver Professor sein durfte, vieles anders geworden. In meiner Zeit war es selbst den älteren Professoren nicht fraglich, ob die Studenten den Professoren alles sagen dürfen, was sie denken. Was war in unseren Seminaren manchmal für eine freimütige Aussprache! Selten ging der Professor aus dem Kolleg allein nach Hause. Ein viertel oder ein halbes Dutzend Studenten

begleiteten ihn, wenn es mit der Zeit passte. Es wurde nicht einmal verlangt, dass die Studenten in der vornehmen, diplomatischen Weise des reifen Alters redeten. Jugend muss brausen und aufbrausen. Ich vermute, dass dem rebellischen Briefe schon viele Stille, höfliche Fragen und Wunschäusserungen vorausgegangen sind. Es muss auf diese stille Weise eine Verständigung nicht möglich gewesen sein. Da wurden die Waffen schärfer, die Stimmen lauter, bis aus Herzensanliegen Rebellion wurde. Diese ist um so notwendiger und erlaubter, je fruchtloser die stillen Verständigungsversuche waren.

Einer, der den Brief gelesen, sagte sogleich: »Diese armen Studenten! Die werden im Examen ordentlich angepackt werden!« Das war einer aus der Vergangenheit. Ich antwortete: »Ein Examen haben sie schon bestanden, das Examen des Freimuts gegenüber denen, die noch Gewalt über sie haben!« Das ist ein immerhin sehr wichtiges Examen für die dereinstigen Verkünder der Wahrheit, und wehe denen, die mit ihrer Gewalt den Aufbruch solchen Freimuts niedermachen wollten!

Im Stillen werden alle Betroffenen sagen: Irgend etwas stimmt doch an diesem Briefe. Nicht alles, sondern irgend etwas! Wir reden ja sogar manchmal selber unter einander ähnlich, wie die Studenten zu uns reden. Wir wissen, dass etwas Wahres daran ist. Genug Wahres und Ernstes, dass wir alles andere dafür in Kauf nehmen müssten. Und der Brief wird in folgedessen auch nutzen; er wird verurteilt, bekämpft werden, aber er wird nicht vergessen werden. Er wird bohren! Kein echter Theologieprofessor wird sich seinem Stachel entziehen können!

Er erinnert mich an einen Vorgang, der äusserlich freilich ganz anders aussah. Vor etwa 20 Jahren trat der damals noch junge Professor Kurt Ziesché vor die theologische Öffentlichkeit und verlangte eine funktionelle Theologie, d. h. – wenn ich mich richtig ausdrücken kann – eine Theologie aus einer neuen Erkenntnisquelle: Aus der Funktion der geoffenbarten Wahrheiten sollten die Wahrheiten erforscht werden. Seine Rede und sein Buch wurden unter stillem Lächeln der Fakultät begraben. Aber wie hat das angezündete Feuerlein in mir weiter gebrannt! Es hat mir meinen Lehrstuhl mitverbrannt, aber es soll mich nicht gereuen. Ohne dass ich mir des Zusammenhangs bewusst wurde, suchte ich mir klar zu werden über die Lehre von der Erlösung, indem ich durch Volk und Land ging, um zu beobachten, ob die Erlösung funktioniere. Ich suchte das »erlöste Volk« und rief es auf, sich zu melden und als erlöst darzustellen.

Das pulst auch durch den Studentenbrief. Ein Volk wie das deutsche will nicht immerfort hören, dass es unter der Sünde stehe und verloren sei; es will hören, dass es erlöst sei, ein freies Volk Gottes. Seine Theologen sollen wohl von dem Geheimnis der Sünde wissen, viel mehr aber von der uns geschenkten Gotteskindschaft, von den unendlichen Möglichkeiten des Guten und des Heils, die uns geöffnet sind. Schon vor zwölf Jahren habe ich einen ähnlichen Vorstoss gewagt, und zwar gegen die katholische Theologie, in der übrigens lange nicht soviel von Sünde, Krisis und göttlichem Urgrauen die Rede ist wie in der Evangelischen Theologie. Ich schrieb damals »Die Erlösten« – und darf in folgedessen nicht mehr Professor sein. Ich musste schreiben und darf die Studenten nicht richten, die eben auch schreiben mussten, »im Namen Jesu Christi«. Aber Studenten, die so schreiben müssen, werden vielleicht auch mein Schicksal teilen. Und war nicht auch »die Offenbarung Gottes überall«, nicht nur in der Bibel, nicht nur in Palästina, sondern auch »in Schlesien und anderswo« mein eigenes Anliegen?

Ich muss darum ein gutes Wort für die rebellischen Studenten sagen dürfen. Dixi et salvavi animam meam!

Joseph Wittig

4. Das Theologische Seminar der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Preußen an der Universität in Breslau⁴⁶

Die Bemühungen der altlutherischen Kirche, eine theologische Professur an einer preußischen Universität zur Ausbildung ihrer Pastoren auf Kosten des Staates zu erhalten, reichen bis ins Jahr 1841 zurück, hoffte man doch, Johann Gottfried Scheibel selbst mit dieser Professur betrauen zu können. Der Staat verharnte aber bei seiner Ablehnung, so daß sich die Generalsynode der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Preußen 1868 entschloß, die Einrichtung eines von ihr zu finanzierenden theologischen Seminars an der Universität in Breslau vorzubereiten. Nach verschiedenen Kollektenaufrufen und größeren Stiftungen von Geheimrat Huschke konnte das Seminar im Juni 1883 eröffnet und als Seminardirektor Pfarrer Julius Greve angestellt werden⁴⁷. Neben dem hauptberuflich als Dozent tätigen Direktor des Seminars gaben auch die Kirchenräte des lutherischen Ober-Kirchen-Collegiums Unterricht. Die Theologiestudenten der altlutherischen Kirche wurden in einer Bekanntmachung aufgefordert, »für das erste und die beiden letzten Semester ihres Studiums die Universität Breslau zu wählen, um hier an den Veranstaltungen für unser Theologisches Seminar zu ihrer Ausbildung Theil zu nehmen«⁴⁸.

Folgende Seminardirektoren unterrichteten bis 1945 in Breslau:

1883–1908	Julius Greve (1832–1908)
1908–1914	Lic. Dr. Johannes Stier (1872–1961)
1915–1918	kein Unterricht während des Krieges
1919–1923	D. D. Werner Elert (1885–1954)
1923–1937	Lic. Fritz Priegel (gest. 1937)
1937 ff	Lic. Richard Laabs (1895–1979)

Um Zielsetzung und Charakter des Seminars vorzustellen, sei hier aus einem Rückblick von Lic. Priegel anlässlich des 50jährigen Bestehens des Seminars 1933 zitiert: »Jetzt steht das Seminar im 94. Semester und ist von 294 Studenten besucht worden, darunter nicht wenige Gäste aus anderen Kirchen, besonders Freikirchen.

Ergebnislos verliefen die wiederholten Versuche, vom Staate für das Seminar die Rechte einer juristischen Person zu erlangen, obgleich das Oberkirchenkollegium die Bedenken und Gegengründe des Ministeriums mit durchschlagenden Gründen widerlegte und die Notwendigkeit eines theologischen Seminars für unsere Kirche nachwies. Auch eine Audienz zweier Kirchenräte beim Minister brachte keine Änderung, und eine Bittschrift an den Kaiser fand damit seine Erledigung, daß der Minister sich weigerte, sie an den Kaiser weiter zu leiten.

46 Die Informationen über das altlutherische Seminar verdanke ich Herrn Dr. Werner Klän und Herrn Professor Dr. Volker Stolle, die mir sowohl die einschlägigen Beschlüsse der General-Synode als auch die betreffenden Mitteilungen im »Kirchen-Blatt für die evangelisch-lutherischen Gemeinden in Preußen« ab 1882 zur Verfügung gestellt haben. Beiden Herren sei herzlich gedankt. Leider konnte das Material hier nicht intensiver ausgewertet werden.

47 Pastor Julius Greve wurde am 4.3.1832 in Gütersloh als Sohn eines evangelischen Pfarrers geboren. Nach einem Studium der alten Sprachen und ernster Erkrankung war er zunächst Lehrer am Gymnasium in Gütersloh, trat durch den Einfluß von Pfarrer Ludwig Feldner 1860 zur altlutherischen Kirche über, holte das theologische Examen nach und wurde Pfarrer in Weigersdorf und seit 1875 in den Gemeinden Köln – Düsseldorf – Essen. (s. Kirchen-Blatt 1908 Nr. 18 vom 3. Mai, S. 275–278).

48 Kirchen-Blatt 1882 Nr. 19 vom 1.10.

In kirchlich ernstbewegter Zeit tritt das Seminar die zweiten fünfzig Jahre an. Wir tun es aber in der getrosteten Zuversicht, daß Gott der Herr, der uns diese theologische Bildungsstätte geschenkt hat, unser Gebet erhören und sie uns weiter erhalten wird. Er wolle in Gnaden unsre geringe Arbeit auch in Zukunft sich gefallen lassen und sie segnen. Denn so lange unsre Kirche, so wie sie jetzt ist, weiter besteht, kann sie das Seminar nicht entbehren. Es ist ja nicht so, als ob das Seminar nur die Aufgabe hätte, die Theologie, die an den Universitäten gelehrt wird, zu prüfen, zu kritisieren und ihr Recht oder Unrecht nachzuweisen. Gewiß wird jede Theologie, die dem Bekenntnis sein Recht nicht im vollem Umfange gewährt, abgelehnt und bekämpft werden müssen. Darum werden wir nicht nur gegen alle Unionstheologie immer neu Stellung nehmen müssen, sondern auch darauf sorglich achten müssen, wo reformiertes Gedankengut sich findet. Auch kommen je und dann Zeiten, wo eine Theologie zur Herrschaft kommt, die in ihrer grundsätzlichen Haltung zum Kampfe herausfordert, wie es z. B. bei der Errichtung des Seminars gegenüber der Theologie Ritschls der Fall war. Aber selbst wenn es dahin kommen sollte, daß auf allen Universitäten eine bekennnistreue lutherische Theologie gelehrt würde, könnten wir doch unser Seminar nicht entbehren. Denn die Universitäten erziehen die Studenten zum Dienst in den Landeskirchen. Unsre Kirche ist aber in ihrer Geschichte und in ihrem Wesen und Leben so ganz anders geartet, daß hier eine Ergänzung der Universitätsausbildung nötig ist. Trotz aller Mängel und Schäden, die sich in unserer Kirche finden, können wir doch wohl ohne Überhebung sagen, daß z. B. unsre Gemeinden im Durchschnitt eine Bibelkenntnis und eine Bibelvertrautheit besitzen, die nicht unerheblich über dem Durchschnitt landeskirchlicher Gemeinden liegt. Darum muß unsre Pastorenschaft, um den Ansprüchen der Gemeinden zu genügen, viel mehr in der Bibel zu Hause sein, als es in der Landeskirche nötig ist. So haben unsre Väter von je her verlangt, daß unsre Studenten in ihrer Studentenzeit die ganze Bibel im Urtext an der Hand kurzgefaßter Kommentare durcharbeiten sollen. Dazu muß das Seminar Anleitung geben. Andererseits muß eine eingehende Behandlung des Textes dadurch ermöglicht werden, daß die Schriftauslegung weniger vorgetragen als in Rede und Gegenrede getrieben wird. Hierzu werden nach Möglichkeit schriftliche Arbeiten der Studenten die Grundlage bilden. Ferner lebt in unsern Gemeinden ein ausgeprägtes kirchliches Bewußtsein, das Bewußtsein, als Kirche eine große geschlossene Einheit zu bilden. Man weiß sich als eine weit verzweigte Familie, die durch das kirchliche Bekenntnis zusammengehalten wird. Darum ist es wichtig, daß unsre Studenten einen Teil ihrer Studienzeit an der Zentrale unsrer Kirche zubringen, hier das Leben einer großen Gemeinde kennen lernen, die zugleich die Keimzelle unsrer kirchlichen Gemeinschaft bildet. Von hier aus lernen sie sich ganz anders als Glieder an dem Leibe unsrer Kirche erkennen, lernen auch, daß alle ihre spätere Arbeit zugleich Arbeit an dieser und für diese Gesamtgemeinde ist.⁴⁹

49 Kirchen-Blatt 1933 Nr. 30 vom 23. 7., S. 467–471, hier S. 469 f.

Aus der Sicht des Jahres 1931

Pfarrer Walter Schwarz über die Spannung zwischen
Nationalsozialismus und evangelischem Christentum

VON EBERHARD SCHWARZ

Der Nachdruck des folgenden Artikels von Pfarrer Walter Schwarz aus dem Jahre 1931 möchte das im Jahrbuch für Schlesische Kirchengeschichte 1987 von mir gezeichnete Lebensbild meines Vaters ergänzen um ein wichtiges Dokument. Dieses zeigt, daß es in der Evangelischen Kirche damals an warnenden Stimmen nicht gefehlt hat. Freilich sind wir heute mit dem Wissen um alles, was in den 12 Jahren der Herrschaft des Dritten Reiches geschehen ist, um vieles klüger. Den nachfolgenden Beitrag wird man jedoch weniger aus der Retrospektive von heute lesen dürfen, sondern aus der Lage von damals, in der die Zukunft den Blicken noch verhüllt war.

Im März 1930 war Brüning mit der Regierungsbildung in der Weimarer Republik beauftragt worden. Als seine Deflationspolitik im Reichstag keine Mehrheit mehr fand, regierte er mit Hilfe von Notverordnungen und löste den Reichstag auf. Die Neuwahlen am 14. September stärkten auf beiden Flügeln die radikalen Parteien. Die Abgeordnetenzahl der Nationalsozialisten schnellte von 12 auf 107 Sitze hoch, die Kommunisten wuchsen um 23 Sitze auf insgesamt 77 Sitze an.

Die Auseinandersetzungen verlegten sich auf die Straße. Die Zahl der Arbeitslosen stieg in Deutschland bis 1932 auf 6 Millionen an. Der Bankenkra-
ch wirkte sich weltweit aus und verstärkte die wirtschaftliche Misere. Weltanschaulich rangen die kommunistische Gottlosenbewegung, das Freidenkertum und die zu ungeahntem Einfluß gelangte völkische Bewegung um die Seele des deutschen Volkes.

Damals waren in der Evangelischen Kirche Kräfte am Werke, die dem Geschehen nicht tatenlos zusehen wollten. Die sogenannte »Apologetische Zentrale« in Berlin-Spandau bildete ein Zentrum für die geistige Auseinandersetzung. Sie gab unter Dr. Carl Schweitzer und dem damaligen Privatdozenten Walter Künneth vierteljährlich erscheinende Hefte unter dem Titel »Wort und Tat« heraus, in denen informative Artikel und Berichte aus der

apologetischen Arbeit veröffentlicht wurden. Sie beobachtete auch den Weltanschauungskampf sowohl im Blick auf Freidenker und Gottlosenaktionen als auch die völkische Religiosität und ihre unterschiedlichen Gruppen.

In Heft 3 des Jahres 1931 ist der auf einem Vortrag basierende Beitrag von Pfarrer Walter Schwarz, damals Direktor des »Evangelischen Preßverbands für Schlesien«, erschienen, den er auf der Schlesischen Konferenz für Volksmission am 7. Mai 1931 in Krummhübel gehalten hat.

Zwar hat der Begriff »Apologetik« in der Theologie seit Karl Barth keinen besonderen Klang mehr, aber der Sache nach kann die Kirche im Weltanschauungsringen nicht darauf verzichten. Nicht umsonst besteht auch heute in Stuttgart die »Evangelische Zentralstelle für Weltanschauungsfragen«, die die verschiedenen religiösen, pseudoreligiösen und geistigen Strömungen der Zeit beobachtet und darüber informiert, eine notwendige Aufgabe bei allem religiösen Indifferentismus und Synkretismus, den wir bei der geistlichen Verunsicherung besonders unter den sogenannten Gebildeten heute erleben.

Damals, 1931, hat Walter Schwarz eine Analyse des Nationalsozialismus auf Grund des vorliegenden Schrifttums gewagt, aus der die zentrale und beherrschende Bedeutung des Rassegedankens überdeutlich hervorgeht. Damals konnte noch niemand ahnen, zu welchen Konsequenzen diese heute reichlich überzogen und verschroben klingenden Ideen tatsächlich führen würden. Wer hat damals diese weltanschaulich überspannte Seite in der Breite des Bürgertums oder der Arbeiterschaft wirklich ernst genommen!

Nach 1933 hat dieser Artikel seinem Verfasser nicht unerhebliche Ungelegenheiten bereitet, denn er war den Nationalsozialisten nicht verborgen geblieben.

Sätze wie: »Gott, der Allmächtige, der Himmel und Erde geschaffen hat, wird in seiner Majestät nicht anerkannt. ... Gottes Universalität wird geleugnet. ... Aus dem persönlichen und aus dem Völkerleben ist Christus aus seiner beherrschenden Stellung verbannt. Es herrscht das deutsche Volk, es herrscht der Germane, seine Ehre braucht keine Liebe, sein Stolz keine Erlösung«, sprechen in ihrer Klarheit für sich in einer Zeit, da das Kommende menschlichen Augen noch verborgen war.

Welche Bedeutung hat die Spannung zwischen Nationalsozialismus und evangelischem Christentum für die apologetische Wortverkündigung

Von Pfarrer WALTER SCHWARZ, Breslau

I.

Eine völkische Bewegung gibt es seit langem. Ihre Vorläufer und Propheten haben unsere Väter begeistert: ein Paul de Lagarde, später Chamberlain u. a. Zu politischer Wirksamkeit kam sie in der Vorkriegszeit, im Alldeutschen Verband, dessen Führer Claß als Einhard eine vielgelesene deutsche Geschichte schrieb und im Stillen weitgehenden, wenn auch nicht ausschlaggebenden Einfluß auf die Politik vor 1913 hatte. In Österreich ist es die alldeutsche Bewegung um Schönener, in die Hitler in seiner Jugend Einblick zu künftiger Beherzigung erfährt. Nach dem Krieg gewinnen die völkischen Ideen allmählich innerhalb der nationalen Parteien in Deutschland Raum. In der Deutschnationalen Partei wird 1920 über den sogenannten Judenparagraphen abgestimmt; Helferich und Hugenberg verhalten sich damals ablehnend; auch A. v. Graefe stimmt gegen ihn, verbindet sich aber darauf mit Wulle und Henning zur Gründung der Deutschvölkischen Freiheitspartei oder, wie sie sich später nennt, zur Deutschvölkischen Freiheitsbewegung.

In dieses Strombett gehört der Nationalsozialismus. Doch hebt er sich von der völkischen Bewegung im allgemeinen ab. Zunächst in der Form. Er ist Partei; dies nicht als Gegensatz zur Bewegung, aber als notwendige, zugleich gewollte Form der Bewegung, weil sie nur so wirkungsfähig und gestaltungskräftig ist.

Von den Parteien aber unterscheidet sich diese Partei durch ihre Organisation und durch die »ewige Geltung ihrer Grundsätze«.¹ Sie ist militärisch durchgebildet, insofern die Führer von der obersten Spitze ernannt werden und ihrerseits wieder die Unterführer ernennen. Das Maß der Autorität entspricht dem der persönlichen Verantwortung. Ein Programm, das je nach der Lage wechselt, verwirft die Partei; daher hat sie Grundsätze aufgestellt; ihre Formulierung war notwendig, wollte man organisatorisch seine Weltanschauung erfassen: »Was für den Glauben die Dogmen darstellen, sind für die sich bildende politische Partei die Parteigrundsätze.«² Inhaltlich fällt schon beim Namen eine Erweiterung des Gedankenkreises nach dem Sozialen hin auf. Das Rot der Fahne bezeugt den sozialen

1 SCHNEIDER, Unser täglich Brot, Nationalsozialistische Bibliothek Nr. 19.

2 HITLER, Mein Kampf, S. 422.

Gedanken der Bewegung. Hier scheinen Hitlers Lebenserfahrungen einen Niederschlag gefunden zu haben. Die fünf Jahre, die er in Wien zunächst als Bauhilfsarbeiter, dann als kleiner Maler sein kärgliches Brot, das kaum den Hunger stillte, verdiente, öffneten ihm die Augen für die soziale Frage. Selbst in der Welt der Armut und täglicher Unsicherheit, aus der sich sein Vater, ein kleiner Beamter, eben erst herausgearbeitet hatte, selbst unter dem Terror der Gewerkschaften, der ihm die Wahl ließ, entweder sofort den Bau zu verlassen oder vom Gerüst herunterzufliegen – das war eine andere Welt als die des Rechtsanwalts Dr. Claß, des Geheimen Finanzrates Hugenberg, des Grafen Reventlow, des Gardeoffiziers v. Graefe, des mecklenburgischen Pastorensohnes Wulle, des Grafen R. v. d. Goltz und wie sie alle heißen, die uns Junius Alter in seinem Buch »Nationalisten« geschildert hat. Bei ihnen war es die soziale Frage allenfalls, der sie nachdachten, bei dem Gründer der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei war es die soziale Not, die er selbst erlebt hatte.

Nun verbinden sich die sozialen Forderungen mit den völkischen. Von beiden her wird dem Marxismus der Kampf angesagt. Das bedeutet nicht Verneinung der Gewerkschaften: »sie gehören zu den wichtigsten Einrichtungen des wirtschaftlichen Lebens«, »breite Massen des Volkes erhalten durch sie eine Erziehung«,³ aber sie sollen kein Organ des Klassenkampfes sein, sondern ein Organ der Berufsvertretung. Eigene nationalsozialistische Gewerkschaften sind trotzdem bisher nicht gebildet worden. Zuerst müsse der politische Kampf geführt werden, die Idee auf politischem Boden gesiegt haben, was nicht geschieht, wenn der politische Kampf mit wirtschaftlichen, z. B. Siedlungsbestrebungen verknüpft wird. Aufgabe der sozialen Tätigkeit aber ist, »nicht Gnaden verteilen, sondern Rechte herstellen«, also nie und nimmer »ebenso lächerliche wie zwecklose Wohlfahrtsduselei, vielmehr Beseitigung grundsätzlicher Mängel in der Organisation des Wirtschafts- und Kulturlebens«. Ist bis dahin die völkische Bewegung sozial exklusiv gewesen, so mündet sie durch Hitler in die Masse ein. Das bringt naturgemäß eine Rückwirkung auf den völkischen Gedanken. Der Sektencharakter wird abgestreift. Verschrobenheiten des Begriffs »völkisch« werden abgelegt. Die »Altertumsschwärmer«,⁴ die »Schwadronneure«, die nicht selten glauben, durch wallenden Vollbart und urgermanisches Getue die geistige und gedankliche Hohlheit ihres Handelns und Könnens maskieren zu können,⁵ die sogenannten religiösen Reformatoren auf altgermanischer Grundlage, werden abgelehnt; sie seien von Mächten geschickt, die den Wiederaufstieg unseres Volkes nicht wünschen, deren

3 Ebd., S. 372.

4 Ebd., S. 393.

5 Ebd., S. 517.

ganze Tätigkeit das Volk vom gemeinsamen Kampf gegen die Juden fortführe. Auch Feder sagt deutlich,⁶ daß die Partei es sich verbitte, mit Wotansbestrebungen identifiziert zu werden, wobei er noch dahingestellt sein läßt, ob derartige Bestrebungen überhaupt in belangreichem Umfang bestehen. Daß Dinter aus der NSDAP ausgeschlossen worden ist, hat das Pfarrerblatt Nr. 6, 1931 mitgeteilt.

Im Mittelpunkt der Weltanschauung des Nationalsozialismus – er nennt sich selbst eine Weltanschauungspartei – steht das Bekenntnis zur Rasse im allgemeinen, zur arischen Rasse im besonderen. Es gibt verschiedene Rassen; sie sind nicht gleich, vielmehr höheren und minderen Wertes. Die Rasse aber ist die Grundlage einer Kultur; das Blut ist das Entscheidende, nicht die gemeinsam erlebte Geschichte, nicht die Sprache. Nun ist »der Arier allein der Begründer höheren Menschentums, der Urtyp dessen, was wir unter dem Wort Mensch verstehen. Was wir heute an menschlicher Kultur, an Ergebnissen von Kunst, Wissenschaft und Technik haben, ist nahezu ausschließlich schöpferisches Produkt des Ariers.«⁷ »Der Selbsterhaltungstrieb hat bei ihm die edelste Form erreicht, indem er das eigene Ich dem Leben der Gegenwart willig unterordnet und, wenn die Stunde es fordert, auch zum Opfer bringt.«⁸ Darum »ist menschliche Kultur und Zivilisation auf diesem Erdteil unzertrennlich gebunden an das Vorhandensein des Ariers.«⁹ Darüber hinaus formuliert A. Rosenberg:¹⁰ »Die germanischen Charakterwerte sind das Ewige, wonach sich alles andere einzustellen hat.«

Aufs engste hängt damit der Persönlichkeitsgedanke im Nationalsozialismus zusammen. Die letzte Konsequenz der Anerkennung des Blutes, also der rassenmäßigen Grundlage im allgemeinen, ist die Übertragung dieser Einschätzung auf die einzelne Person. So wenig Volk gleich Volk ist, so wenig Mensch gleich Mensch. Wieder zieht Rosenberg die letzten Konsequenzen, die nicht fern von der Verherrlichung der Blauäugigen und der Blonden ist, und vergißt, daß schon E. M. Arndt darauf aufmerksam gemacht hat, daß Goethe und Freiherr vom Stein aus braunen Augen in die Welt geschaut haben.

Die ganze Position setzt sich merkbar von der antisemitischen Bewegung

6 FEDER, Das Programm der NSDAP und seine weltanschaulichen Grundgedanken, Heft 1 der Nationalsozialistischen Bibliothek, S. 62.

7 HITLER, S. 317.

8 Ebd., S. 326.

9 Ebd., S. 421.

10 ROSENBERG, Der Mythos des 20. Jahrhunderts, S. 595, doch verwehrt R. ausdrücklich, daß seine Anschauungen der NSDAP zugeschrieben werden, die ihre Sonderaufgabe habe und als Organisation sich fernhalten müsse von Auseinandersetzungen religiöser und kirchenpolitischer Natur, S. 22.

der achtziger und neunziger Jahre, die im wesentlichen negativ bestimmt war, ab. Sie ist vorbereitet durch Gobineau, Chamberlain, Wilser, Kossina, Günther, L. Woltmann, die in Dante, Goethe, Erwin, Luther, Kopernikus, Shakespeare, Richard Wagner nicht einzelne Genies, sondern Manifestationen des germanischen Geistes feierten. In dieser ersten Zeit ist das Hakenkreuz nicht ein Kampfzeichen gegen den Davidsstern, »zu dem es mittlerweile infamiert worden ist«, sondern ein Symbol arischer Welt- und Gottesanschauung. So sieht auch Hitler im Hakenkreuz die Mission des Kampfes für den Sieg des arischen Menschen, zugleich aber doch schon auch den Sieg des Gedankens der schaffenden Arbeit, »die selbst ewig antisemitisch war und antisemitisch sein wird«.¹¹

Hier ist die Front gegenüber dem Judentum: »heute geht es um die große, vielleicht endgültige Auseinandersetzung zwischen dem jüdischen Dämon und dem deutschen Genius«,¹² »dem Arier ist der Jude entgegengesetzt«,¹³ ohne eigene Kultur, nur nachempfindend, in seinem Intellekt zusetzend«.¹⁴ Die jüdische Religion sei nichts anderes als eine Lehre der Erhaltung der jüdischen Rasse;¹⁵ nur um des Fortkommens willen habe sich das jüdische Volk den Begriff der Religionsgemeinschaft geborgt,¹⁶ also: der Jude ist ohne Religion, da ohne Idealismus, da ohne Jenseitsglauben, schon von Jesus, dem Arier, mit der Peitsche aus dem Tempel gejagt. »Der Untergang ist über uns gekommen, weil wir die Rassenfrage nicht anerkannt haben. Jede Rassenmischung senkt das Niveau. Die Sünde wider Blut und Rasse rächt sich bis ins zehnte Glied.«^{16a} Im Marxismus und Kapitalismus haben nun die Vertreter ein und desselben Volkes, die Juden, die Führung. So war und ist der Kampf dagegen, gegen die Verfälscher alles Heldischen im deutschen Volk, ein Rassenkampf.

Von hier aus ergeben sich die Gedanken für die Gestaltung des Lebens. Die Aufgabe ist Hochzüchtung zur höchsten Rasse, zum Herrenvolk, »bis endlich dem besten Menschentum durch den erworbenen Besitz dieser Erde freie Bahn gegeben wird zur Betätigung auf Gebieten, die teils über, teils außer ihr liegen werden.«¹⁷ Dieser Aufgabe dient der Staat; er ist nicht Selbstzweck, sonst wäre er Tyrannei; er muß vielmehr dem Verlangen des Volkstums entsprechen, seiner Bewahrung dienen; er ist lediglich Mittel

11 HITLER, S. 537.

12 ROSENBERG (wie Anm. 10), S. 436.

13 Ebd., S. 330.

14 Ebd., S. 332.

15 Ebd., S. 165.

16 Ebd., S. 336.

16a HITLER, S. 272.

17 Ebd., S. 422.

zum Zweck der Erhaltung des rassischen Daseins, lediglich Form, während die Rasse Inhalt ist. Damit würde Reupke¹⁸ zu vereinen sein, der richtig sieht, daß die überaus starken zentralistischen Tendenzen in Italien mehr romanischem Empfinden entsprechen, während der Genossenschaftscharakter mehr dem deutschen Volkstum entspricht. Aber die Form soll dem Inhalt adäquat sein, die Folge ist der Rasse-, der Nationalstaat, nicht im Sinne der Vorkriegszeit, die in Namen und Worten germanisierte, sondern in der einheitlichen Zusammenfassung alles deutschen Volkstums und der Germanisierung des Bodens, vor allem im Osten. Indessen ist die Auswirkung doch so, daß man an den omnipotenten Staat erinnert wird. Im Schulprogramm der NSDAP¹⁹ heißt es: »die gesamte Erziehung der deutschen Volksgenossen zu deutschen Staatsbürgern liegt in den Händen des Staates«, und weiter: »die Einrichtungen dazu sind die Familie, die Schule und die Kirche.« Das ist zum mindesten mißverständlich, als wäre die Kirche ein Organ des Staates. Wie stark die Macht des Staates gedacht ist, sagt Punkt 4 des Schulprogramms: »Die gesamte deutsche Schule ist Staatsschule; einen Ersatz dafür gibt es nicht, weder durch Privatschulen noch durch Schulen anderer Organisationen noch durch Privatunterricht.« Der schulpolitische Vertrauensmann der Partei, Lehrer Schemm in Bayreuth, der Leiter des nationalsozialistischen Lehrerbundes schrieb: »Wer die Macht im Staate hat, bestimmt den Charakter, bestimmt Art und Inhalt der Schule. Jede andere Logik und Denkweise ist abwegig, ja geradezu blödsinnig.«²⁰ Also ein Staatsmonopol, noch ausgeprägter als in unserer Reichsverfassung. Doch liegen die Dinge nicht klar. Derselbe Schemm schrieb:²¹ »Die beiden christlichen Konfessionen müssen nicht nur in vollem Umfang zu ihrem Recht kommen, sind im Gegenteil Seele und Inhalt des ganzen Gesinnungsunterrichtes, selbstverständlich erst recht des Religionsunterrichtes, ja darüber hinaus des gesamten Unterrichts.«²² Das Ziel ist der deutsche Mensch. Hitler betont zuerst die körperliche Ertüchtigung; jeder müsse sich selbst verteidigen können, also auch boxen lernen. An zweiter Stelle steht die charakterliche, an letzter Stelle die Wissensbildung. Quelle der Bildung ist das deutsche Volkstum. Grundidee der Erziehung ist das Christentum, denn »unentbehrlich ist uns die religiöse Unterweisung im Sinn der Erziehung zum Tatchristentum.«²³ Der Boden

18 Der Nationalsozialismus und die Wirtschaft, S. 59.

19 Nationalsozialistische Lehrerzeitung, 4. Folge 1930.

20 Nationalsozialistische Lehrerzeitung, 5. Folge April 1931.

21 HITLER, Mein Kampf, S. 422.

22 Ebd.

23 Nationalsozialistische Lehrerzeitung, 4. Folge, September 1930

der Kirche aber ist das deutsche Volkstum. – Hier spiegeln sich im Staatsgedanken und im Erziehungsprogramm der Rassen- und Persönlichkeitsgedanke.

2.

Viele Abschnitte in Hitlers Buch lassen verstehen, daß der Leser sich an ihm begeistert. Da ist der Führergedanke, der dem Ruf nach dem starken Mann entgegenkommt, die Betonung der Autorität, der Blick für die Familie und die Bestimmung der Ehe, die Unterscheidung von Leihkapital und nationalem, gebundenem Kapital, von persönlichem und Aktienbesitz, das Verständnis für das Eigentum als Grundlage der Kultur, die Wertung der Arbeit, ob Hand-, ob Geistesarbeit, die Geißelung des Standesdünkels, des Beamtendünkels, die Auffassung von Volksbildung im Sinne nicht bloßer Wissensvermittlung, sondern der Erziehung zur Verantwortungsfreudigkeit, die Mannhaftigkeit, die ein Volksheer fordert, nicht um Welteroberungen zu vollbringen, sondern um zur Pflicht zu erziehen gegen die Korruption der Welt, die Tapferkeit, die den Krieg als eine Bewährungsprobe eines Volkes nimmt, die Hochschätzung der humanistischen Bildung, – all dies erweckt Freunde und läßt vergessen, was von evangelischem Christentum her zur Grundposition des Nationalsozialismus zu sagen ist.

Vorher aber sind seine eigenen Selbstzeugnisse über seine Stellung zum evangelischen Christentum und zur Kirche zu prüfen, unter dem Vorbehalt, daß es sich nicht um systematische Gedanken handelt, die nie die Stärke einer jungen Bewegung sein werden, und nach denen allein sie nicht zu werten sein dürfte.

Der Schöpfergott wird anerkannt. »So oft wir an einem reifenden Getreidefeld vorüberwanderten, mußten wir stets tiefste Bewunderung empfinden vor den Schöpfungen des allmächtigen Leiters all der herrlichen Erzeugnisse der Natur«, bekennt Schneider,²⁴ »da ist all unsere Kunst umsonst–«, »das sind Bauwerke, die kein Mensch zu schaffen weiß«. Hitler hat auch eine Ahnung von der Beschränktheit des Geschöpfes: »Der Mensch erfindet nicht, sondern entdeckt nur«,²⁵ ein Wort, das an Fr. W. Förster erinnert. Die Krone der Schöpfung ist der arische Mensch; darum: »wer die Hand an das höchste Ebenbild des Herrn zu legen wagt, frevelt am gütigen Schöpfer dieses Wunders und hilft mit an der Vertreibung aus dem Paradies.«²⁶ Doch ist das Bild nicht einheitlich. Rosenberg hält die Anschauung, die sich den

24 SCHNEIDER, S. 49.

25 HITLER, S. 314.

26 Ebd., S. 421.

Kosmos als aus dem Nichts, aus Willkür erschaffen denkt, für semitisch-römisch und setzt ihr die nordisch-abendländische gegenüber, die etwas von einer Innergesetzlichkeit des Naturgeschehens weiß.²⁷

Über Jesus ist soweit Übereinstimmung, als seine arische Rasse selbstverständlich ist. Aber Hitler nimmt wenig Gelegenheit, davon zu reden, nach seinem Grundsatz, dem Feder einmal Ausdruck gibt: »religiöse Fragen sind nicht in allgemeine politische Aussprachen hineinzuziehen.« Da aber andererseits gern und wiederholt davon gesprochen wird, daß es gerade die Stärke der NSDAP. sei, daß sie Weltanschauungspartei ist, wird man um so gespannter auf Äußerungen aus dem ganzen Lager lauschen. Jesus sei kein Typenbildner gewesen, nur Seelenbereicherer, zu schätzen, weil seine Liebe die Liebe eines seines Seelenadels und seiner starken Persönlichkeit bewußten Mannes gewesen sei. Jesus opferte sich als Herr, nicht als Knecht. So Rosenberg. Aber die Liebe, die durchs Christentum in die germanische Geschichte eingetreten ist, wird als empfindlicher Schlag gegen den arischen Wert, gegen die Ehre gewertet, schon nicht geeignet, sich in der Führung der kirchlichen Einrichtungen durchzusetzen,²⁸ sie bringt erst Probleme und Zwiespalt, begründet in ihrem Konflikt mit den höchsten germanischen Werten von Ehre, Freiheit, Stolz den Mangel an Lebensstil und Nationalstaat,²⁹ Jesus bedeutet einen, aber nicht den Angelpunkt der Geschichte, durch seine Lehre von der Behauptung der ewigen Persönlichkeit einer ganzen Welt gegenüber.

Die Geschichte steht für Rosenberg unter der Entscheidung zwischen Liebe und Ehre. Die Liebe predigt Gleichheit, Schutz der Schwachen, Humanität, »diese Freimaurerreligion«, die Caritas verhindere die Auslese durch den Kampf ums Dasein, nein: statt Liebe solle es Gerechtigkeit, statt Barmherzigkeit Pflicht heißen. Auch der Kampf zwischen Kaiser und Papst sei der Kampf zwischen germanischer Ritterehre und römischer Liebe. Die Parole: eine Herde, ein Hirt, bedeute die Kampfansage an den germanischen Geist. Bezeichnend ist nun die Ahnentafel, die Rosenberg aufstellt. Nicht Augustin, »der sklavische Halbafrikaner«, aber Eckehart, »der Schöpfer einer neuen Religion«, dessen mystische Hingabe höchstes Selbstbewußtsein sei, dessen adelige Seele Ehrfurcht vor sich habe, der mit dem Mythos von der ewigen freien Seele die Religion des Blutes verbinde: »Das Edelste, was am Menschen ist, ist das Blut.«³⁰ Leider habe Luther Eckehart nicht fortgesetzt, aber Friedrich der Große und Moltke, auch Goethe, wengleich dieser nicht typenbildend, Persönlichkeiten, germanische Tatmenschen.

27 ROSENBERG S. 56.

28 Ebd., S. 151.

29 Ebd., S. 378.

30 Ebd., S. 243.

Die Stellung zur Kirche ist wieder nicht einheitlich. Hitler ist zurückhaltender: »Das Verhältnis von Gutem und Schlechtem in der Kirche sei besser als anderswo«; »man nehme der heutigen Menschheit die durch ihre Erziehung gestützten religiös-glaubensmäßigen, in ihrer praktischen Bedeutung aber sittlich moralischen Grundsätze durch Ausscheidung dieser religiösen Erziehung und ohne dieselben durch Gleichwertiges zu ersetzen, und man wird das Ergebnis in einer schweren Erschütterung der Fundamente ihres Daseins vor sich haben. Der Mensch lebt nicht nur, um höheren Idealen zu dienen, sondern diese höheren Ideale geben umgekehrt auch die Voraussetzungen zu seinem Dasein als Mensch.«³¹ Für Feder³² beweisen Redensarten wie: »das Christentum hat nur geschadet«, höchstens, daß der Betreffende kein menschliches politisches Taktgefühl hat. Versagt haben natürlich die Kirchen oft genug. Wenn die evangelische Kirche auch immer für die Förderung des Deutschtums eintreten würde, so versage sie in der Judenfrage, sagt Hitler,³³ während Rosenberg ihr³⁴ vorwirft: anstatt auf die Mystik zu hören, habe sie – die große Sünde des Protestantismus – das Alte Testament zum Volksbuch gemacht. Fort mit ihm, fort auch mit dem Psalmenbuch, und an ihre Stelle die nordischen Sagen und Märchen!

Das Verhältnis der Konfessionen darf die Volksgemeinschaft nicht stören: »Wer konfessionelle Kämpfe in die völkische Bewegung hineinträgt, ist schlimmer als der Kommunist«, äußert der Politiker Hitler, dem die konfessionelle Einstellung lediglich Ergebnis der Erziehung ist, während das religiöse Bedürfnis an sich im Innern des Menschen schlummert.³⁵ Schlechterdings unbegreiflich ist ihm die Missionstätigkeit in fremden Ländern, während die Kirchen in der Heimat Millionen verlieren und das Volk zu Hause degeneriert.³⁶

Stärker geht wieder Rosenberg ins Zeug. Er schreibt zwar nicht für Menschen, die festgefügt innerhalb ihrer Glaubensgemeinschaften leben, wohl aber für die, die sich innerlich von ihnen gelöst haben; »sie zählen nach Millionen; denn beide Kirchen sind erstarrt; in beiden ist negatives Christentum. Religion ist innerhalb der Kirche nur, soweit die nordische Seele nicht verhindert wurde. Das aber ist überall der Fall, wo an Stelle des Helden Jesus der gekreuzigte getreten ist. Weg mit den Kreuzen von den Landstraßen! Nicht das Christentum hat dem deutschen Volk die Gesittung gebracht, das Christentum verdankt seine dauernden Werte dem germani-

31 HITLER, S. 416f.

32 FEDER, S. 61.

33 HITLER, S. 123.

34 ROSENBERG, S. 206 u. 236.

35 HITLER, S. 92.

36 Ebd., S. 293 u. 446.

schen Charakter.«³⁷ Der nordischen Rassenseele im Zeichen des Volksmythos ihre Form als deutsche Kirche zu geben, nennt Rosenberg mit die größte Aufgabe des Jahrhunderts.³⁸ Damit vergleiche man in dem oben zitierten Abschnitt Hitlers den kleinen Satz: »ohne die glaubensmäßigen Grundsätze durch Gleichwertiges zu ersetzen«, und werte das »politische Taktgefühl« bei Herrn Feder, um bestimmte Linien zu sehen, ohne daß man sie beweisen könnte.

Ein besonderes Kapitel ist das Verhältnis von Religion und Politik. Immer wieder scheidet Hitler Religion und Politik. Er ist Politiker, nicht Reformator, die Aufgabe der NSDAP, also nicht eine religiöse Reformation, sondern politische Reorganisation; darum bekämpft er, da er in beiden religiösen Bekenntnissen gleich wertvolle Stützen für den Bestand unseres Volkes sieht, diejenigen Parteien, die dieses Fundament einer sittlich-religiösen und moralischen Festigung unseres Volkskörpers zum Instrument ihrer Parteiinteressen herabwürdigen wollen.³⁹ Weder also Religion im Dienst einer Partei noch auch umgekehrt politische Parteien zur Vertretung konfessioneller Interessen! Das bedeutet Volksverrat.⁴⁰ Folgerichtig wird auch dem Einfluß der Religion auf den Staat gewehrt. Wie Bismarck es sich verbat, so auch Hitler: völkische Weltanschauung kann einer ethischen Idee das Existenzrecht nicht zubilligen, sofern diese Idee eine Gefahr für das rassische Leben der Träger einer höheren Ethik darstellt,⁴¹ und nicht anders Reupke:⁴² »Der Staat kann es nicht dulden, daß eine ausgesprochene konfessionelle Sozialethik mit ihren Ansprüchen auf politische Einflußnahme das Bild der Wirtschaft maßgebend beeinflussen soll.« Soviel von Äußerungen des Nationalsozialismus über seine Position und deren Verhältnis zum Christentum.

3.

So erfreulich auch das Biologische in dem Gedankenaufriß Hitlers ist – auch bei Winnig und Hans Grimm scheint uns die biologische Anschauung ein Fortschritt gegenüber allem Mechanisch-Rationalen –, die christliche Wahrheit des ersten Artikels scheint doch nicht voll erkannt. Gott, der Allmächtige, der Himmel und Erde geschaffen hat, wird in seiner Majestät nicht anerkannt. Der Töpfer, der seinen Ton wieder zerschlagen kann, der

37 ROSENBERG, S. 156, 207, 595.

38 Ebd., S. 562ff. u. 574.

39 HITLER, S. 379f.

40 ROSENBERG, Wesen, Ziele und Grundsätze der NSDAP, S. 45.

41 HITLER, S. 421.

42 REUPKE, S. 37.

Gott, der nicht durch Vorzüge eines Menschen oder einer Menschenrasse sich in seinem Ratschluß binden läßt, bleibt fern. Ganz deutlich streitet bei Rosenberg der Immanenzgedanke gegen den Schöpfungsgedanken. Gottes Universalität wird geleugnet; außer der arischen wird kaum einer anderen Rasse ein Eigenwert, eine göttliche Absicht zuerkannt. Mit dieser Einschätzung Gottes hängt die Überschätzung des Menschen zusammen. Der Mensch, wenigstens der Arier, ist der Held. Ist es nur Reklame oder ist es ein Symptom, wenn der Verleger des Buches von Erich Czech-Jochberg über Hitler im Vorwort schreibt: »Der Verfasser liebt seinen Helden, er vergöttert ihn, wie ihn heute Millionen Deutsche vergöttern«? Dieser Führerkult setzt eine Wandlung im Führerideal voraus, dem nachzudenken wichtig genug ist. In dem letzten Jahrzehnt haben wir den militärischen Führertyp – bedingungsloser Gehorsam ist sein Korrelat –, den germanischen Herzogstyp – freiwillige Gefolgschaft entspricht ihm – erlebt. Hier findet sich bereits ein Führerkult, dem auf der anderen Seite eine Führerhybris nur zu leicht folgen könnte. Der Mensch von Rasse macht sich selbst seine Gesetze; er steht nicht unter anderen höheren Gesetzen. Ist so Rosenberg zu verstehen, wenn er in der ersten Auflage seines Werkes zeitweise Vielweiberei der moralischen Beurteilung überhoben wissen will?⁴³ Es scheint doch beachtenswert, daß Junius Alter, sicher der nationalen Bewegung zugetan, erklärt: Aufgebaut auf dem sogenannten Führerprinzip, das stellenweise bereits eine bedenkliche Überspannung zeigt, sind die einzelnen nationalen Organisationen in ihrem Wollen und Handeln fast ausnahmslos so zu getreuen Spiegelbildern der Führer geworden, daß ihr Wert oder Unwert sich ohne weiteres in ihren Repräsentanten bekundet.⁴⁴ Und ist's von ungefähr, daß alle Führer gegenseitig verfeindet sind? Claß kann nur führen bei völliger Unterordnung der anderen, Graf Reventlow, zum Dienen nicht geboren, kann nur arbeiten bei völliger Selbständigkeit; v. Graefe, einst Claß befreundet, haßt den einstigen Freund als schärfsten Gegner; Hitler bricht mit Kahr; Ludenhoff sagt: »Was nicht bedingungslos für mich ist, wird aus meinem Leben gestrichen«, und will von Hitler nichts mehr wissen – es ist die Quittung darauf, daß der Herr aller Herren entthront ist.

Hitler erhebt Klage darüber, daß das deutsche Volk sich habe verführen lassen, abgefallen sei. Die Rassenschande ist ein Vergehen. Aber der richtige Arier ist fleckenlos. Das wird bei Rosenberg deutlich, dem Sünde und Erbsünde jüdische Reste sind. Hier tun sich Abgründe zum zweiten Artikel auf. Der Herrenmensch kehrt wieder, der keine Erlösung braucht, nur

43 ROSENBERG, *Mythos*, S. 558.

44 JUNIUS ALTER, *Nationalisten*, Vorwort S. 8.

Steigerung und Vollendung. Jesus ist ein Angelpunkt, nicht einmal der bedeutendste, aber nicht der Mittelpunkt der Geschichte. Die Verwerfung des Alten Testaments rächt sich. Das Alte Testament zeigt sich in seiner ganzen Unaufgebbarkeit, denn ohne Altes Testament ist Christus ein Heros, ein Märtyrer oder was sonst, nicht Heiland und Erlöser. Aus dem persönlichen und aus dem Völkerleben ist Christus aus seiner beherrschenden Stellung verbannt. Es herrscht das deutsche Volk, es herrscht der Germane; seine Ehre braucht keine Liebe, sein Stolz keine Erlösung.

Ganz folgerichtig ist der christlichen Kirche allenfalls eine pädagogische Rolle zugeschrieben, wenn ihr nicht wie bei Rosenberg jede Bedeutung abgestritten wird. So wenig es eine Gottesgeschichte der Verheißung des Alten Testaments gibt, so wenig eine Gottesgeschichte nach der Auferstehung. Daß die Kirche Christi in verschiedenen Volkstümern sich verbreitet, an alle Völker ihren Auftrag hat, daß vor seinem Taufbefehl der Deutsche kein Privileg hat, daß das Christentum noch immer jeweils in der Form des betreffenden Volkstums konkret wird, daß es uns Deutschen das Wertvollste gegeben hat – man lese nur einmal die Werke von Freybe, dem Vilmarschüler –, daß nun weiter diese Kirche trotz verschiedener Ausprägung und trotz geschichtlicher Differenzierung in verschiedenen Konfessionen Glieder an einem corpus Christianum sind, damit übernational, nicht international sein müssen und nimmer ineinander aufgehen können, das sind alles Gedanken, von denen man vergeblich einen Widerhall sucht, daher die Verdrehung altgermanischer Geschichte und altgermanischer Forschung, die Unkenntnis Parzivals, der Spott über Stockholm, die unklare Gemeinschaftsschule des Herrn Schemm: der dritte Glaubensartikel ist nicht lebendig. Es berührt auf den ersten Blick fast lutherisch, wenn Hitler Politik und Religion trennt. Die Welt läßt sich nicht mit dem Evangelium regieren. Wer das meint, und es meinen alle Humanisten, die vom Evangelium nichts wissen, steht nicht im Evangelium; aber es fehlt doch bei Hitler die Beziehung von Welt und Religion. Gerade wenn er seine Partei eine Weltanschauungspartei nennt, wird sich eine Klärung hier nicht umgehen lassen. Sonst könnte es wirklich so aussehen, als sei Religion Privatsache, und den Eindruck hat man nicht selten, wenigstens, was die Konfessionen angeht. Das aber sind liberale Gedanken. Wenn für Luther der Staat, die Obrigkeit die andere Seite der Christenheit ist, wenn sie das Schwert hat, so hat sie ihre Stelle in der Gesamtordnung und in einem Bezug zur Kirche. Daß dies bei Hitler fehlt, ist die Folge von der Alleinherrschaft der Schöpfung, die keinen Sündenfall kennt.

4.

Die apologetische Wortverkündigung berücksichtigt die Gegebenheit der Hörer; sie geht nicht vom Bedürfnis des Hörers aus, denn sie ist Wortverkündigung, empfängt also ihren Auftrag nicht von der Situation, sondern vom ewig gültigen Wort. Aber sie hat ihren Auftrag zu erfüllen in einer Art, die das Empfangen berücksichtigt. Darum muß sie sich die Frage vorlegen: Inwieweit sind nationalsozialistische Gedanken in unsere Gemeinden eingedrungen?

Von einer nationalsozialistischen Presse kann erst vom 15. September 1930 gesprochen werden. Kurz davor oder danach erfolgte die Gründung von Zeitungen, nachdem der 1920 von Hitler erworbene, zuerst zweimal wöchentlich, seit 1923 täglich erscheinende »Völkische Beobachter« lange Zeit die einzige nationalsozialistische Zeitung gewesen ist. Jetzt werden in Deutschland 44 Tageszeitungen, 6 Wochenzeitungen und 4 Halbwochenzeitungen, in Preußen 24 Tageszeitungen, 6 Wochenzeitungen und 1 Halbwochenzeitung gezählt.⁴⁵ Dazu kommen die Zeitschriften, die Illustrierte, die Monatsschrift »Das Neue Deutschland«, das Witzblatt »Die Brennessel« u. a. Zu werten ist weiterhin der Einfluß der nationalsozialistischen Gedanken in der anderen Presse, der auch im Feuilleton festzustellen ist. Auch zu organisatorischen Zusammenschlüssen hat der Nationalsozialismus geführt, so zu dem Nationalsozialistischen Lehrerbund, dessen Mitglieder nicht aus dem Deutschen Lehrerbund auszutreten brauchen, ein Grund mehr zu der Annahme, daß sie innerhalb des Lehrervereins eine wirkungskräftige Zelle sind, wie denn auch der Vorsitzende des Deutschen Lehrervereins deutlich die Verbindungslinien zwischen seinem Schulprogramm und dem Volksgemeinschaftsgedanken des Nationalsozialismus gezogen und daraus Aufgaben für den Deutschen Lehrerverein formuliert hat. Bemerkenswert ist die Debatte im »Deutschen Pfarrerblatt«,⁴⁶ wo ein Pfarrer eine rein kirchenpolitische Gruppe, »die unsere Interessen wahrnimmt«, Christlichdeutsche Bewegung und Pfarrergruppe, Berlin, empfiehlt. Schließlich sei auf die Haltung der Jugend auf den höheren Schulen und der Universität hingewiesen.

45 Deutsche Presse, 17, 1931.

46 Deutsches Pfarrerblatt, Nr. 45, 50, 1930; Nr. 2, 4, 6, 18 1931.

5.

Die Folgerungen, die die apologetische Wortverkündigung zu ziehen hat, sind vierfacher Art.

Sie wird sich zunächst die Frage vorlegen: Was will uns Gott mit dieser nationalsozialistischen Bewegung sagen? Sie wird den Bußruf hören. Ist jede Sekte ein Bußruf, wir haben die Eschatologie vergessen! Ist die Gottlosenbewegung ein Bußruf: wir haben die Kraft des Evangeliums zu einer Sache der Aesthetik verflüchtigt, so hat der Nationalsozialismus auf eine Verarmung, eine Verfälschung der Wortverkündigung aufmerksam gemacht, die auch in der Sonntagspresse, dem getreuen Spiegelbild der Kanzelpredigt, ihren Niederschlag gefunden hat. Zur Offenbarung gehört auch die Schöpfung, die im Alten und im Neuen Testament und im Bekenntnis der Kirche ihre Stelle hat, durch den zweiten Artikel wohl beleuchtet, aber nicht beseitigt wird. Weiterhin ist das Evangelium von der Erlösung durch Christus keine Gleichheitstheorie, zu der es oft gemacht wird. Wir sind vor Gott gleich in der Erlösungsbedürftigkeit, aber nicht gleich in allen mannigfachen Beziehungen und Bindungen menschlicher, irdischer Verhältnisse. Das »Allzumal Sünder«, das »Allem Volk geholfen« schließt in nichts eine Gleichberechtigung der Geschlechter, der Schichten, der Rassen ein; es ist keine Verachtung der schwarzen Rasse, wenn die weiße sich mit ihr nicht mischen will, sondern die Anerkennung von Gott gesetzter Grenzen. Es sind humanitäre Vorstellungen, nicht christliche, die in der Verschiedenartigkeit einen Angriff auf die Brüderlichkeit sehen. Die Verkündigung hat auch die Frage des Eigentums nicht recht behandelt. Sie ist weithin ganz materialistischen Gedankengängen erlegen und hat das Eigentum als etwas Materialistisches angesehen. Sie hat damit die Lösung aller Bindungen gutgeheißen, anstatt den Menschen in seinen Bindungen vor Gott zu stellen.

Soviel von den Versäumnissen. Und die Aufgabe?

Die Wortverkündigung wird den ganzen Reichtum der Offenbarung austeilen müssen. Daß dabei nicht der Eindruck erweckt wird, als laufe, nun der Nationalsozialismus eine starke Macht geworden ist, die Kirche dieser Bewegung nach! Wenn darauf hingewiesen wird, daß die Kirche den Anschluß an die soziale Bewegung verpaßt habe und nun wenigstens an die nationale Bewegung finden müsse, so weist mit Recht (Martin) Rade⁴⁷ dies zurück. Aber nun muß die Wortverkündigung gerade das Alte Testament ausschöpfen, das uns gegeben ist dazu, daß wir erkennen: »Die gesamte Existenz eines Volkes ist an den Gottesgehorsam gebunden.«⁴⁸ Mit dem

47 Christliche Welt, Nr. 7, 1931.

48 VILMAR, coll. bibl., 7, 1931, S. 348.

Aufhören des Gottesgehorsams verfällt es unrettbar dem Tod. Jedes Imperium, das sich auf sich selbst steift, hat damit seinen Gipfel, aber auch das Ende seiner Existenz erlangt, von den Zeiten der Römer an bis heute. An Stelle der öden Zeitpredigt, der so billigen Analyse der Gegenwart gehört etwas von dem, was Johann Balths. Schuppius (1610–1661) in seinem Regentenspiegel schreibt.⁴⁹ Ich weiß keinen Kommentar, der dem Pfarrer diese Tiefen der heiligen Schrift so öffnet wie Vilmars collegium biblicum. Im Alten Testament ist die Anerkennung der Schöpfung, die in einem Volke vorliegt, zugleich aber auch das Korrektiv: die Einsicht in die Sündhaftigkeit, die Beugung unter Gottes Zorn. Wenn der Nationalsozialismus das Volk Israel gleichsetzt mit dem Judentum nach der Zerstörung Jerusalems, so muß ihm das Verständnis für die Gottesführung geöffnet werden, die in dieser Entwicklung beschlossen liegt, für das Gottesgericht, das in furchbarer Weise ergeht über Völker, die ohne die Verheißung des Volkes Israel der Hybris verfallen, wie wir sie auch bei einem Fichte feststellen müssen, und die den edlen deutschen Geistern, einem J. u. W. Grimm, einem R. Hildebrand im Innersten fern geblieben ist.

Gottes Gesetz, des Menschen Sünde, Gottes Geschichte! Wie leer und phrasenhaft das Bild der Zukunft eines Hitler: »Eine Zukunft, der Mittel und Möglichkeiten des ganzen Erdballs zur Verfügung stehen.«⁵⁰ Seine Erfüllung erfährt auch ein Volk nicht in der »Heraufzuchtung seiner Art«, sondern nur im Plan einer echatologisch angelegten Geschichte, auf Jesus Christus. Darum: die apologetische Wortverkündigung gebe dem Alten Testament wieder seinen Platz; es ist erfüllt durch das Neue Testament, nicht aufgelöst oder ausgelöscht. Es bringt in unsere Situation das Wort Gottes.

Sollte die apologetische Wortverkündigung nicht psychologisch und methodisch vom Nationalsozialismus lernen? Verkünden ist etwas anderes als Führen. Trotzdem, dieser Wille zur Masse, dieser persönliche Einsatz in der Massenversammlung!⁵¹ Haben wir ihn nun auf der Linie der Verkündigung? haben wir uns schon abgefunden mit leeren Kirchen oder mit scheinbar vollen Kirchen? Denkt nicht mancher wie jener Pastor: ich setze meine Verkündigung hin, wie der Künstler sein Werk, es kümmert mich nicht, ob es verstanden, ob es abgelehnt wird? Es fehlt der Drang, es fehlt zweifellos, durch akademische und bürgerliche Problematik beschwert, durch Sehnsucht nach einem stillen und geruhigen Leben ertötet, die Begabung zur Masse. Als müßte darunter das Niveau leiden. Ist nicht etwas

49 Ich halte dafür, daß sie in den Büchern der Könige so viel politische arcana steckten als im Tacito. (Vilmar I,7).

50 HITLER, S. 422.

51 Ebd., S. 192.

Richtiges an Hitlers Wort: »Die sogenannten stillen Arbeiter sind nicht nur Feiglinge, sondern auch immer Nichtsköner und Nichtstuer?«⁵² Schließlich aber, da die Verkündigung ihre Eigengesetzlichkeit hat, wie die politische Propaganda die ihre, diese mag wirken durch Auseinandersetzung, durch Hervorzerren der Einfallspunkte in der gegnerischen Position!, durch Reizen und Spitzen – die Verkündigung wirkt durch die Position! Nicht Auseinandersetzung; diese gehört in die Vorbereitung. Wir haben die Gerüststangen abgelegt, wenn der Bau sich präsentieren soll. In der Auseinandersetzung hört man die Einwände, macht selbst Einwände. Sie nehmen gewöhnlich den größten Teil unserer Predigten ein, ohne daß die Widerlegung zeitlich und inhaltlich ihnen standhält. Aber die Verkündigung ist mehr als Debatte. Sie wahre ihren Charakter. Das tut sie in der Position. Ihr beugen sich auch unsere Zeitgenossen, auch Nationalsozialisten, um so eher, je weniger sie es gewohnt sind.

52 Ebd., S. 399.

Vikar der Bekennenden Kirche

VON RICHARD BEER

Vikar wurde ich, als ich vom 6. bis 8. Februar 1936 meine 1. Theologische Prüfung vor dem Theologischen Prüfungsamt der Bekennenden Kirche (BK) Schlesiens in Breslau ablegte. Wenn Ernst Hornig in »Die Bekennende Kirche in Schlesien 1933–1945«¹ schreibt: »Nach der Entscheidung des Bischofs für die Zusammenarbeit mit den staatlichen Kirchenausschüssen bemühte sich der Provinzialbruderrat, ab Ostern 1936 durch sein Prüfungsamt eigne Prüfungen abzuhalten, und nahm durch den Rat Einweisungen in Vikariate sowie Ordinationen vor«, so kann ich das an Hand meines Prüfungszeugnisses wie auch aus meiner Erinnerung korrigieren. Der Provinzialbruderrat wurde tatsächlich schon im Februar 1936 in der genannten Weise tätig, denn ich wurde dann noch in demselben Monat als Lehrvikar zu Pastor Hans-Joachim König nach Neumittelwalde eingewiesen. Das Prüfungsamt der BK war allerdings in großer Eile gebildet worden. In »Kirchengeschichte« sollte Sup. Lic. Warko prüfen. Mit ihm und seinem Sohn Günther, gleichfalls Prüfungskandidat, fuhr ich im Zug von Hirschberg nach Breslau. Und da hat sich unser Examinator noch an Hand des »Heussi«² auf seine Examenstätigkeit vorbereitet. Bei meiner 2. Theologischen Prüfung, die dann am 29. Juni 1938 gleichfalls vor dem Theologischen Prüfungsamt der Bekennenden Kirche Schlesiens stattfand, prüfte uns in Kirchengeschichte Kirchenrat Than. Dabei nahmen wir Kandidaten es ihm übel, daß er beim Fach »Schlesische Kirchengeschichte« sogar von uns wissen wollte, wo die einstigen Schlesischen Generalsuperintendenten beerdigt seien. Wir mußten hier natürlich passen, was aber wohl auf das Ergebnis dieser Prüfung keinen Einfluß gehabt hat. Die Prüfungen fanden übrigens in »den Katakomben« der Bernhardinkirche in Breslau statt, da sie ja offiziell verboten waren.

Als ich dann in Neumittelwalde eingetroffen war, erschien dort auch bald

1 Ernst HORNIG, Die Bekennende Kirche in Schlesien 1933–1945. Geschichte und Dokumente, Göttingen 1977 (AGK. Ergänzungsreihe, Bd. 10), S. 30.

2 »Heussi« = Karl HEUSSI, Kompendium der Kirchengeschichte, Tübingen, 5. Aufl. 1922.

ein Gegenvikar des Konsistoriums. Wir beide haben nun nicht etwa einen Krieg gegeneinander angefangen, sondern sind erst einmal zusammen spazieregegangen, um die kleine Grenzstadt, Stätte unsrer eventuellen zukünftigen Wirksamkeit, näher kennenzulernen. Inzwischen hatte dann mein Vikarsvater zusammen mit Sup. Blech in Festenberg, der ja auch zur BK stand, in Verhandlungen mit dem Konsistorium den Fall zu meinen Gunsten entschieden, und der Gegenvikar zog wieder ab. Ich durfte dann tatsächlich meine Lehrvikarszeit in Neumittelwalde verbringen, bis ich dann im Januar 1937 als Hilfsprediger zu Pastor Rose nach Silmenau bei Breslau kam, nachdem ich mich Weihnachten 1936 noch schnell mit Ruth Beck verlobt hatte, die im Juli 1939 dann meine Frau werden sollte.

Ich habe sie im Pfarrhaus kennengelernt, wo sie im Pfarramt und für die BK tätig war. So haben wir beide zusammen auch die Kanzelabkündigung zur »Denkschrift der Vorläufigen Leitung der DEK vom Mai 1936« vervielfältigt.

Ich fuhr dann Tags darauf mit dem Fahrrad in die zur Kirchengemeinde gehörenden Dörfer, um jeweils einige Exemplare im verschlossenen Umschlag den dortigen Vertrauensleuten der BK zu übergeben mit der Anweisung: Falls am Sonntag im Gottesdienst in Neumittelwalde etwas Besonderes geschehen sollte, den Umschlag zu öffnen und die Gemeindeglieder über den Inhalt in Kenntnis zu setzen. Den Gottesdienst, in dem die Kanzelabkündigung erfolgen sollte, hielt dann Pfarrer König, ich war aber im Talar anwesend, um, falls man ihn hindern sollte, den Gottesdienst zu übernehmen und dann selbstverständlich auch die Kanzelabkündigung zu verlesen. Wir mußten ja mit einem Einschreiten der Staatspolizei rechnen, war doch P. König schon im März 1935 einmal verhaftet worden, als er sich geweigert hatte, die Kanzelabkündigung zu unterlassen, die von der 2. Altpreußischen Bekenntnissynode in Dahlem beschlossen worden war und sich gegen den »Mythos der rassistisch-völkischen Weltanschauung« gerichtet hatte. Die neue Abkündigung aber wandte sich ja nicht nur gegen die neue Religion, sondern deutlich gegen Maßnahmen des Staates selbst, z. B. gegen seinen Totalitätsanspruch, die Gewissensbedrückung, die Aufhebung der Rechtsstaatlichkeit, gegen den öffentlich propagierten Judentum. Wir waren jedenfalls auf alles gefaßt, aber es geschah dieses Mal nichts. Die Kanzelabkündigung wurde wohl überall von den Pfarrern der BK gehalten, ohne daß man versucht hatte, es zu verhindern. Das war offensichtlich der Weisung der Regierung zu verdanken, während der Zeit der Berliner Olympiade 1936 alle gegen die Kirche gerichteten Maßnahmen zu unterlassen.

Von Silmenau aus, wo ich nur einige Monate war, wurde ich im Frühsommer 1936 nach Tiefenfurt zur Vertretung von Pfarrer Kellner gesandt, der damals im Krankenhaus lag, gegen den aber gleichzeitig ein Gerichts-

verfahren lief, in dem er dann zu 150 Mark Geldstrafe verurteilt wurde, weil er in einer Predigt behauptet habe, daß im Dritten Reich Pfarrer und Gemeindeglieder um des Evangeliums willen verfolgt würden. Weil sich dies natürlich sofort in der Gemeinde herumgesprochen hatte, nahm ich dann im Gottesdienst dazu Stellung. Ich verwies auf die Fürbittenliste, die wir in jedem Sonntagsgottesdienst verlesen mit anschließendem Gebet für die vielen gemäßregelten Pfarrer und Gemeindeglieder der BK, und sagte: »Wir sind doch der Überzeugung, daß alle diese hier Genannten nicht etwa etwas Staatsfeindliches getan haben, sondern nur deswegen gemäßregelt worden sind, weil sie sich für die freie Verkündigung des Evangeliums eingesetzt haben. Deswegen sei das Urteil gegen unsren Pastor zu Unrecht erfolgt. Das hat unsre treuen BK-Mitglieder sicherlich überzeugt, nur einen nicht, nämlich unsren Kantor, im Hauptberuf Lehrer an der Dorfschule, der sich auf der Orgelbank fleißig Notizen machte, um diese dann an das Sondergericht in Görlitz zu schicken, von dem ich bald eine Vorladung zu einer Vernehmung bekam. Diese verlief nicht eben sehr freundlich, da mir der Untersuchungsrichter offen gestand, daß er ein Anhänger der Glaubensbewegung der Mathilde Ludendorff sei und schon deswegen kein Verständnis für mein Verhalten habe.

Nun war ich freilich schon vorher einmal verhaftet worden, und zwar wegen der Kollekten, die ich an die BK abführen ließ. Am 9. Juni 37 hatte das Reichsinnenministerium durch den sogenannten Kollektenerlaß unter Androhung strafrechtlicher Verfolgung die Aufstellung und Sammlung von Kollekten durch »einzelne kirchliche Gruppen« verboten. Dem hatte die BK entgegengehalten, daß ihre Kollekten kein äußerlich Ding, sondern genuiner Bestandteil des Gottesdienstes seien. »Über ihre Opfergaben bestimmt nur die an Gottes Wort gebundene Gemeinde und ihre rechtmäßige Leitung.« So hat sie auch weiterhin eigene Pläne aufgestellt und von uns Kollekten einsammeln lassen. Der Ministeriumserlaß war schließlich auch bis zu unsrem Gendarmen gelangt, und als dieser dann nach dem Gottesdienst zur Kirche kam, um die Kollekte zu beschlagnahmen, war diese bereits durch einen Kirchenältesten in Sicherheit gebracht, um sie dann am nächsten Morgen nach Breslau zu schicken. Dies ließ sich natürlich nicht oft wiederholen, denn eines Tages kamen gleich zwei Gendarmen ins Pfarrhaus, nahmen mich in ihre Mitte und brachten mich nach Sagan ins Amtsgerichtsgefängnis. Dort gab es ein freudiges Zusammentreffen mit Pfarrer Gensichen aus Kottwitz, der wegen desselben Vergehens verhaftet worden war. Wir wurden dann noch zusammen vom Untersuchungsrichter vernommen, wobei man den Eindruck hatte, daß dieser eigentlich auf unsrer Seite stand, denn er legte uns die Worte des Protokolls förmlich in den Mund. Wir zwei durften dann noch eine Nacht in einem großen Raum

des Gefängnisses, das einmal ein Kloster gewesen war, verbringen. Da uns die dortigen Verhältnisse recht ungewohnt waren, wollte mein Amtsbruder, als wir uns auszogen, um zu Bett zu gehen, seine Schuhe vor die Tür unsres Raumes stellen. Da diese aber von außen zugeschlossen war, merkten wir, daß derlei Dienstleistung in »unserm Hotel« nicht üblich war.

Schon am nächsten Morgen wurden wir dann wieder dem Untersuchungsrichter vorgeführt, der uns eröffnete, wir seien entlassen und würden später Weiteres in der Sache hören. Das »Weitere« bestand dann in einer Geldstrafe – ich weiß nicht mehr in welcher Höhe – die aber schließlich wieder erlassen wurde, da sich die Herren Juristen damals in der Kollektfrage nicht einig waren.

Als Pfarrer Kellner wieder nach Hause gekommen war und ich in Tiefenfurt nicht mehr benötigt wurde, wies man mich ins Predigerseminar der BK in Naumburg ein, das von Pfarrer Dr. Gloege geleitet wurde. Wir waren dort nicht nur Schlesier, sondern auch einige Berliner und Brandenburger, unter ihnen Siegbert Stehmann, der als junger Dichter zum Kreis um Rudolf Alexander Schröder gehörte und uns gelegentlich abends zu einer Dichterlesung versammelte. Ich habe leider nur einmal daran teilgenommen, denn schon am 29. Oktober wurde Dr. Gloege bei seinem Vortrag unterbrochen. Zwei Gendarmen standen vor der Tür und sagten, sie hätten den Auftrag, mich zu verhaften. Ich durfte noch in mein Zimmer gehen, um die nötigsten Sachen zu packen, wobei mich die Brüder aus Brandenburg sachkundig berieten, weil die meisten von ihnen schon Opfer einer Verhaftungswelle gewesen waren, die über ihre Kirchenprovinz ergangen war. Man brachte mich dann von unsrem Seminar aus zum Rathaus, wo das Polizeifahrzeug stand, das mich ins Amtsgerichtsgefängnis nach Lauban bringen sollte. Begleitet wurden wir dabei von der gesamten Belegschaft des Predigerseminars, was den Polizisten recht unangenehm war, was sie aber nicht verhindern konnten.

In Lauban angekommen und eingeliefert, durfte ich bald erfahren, daß ich nicht der einzige einsitzende Theologe war. Pfarrer Salzsieder aus Marklissa und Strangfeld aus Sächsisch-Haugsdorf waren bereits dort, jeder von uns dann in einer Einzelzelle untergebracht. Auf Anordnung der Staatspolizei durften wir nicht zusammenkommen oder sonst Fühlung miteinander aufnehmen. Das bedeutete auch, daß immer nur einer von uns mit den anderen Gefangenen an dem täglichen halbstündigen Rundgang im Gefängnishof teilnehmen durfte. Der andre durfte sich dann danach eine halbe Stunde lang ohne Aufsicht ergehen. Da Bruder Salzsieder ganz darauf verzichtete, geschah dies zwischen Bruder Strangfeld und mir im Wechsel. War man allein draußen gewesen, kam dann der Wachtmeister und erklärte, die Zeit sei um, man solle doch schon einmal hinauf in den ersten Stock

gehen, in dem wir alle untergebracht waren, er käme gleich nach, um uns wieder einzuschließen. Diese Gelegenheit habe ich dann immer genützt, um schnell einmal durch das kleine Guckloch an der Zellentür Verbindung mit einem der beiden Brüder aufzunehmen und die neuesten Nachrichten auszutauschen. Der Wachtmeister rasselte dann unten einmal vernehmlich mit seinem Schlüsselbund zum Zeichen, daß er gleich kommen werde, was mir wieder die Möglichkeit gab, schnell vor meine Zellentür zu eilen. So wurde von uns beiden die strenge Vorschrift der Staatspolizei erfüllt.

Wir waren Untersuchungshäftlinge und wurden entsprechend behandelt. Man konnte sich sogar Essen aus dem Hotel kommen lassen, worauf ich verzichtete, da es ja die BK für mich hätte bezahlen müssen. So habe ich mich mit dem Gefängniseintopf begnügt, den ich mir gelegentlich mit einer Scheibe Speck etwas verbessert habe. In meiner Freizeit habe ich mich, da ich als Untersuchungsgefangener ja nicht zu arbeiten brauchte, auf mein 2. Examen vorbereitet an Hand der Bücher, die mir belassen worden waren, wozu auch die Dogmatik von Karl Barth gehörte.

Unangenehm war vor allem, daß man nicht wußte, wie die ganze Sache ausgehen würde. Standen doch auf dem Täfelchen, das in jeder Zelle das Sündenregister des entsprechenden Häftlings enthielt, bei mir gleich drei Anklagepunkte: Verstoß gegen den Kanzelparagraphen, gegen das Heimtücke-gesetz und nun auch wieder gegen das Sammlungsgesetz. Man erfuhr nicht, ob und wann es zu einer Gerichtsverhandlung kommen werde. Es ging auf Weihnachten zu, und das Fest fern von den Angehörigen im Gefängnis verbringen zu müssen, war keine angenehme Aussicht.

Da, es war wohl am 20. Dezember, wurde ich, und wie ich dann erfuhr, auch die beiden anderen, dem Untersuchungsrichter vorgeführt. Er legte mir einen Revers vor und sagte, wenn ich diesen unterschriebe, dann stünde meiner Entlassung nichts mehr im Wege. Wir waren zwar immer von der BK gewarnt worden, allzu schnell irgendwelche Erklärungen zu unterschreiben, da man uns später darauf festnageln könne, aber hier konnte man die Unterschrift nicht verweigern, sollten wir doch versprechen, uns in Zukunft nicht mehr staatsfeindlich betätigen zu wollen. Das hatten wir doch schon immer den Behörden und dem Gericht gegenüber betont, daß wir keine Staatsfeinde seien und es uns nur um Fragen des Glaubens und der Kirche ginge. So unterschrieb ich schließlich und sah es dem Untersuchungsrichter an, wie froh er darüber war.

Als am 23. Dezember meine Verlobte von Neumittelwalde aus nach Hirschberg kam, wo ja meine Eltern wohnten, um mich von dort aus an Weihnachten im Gefängnis in Lauban zu besuchen, da stand ich bereits auf dem Bahnsteig, um sie abzuholen. Wir durften das Fest zusammen in Hirschberg erleben und ich dann gleich nach Neujahr wieder nach Naum-

burg ins Predigerseminar zurückkehren. Aber dort war wieder unsres Bleibens nicht lange. Auf staatliche Anordnung hin wurde, kaum daß wir mit unsrer Arbeit begonnen hatten, unser Predigerseminar aufgelöst. Der Rat der BK schickte uns nun alle nach Berlin in der Hoffnung, daß der Altpreußische Bruderrat noch eine Möglichkeit finden würde, unsre Predigerseminarszeit zum Abschluß zu bringen. Dieser sandte uns Schlesier aber postwendend zurück, da die Brüder von der Leitung der BK in dieser Zeit selbst aufs schwerste bedroht waren und wir durch unsre Gegenwart die Gefahr, die für sie bestand, nicht noch vergrößern sollten.

Man schickte mich dann zunächst einmal nach Breslau mit dem Auftrag, mich dort um die Theologiestudenten zu kümmern, die sich noch zur BK hielten. Man mußte dabei sehr vorsichtig sein, da ja der BK jede Arbeit mit Studenten verboten war. Beim Preußischen Bruderrat war Pfarrer Helmut Gollwitzer für die Studentenarbeit zuständig, und er ließ uns aus den verschiedenen Kirchenprovinzen einmal zu ihm nach Berlin kommen, um uns Anleitungen für unsre Arbeit zu geben und die Möglichkeit, unsre Erfahrungen auszutauschen.

Meine Arbeit in Breslau ging dann »ohne besondere Vorkommnisse« zu Ende, als ich im Juni 1938 mein 2. Theologisches Examen, natürlich wieder vor dem Prüfungsamt der BK, gemacht hatte und bald darauf nach Rösnitz in Oberschlesien gesandt wurde, um Pfarrer Arnold Hitzer, der ja aus Schlesien ausgewiesen war, zu vertreten. Seine Familie wohnte noch im Pfarrhaus, denn man hoffte ja immer noch, daß der Ausgewiesene noch einmal nach Schlesien und Rösnitz würde zurückkehren dürfen. Unterstellt war ich in meiner Arbeit Pfarrer Küster in Patschkau, einem Bruder der BK, da wir ja zu dem Superintendenten Baum in Leobschütz, der zu den Deutschen Christen (DC) gehörte und den wir darum scherzhaft den »deutschen Christ-Baum« nannten, keine Verbindung hatten. Mit Pfarrer Hitzer konnte ich ja nur brieflich verkehren.

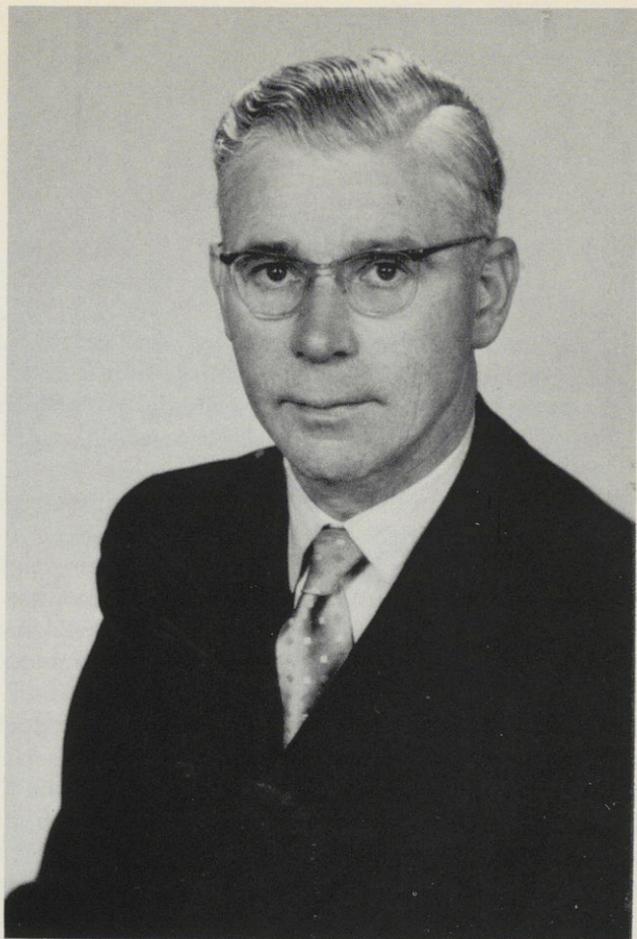
Ich war schon einige Zeit in Rösnitz, da erschien eines Tages eine Kommission des Konsistoriums mit einem Gegenvikar, der mich verdrängen sollte. Man wollte in dieser so lebendigen Diasporagemeinde den Einfluß der BK brechen. Die Kommission wurde von einem Juristen des Konsistoriums geleitet, der Sohn des Lehrers an der Rösntzner Schule war. Ich mußte den Gemeindegemeinderat einberufen. Bei dessen Sitzung, die im Pfarrhaus stattfand, durfte ich anwesend sein, aber es war mir ausdrücklich verboten, etwas zu sagen. Doch die Herren des Konsistoriums hatten nicht mit der Standfestigkeit der Mitglieder unsres Gemeindegemeinderates gerechnet. Diese lehnten einstimmig den vom Konsistorium empfohlenen Vikar ab und drohten, jede Zusammenarbeit

mit ihm zu verweigern. Angesichts solcher Aussichtslosigkeit zogen die Herren mitsamt ihrem Vikar bald wieder ab.

Für mich hatte die Sache allerdings noch ein Nachspiel. Da durch den Besuch aus Breslau doch einige Verwirrung in der Gemeinde entstanden war, sah ich mich genötigt, in einem vervielfältigten Rundschreiben, das die Vertrauensleute der BK verteilten, das Geschehen zu erläutern. Aber schon einige Tage später erschien ein Gendarm im Pfarrhaus und wollte durchaus von mir wissen, wer vom Gemeindegemeinderat an der Abfassung des Schreibens beteiligt gewesen sei. Ich konnte ihm nur versichern, ich hätte es selbst, und zwar ganz allein, geschrieben und vervielfältigt. Daraufhin beschlagnahmte er unsre Schreibmaschine und den Abzugsapparat. Diesen mußte ich allerdings erst aus dem Nebenzimmer holen. Nun standen dort zwei, ein moderner mit Kurbel, den ich benutzt hatte, und ein kleiner alter mit Walze, der schon lange nicht mehr gebraucht worden war und auf dem die Farbe total vertrocknet war. Ich fand, daß dieser für die Polizei gut genug sei und brachte diesen. Ich weiß nicht, ob unser Wachtmeister etwas bemerkt hat. Er war jedenfalls zufriedengestellt und zog mit seiner Beute wieder ab. Wir haben dann von dieser Sache nichts mehr gehört.

So durfte ich dann bis 28. August 1939 in Rösnitz meinen Dienst tun. Noch im Juli 1939 hatten wir übrigens geheiratet. Nach ein paar Tagen Hochzeitsurlaub fuhr ich wieder nach Rösnitz und meine Frau nach Neumittelwalde zurück, denn im Pfarrhaus in Rösnitz wäre noch kein Platz für uns beide gewesen. Inzwischen ging auch schon das Gerücht um, beim Regierungspräsidenten läge ein Ausweisungsbefehl für Familie Hitzer und mich. Er kam dann nicht mehr zur Ausführung, doch mich wurde man dann auf andre Weise los. Ich wurde am 28. August 1939 zum Militär eingezogen, das solchen Gefallen an mir fand, daß es mich bis Kriegsende nicht mehr losließ, worauf dann noch drei Jahre Kriegsgefangenschaft in Frankreich folgten. Dort wurde ich im Mai 1946 als Lagerpfarrer eingesetzt und hatte drei Kriegsgefangenenlager im Raum Valenciennes zu betreuen. Erst im Juli 1948 erfolgte meine Entlassung, und ich durfte nach neunjähriger Trennung zu meiner Frau heimkehren, die sich inzwischen in Hof/Saale befand, nachdem sie im Winter 1945 mit ihren Eltern Schlesien im Treck über Böhmen hatte verlassen müssen. Meine Übernahme in den Dienst der Bayerischen Landeskirche vollzog sich dann ohne Schwierigkeiten. Ich brauchte nicht einmal ein Kolloquium zu machen, was in den ersten Jahren nach Kriegsende noch von den Flüchtlingspfarrern verlangt worden war. Durch eine Verordnung der Evangelischen Kirche von Schlesien vom 16. Oktober 1946 waren ja Prüfungen und Ordinationen der BK auch offiziell anerkannt, wie übrigens auch überall in der Evangelischen Kirche in Deutschland.

Haben wir das zu hoffen gewagt, als der Krieg ausbrach und Partei und Regierung ihren antichristlichen Kurs weiterhin fortsetzten, wenn auch jetzt etwas zurückhaltender? Wir sahen damals nur zwei Möglichkeiten: Sollte Adolf Hitler siegen und seine außenpolitischen Ziele erreichen, dann wäre er weiter mit brutaler Gewalt gegen die Kirche und den christlichen Glauben vorgegangen, und dann wären wir von der BK natürlich die ersten Opfer gewesen. Endete der Krieg aber mit einer totalen Niederlage, dann mußte das für unser Volk und Vaterland furchtbare Folgen haben. So haben wir damals als Soldaten unsre Pflicht mit einander widerstrebenden Gefühlen getan. Es blieb uns ja auch keine Wahl, denn wer den Wehrdienst verweigerte, der wurde gleich erschossen. Daß man noch einmal nach Deutschland und sogar in ein Pfarramt zurückkehren durfte, auch wenn es nicht mehr in der verlorenen Heimat war, dafür kann man gar nicht genug dankbar sein. Von den Vier, die wir am 11. Dezember 1938 durch Pfarrer Hornig in der reformierten Hofkirche zu Breslau ordiniert worden sind, bin ich der einzige, der den Krieg und die schweren Jahre danach überlebt hat.



Pfarrer Richard Beer

Buchbesprechungen

Ks. Alojzy SITEK: *Problem przejmowania kościołów ewangelickich przez katolików na Śląsku Opolskim po II wojnie światowej*, Opole 1985, 104 S.
[Das Problem der Übernahme evangelischer Kirchen durch die Katholiken in Oberschlesien nach dem Zweiten Weltkrieg]

Die vorliegende Lizentiatenarbeit eines katholischen Geistlichen über »das Problem der Übernahme evangelischer Kirchen durch die Katholiken in Oberschlesien nach dem Zweiten Weltkrieg« ist aus vielerlei Gründen geeignet, das besondere Interesse des mit Problemen der Kirchengeschichte Schlesiens in der Nachkriegszeit befaßten Historikers hervorzurufen.

Zum einen handelt es sich hier – soweit zu übersehen – um eine durchaus singuläre Studie, die es auf der Grundlage von hauptsächlich im Kurienarchiv in Oppeln aufbewahrten Materialien unternimmt, ein Thema aufzuarbeiten, das nach den Worten des Verfassers »noch immer eine nicht verheilte Wunde im Miteinanderleben von katholischen und evangelischen Christen in diesem Raum« darstellt (S. 93); zum anderen scheint die hier aufgegriffene Problematik angesichts vergleichbarer Vorgänge, wie sie sich vor wenigen Jahren im südlichen Ostpreußen abspielten, nichts von ihrer Aktualität eingebüßt zu haben.

Die Hauptursache für die Übernahme etwa eines Viertels der oberschlesischen evangelischen Kirchen durch die Katholiken sieht der Autor selbstverständlich mit Recht in dem radikalen Wandel der Bevölkerungs- und folglich auch der konfessionellen Verhältnisse in diesem Raum, als 90 % der dort ansässigen Protestanten nach dem Zweiten Weltkrieg das Land verließen, während fast gleichzeitig beinahe ausschließlich katholische Polen aus Zentralpolen und »Repatrianten« aus den nunmehr dem Machtbereich der Sowjetunion einverleibten ehemals polnischen Ostgebieten die von den Deutschen verlassenem Dörfer und Städte in Oberschlesien in Besitz nahmen. Dabei wurden ebenso wie Höfe und Wohnungen auch sakrale Gebäude übernommen. (Daß die deutsche Bevölkerung diese keineswegs freiwillig geräumt hatte, wird allerdings nicht gesagt!).

Nach der skizzenhaften Darstellung dieser Vorgänge werden in einem zweiten Kapitel deren juristische und ethisch-moralische Aspekte umrissen, bevor im Hauptteil der Studie die Neugestaltung der interkonfessionellen Beziehungen in Oberschlesien in historischer Perspektive geschildert wird. Danach folgte im Verhältnis beider Konfessionen zueinander einer Zeitspanne verhältnismäßig friedlichen Zusammenlebens und gegenseitigen Verständnisses in der unmittelbaren Nachkriegszeit seit dem Herbst 1946 eine Phase wachsender Spannungen und sich dramatisch zuspitzender Konflikte, bis schließlich nach dem II. Vatikanischen Konzil allmählich eine Zeit zunehmender Annäherung und Versöhnungsbereitschaft einsetzte.

Im gleichen Zeitraum allerdings ging die Zahl der evangelischen Oberschlesier kontinuierlich zurück: Hatte man im Jahre 1947 noch deren 15 000 gezählt, so waren im Jahre 1983 nach Angaben des Verfassers nur noch knapp 7000 übriggeblieben (bei weiter fallender Tendenz, die vor allem auf die im Zuge der Familienzusammenführung erfolgende Abwanderung in die Bundesrepublik Deutschland zurückzuführen ist). Die ursprüngliche Organisation der evangelischen Kirche Oberschlesiens mit ihren fünf Superintendenturen wurde nach Kriegsende aufgelöst; an der Spitze der heutigen »Diözese Kattowitz« steht ein Senior.

Um den von evangelischer Seite immer wieder erhobenen Vorwurf des »Kirchenraubes« zu entkräften, erinnert der Verfasser im zweiten Kapitel seiner Arbeit ferner daran, daß in den »Wiedergewonnenen Gebieten« aller Kirchenbesitz zunächst in Staatseigentum überging. In einem ministeriellen Rundschreiben vom 19. Oktober 1945, das am 7. April 1948 vom Obersten Polnischen Gerichtshof bestätigt wurde, hieß es, daß sich die (polnische) Evangelische Kirche Augsburgischer Konfession nicht als legitime Erbin ehemals (deutschen) evangelischen Kirchenbesitzes betrachten dürfe, da polnische kirchliche Organisationen nicht als Fortsetzer analoger deutscher Kirchenbehörden gelten könnten.

Weiterhin wird darauf aufmerksam gemacht, daß eine Übernahme evangelischer Kirchen durch die Katholiken grundsätzlich niemals eigenmächtig geschah. Es waren vielmehr die staatlichen Behörden, die ihnen verlassene Gotteshäuser zuwiesen und diese so nicht selten vor dem drohenden Verfall bewahrten. Diese Kirchen gingen daher auch nicht unmittelbar in den Besitz der Römisch-Katholischen Kirche über, sondern dienten ihr nur »zum Gebrauch« (na używanie), wie eine der bei dieser Gelegenheit benutzten Formeln lautete. Erst auf Anordnung eines Dekrets des Staatspräsidenten vom 19. September 1946 wurden alle im polnischen Herrschaftsbereich lebenden evangelischen Christen der »Evangelisch-Augsburgischen Kirche in der Volksrepublik Polen« einverleibt, und nun erst gingen auch sämtliche evangelischen Kirchengebäude in das Eigentum

besagter Kirche über. Die seit Kriegsende von der Römisch-Katholischen Kirche übernommenen Kirchen, Kapellen und Pfarrhäuser blieben hingegen nur de facto in deren Besitz.

Vergeblich wandte sich die Apostolische Administratur für Oberschlesien über ihre von dieser Regelung betroffenen Pfarreien an das Ministerium für die »Wiedergewonnenen Gebiete« mit der Bitte, ihr die ehemals evangelischen Gotteshäuser nunmehr auch de iure zuzuweisen. Angesichts der sich gerade damals verschärfenden Spannungen zwischen kommunistischer Staatsmacht und katholischer Kirche blieben derartige Anträge durchweg unbeantwortet. Dieser Zustand währte bis zum 23. Juni 1971, als ein Sejmbeschluß die Frage des Kirchenbesitzes »in den nördlichen und westlichen Gebieten« endgültig regelte, indem er der Römisch-Katholischen Kirche das Eigentumsrecht über sämtliche, darunter auch die ihr bis dahin lediglich zur Nutznießung überlassenen ehemals evangelischen Kirchengebäude zuerkannte.

Wesentlich schwieriger als diese Darstellung der zivilrechtlichen Seite des Problems gestaltete sich für den Verfasser naturgemäß die Aufgabe, die Inbesitznahme evangelischen Kirchenguts vom Standpunkt der Ethik her zu rechtfertigen. Er räumt denn auch unumwunden ein: »Die Übernahme evangelischer Gotteshäuser und Kapellen hat sich nicht ohne Mißverständnisse und scharfe interkonfessionelle Konflikte vollzogen, die ihren Schatten bis zum heutigen Tage auf ein korrektes Miteinanderleben beider Konfessionen werfen und es erschweren« (S. 57). Er gibt jedoch zu bedenken, daß die Inbesitznahme evangelischer Kirchen stets nur dann erfolgte, wenn jene verlassen worden waren oder aber die Zahl der noch am Ort verbliebenen Gläubigen nicht mehr hinreichte, um die kirchlichen Baulichkeiten – nicht zuletzt als Kulturdenkmäler – zu retten und zu erhalten. Es gebe »absolut keinen Beweis dafür, daß die katholischen Kirchenbehörden in Oberschlesien sich mit der Übernahme irgendeines evangelischen Gotteshauses einverstanden erklärt hätten, in dem noch evangelische Gottesdienste stattfanden oder das von Pastoren benutzt wurde« (S. 38–39).

Außerdem aber habe der Apostolischen Administratur in Oppeln zunächst ein Ansprechpartner gefehlt, da die fünf (deutschen) Superintendenten das Land verließen und jede evangelische Kirchenorganisation zu bestehen aufgehört hatte. Auch die Evangelisch-Augsburgische Kirche sei vor dem 19. September 1946 für irgendwelche offiziellen Verhandlungen nicht in Frage gekommen.

Im folgenden teilt der Verfasser interessante Einzelheiten über Gespräche zwischen dem damaligen Apostolischen Administrator, Bischof Bolesław Kominek, und dem aus dem Teschener Schlesien stammenden und seit dem Herbst 1945 in Kreuzburg aktiven Pastor Karol Klus, einem »verdienten

Polen« (zasłużony Polak) von der Evangelisch-Augsburgischen Kirche, mit, der sich schon im September 1945 als »Propst der evangelischen Kirche Polens«, ein halbes Jahr später aber bereits als »Superintendent« bezeichnete (S. 40). Besagter Pastor Klus, dessen Vollmacht angesichts der unbestreitbaren Tatsache, daß man frühestens vom Jahre 1949 an von einer wie auch immer gearteten Organisation der Evangelisch-Augsburgischen Kirche in Oberschlesien sprechen kann, zumindest umstritten wird genannt werden müssen, bat den Bischof dessen Aufzeichnungen zufolge »mit vollem Ernst, alle protestantischen Kirchen in Oberschlesien unter die Verwaltung und in die Obhut der katholischen Kirche zu nehmen, mit Ausnahme einiger Städte« (vom Verfasser gesperrt! – S. 40), in denen noch Protestanten zurückgeblieben seien. Mithin sei die Übernahme evangelischer Kirchengebäude durch die Katholiken offensichtlich sogar auf eine Initiative der evangelischen Seite hin erfolgt! Inwieweit es sich dabei allerdings auch um ein eigenmächtiges Vorgehen des Kreuzburger – nationalpolnischen – Geistlichen gehandelt haben könnte, bleibt angesichts der damaligen undurchsichtigen kirchlichen Rechtsverhältnisse freilich – auch in der vorliegenden Studie – eine offene Frage.

Vor allem aber ist die Inbesitznahme evangelischen Kirchenguts nach Auffassung des Verfassers wegen der seelsorgerlichen Bedürfnisse der aus dem Osten nach Oberschlesien strömenden durchweg katholischen »Repatrianten« unabweislich gewesen, wobei sich die Situation in vormals überwiegend protestantischen Gebieten wie denjenigen um Kreuzburg und Grottkau allerdings »tragisch« gestaltete. Es habe freilich auch Fälle gegeben, in denen evangelische Kirchen ihren Besitzer gewechselt hätten, ohne daß akute pastorale Notwendigkeiten vorlagen. Hierbei habe es sich u. a. auch um drei Gotteshäuser in Oppeln, Beuthen und Gleiwitz gehandelt, die man den Katholiken »in preußischer Zeit« widerrechtlich entzogen habe. »Sie standen den Herzen der Katholiken besonders nahe, da ihr Interieur an die vorreformatorische Zeit erinnerte« (S. 56).

Nach der Eingliederung der in Oberschlesien noch verbliebenen mehrheitlich evangelisch-unierten Gläubigen in die Evangelisch-Augsburgische Kirche Polens kraft des oben erwähnten Edikts vom 19. September 1946 begann sich das Klima zwischen den Konfessionen rasch rapide zu verschlechtern, da nunmehr seitens der evangelischen Kirchenleitung in Warschau damit begonnen wurde, energische Schritte zu unternehmen, um mit Hilfe an die höchsten staatlichen und kirchlichen Behörden gerichteter Proteste, Petitionen und Beschwerden die seit Kriegsende katholisierten Kirchengebäude für die eigene Kirche zurückzugewinnen. In den meisten Fällen führten daraufhin aufgenommene Gespräche, in die erforderlichenfalls auch staatliche Stellen eingeschaltet wurden, zu für beide Seiten

akzeptablen Resultaten, indem die evangelische Seite in einigen Fällen auf eine Rückgabe ihrer ehemaligen Gotteshäuser verzichtete, sie aber in der Mehrzahl der Fälle zurückerhielt.

Die folgenschweren Konflikte, die das Verhältnis beider Konfessionen zueinander in Oberschlesien auf Jahre hinaus nachhaltig vergiften sollten, entzündeten sich am heftigen Streit um den Besitz vormals evangelischer Kirchen in Konstadt, Beuthen und Gleiwitz, dem der Verfasser besondere Abschnitte seiner Darstellung widmet.

In Konstadt sollte die von den Katholiken schon kurz nach Kriegsende in Besitz genommene Pfarrkirche St. Theresa nach dem Willen des Apostolischen Administrators den Evangelischen zurückgegeben werden, doch ließ sich diese bischöfliche Anweisung gegen den erbitterten Widerstand der um ihren militanten Pfarrer Folt, einen »Repatrianten«, gescharten und zum Äußersten entschlossenen Gemeinde nicht durchsetzen, obwohl dessen Amtsbruder Sauer – dieser war freilich ein »Autochthone« – deren Inbesitznahme von Anfang an bekämpft hatte. Die Kirchenleitung in Oppeln mußte sich von den aufgebracht »Repatrianten« sogar vorwerfen lassen, sie »helfe den Deutschen und füge den eigenen Landsleuten Schaden zu« (S. 73). Schließlich sah sich Kominiek zum Nachgeben gezwungen, da er mit Recht davon ausgehen mußte, daß seine Anordnung zur Räumung des Gotteshauses nicht befolgt werden würde (letzteres vom Verfasser gesperrt – S. 74).

Ähnlich leidenschaftliche Auseinandersetzungen spielten sich um die ehemalige Franziskanerkirche St. Adalbert in Beuthen ab, die ebenfalls noch vor der Errichtung einer Apostolischen Administratur in Oppeln von den Katholiken übernommen worden war. Da dieses Gotteshaus jedoch erst 1833 in evangelische Hände übergegangen war, erfolgte dessen Inbesitznahme in diesem Fall mit stillschweigender Billigung der Kirchenleitung, da man in ihr gewissermaßen nur eine »Revindikation« ihres vom preußischen Staat seinerzeit zu Unrecht entwendeten Besitztums sah. – Übrigens war auch der für die Besetzung der St. Adalbertskirche verantwortliche Pfarrer Staniszewski wie sein Konstädter Amtsbruder ein »Repatriant«.

Die evangelische St. Barbarakirche in Gleiwitz hatte unmittelbar nach Kriegsende dem I. Panzerkorps der polnischen Armee als (katholische) Garnisonkirche gedient, ehe sie – wann genau ließ sich vom Verfasser nicht eruieren – in zivile Hände übergang. Auch in diesem Fall meldete die Evangelisch-Augsburgische Kirche energisch Besitzansprüche an und forderte bereits am 15. Januar 1946 die Rückgabe dieses Gotteshauses, da nach ihren Informationen in ihm bis Ende September deutschsprachige evangelische Gottesdienste abgehalten worden waren, ehe am 1. Oktober Sicherheitskräfte in die Kirche eindrangen und sie in die Obhut der Römisch-

Katholischen Kirche übergaben. In diesem Fall wurde die Rückgabeforderung der evangelischen Seite unter Hinweis darauf, daß die Evangelisch-Augsburgische Kirche kein Rechtsnachfolger der ehemaligen deutschen evangelischen Kirchen sei, schließlich als unbegründet abgewiesen.

Alle diese Streitfälle führten naturgemäß zu erheblichen Spannungen und sogar zu Haßgefühlen zwischen den Gläubigen beider Konfessionen, welche hervorgerufen und geschürt zu haben der Verfasser in erster Linie der Kirchenführung der Evangelisch-Augsburgischen Kirche zur Last legt. Mit besonderer Erbitterung habe man auf katholischer Seite konstatieren müssen, daß deren »aufdringliche und rücksichtslose« Forderungen erst einsetzten, nachdem man die ehemals evangelischen Kirchen vor Demolierung, Beraubung und nicht selten sogar vor Vernichtung bewahrt hatte. Auch hätte das Verhältnis zueinander stark darunter gelitten, daß man sich auf seiten der Evangelisch-Augsburgischen Kirche mit seinen Beschwerden und Eingaben direkt an die staatlichen Instanzen gewandt habe – und das in einer für die katholische Kirche derart schweren Zeit wie derjenigen des Stalinismus, »als es viele Fälle gab, in denen die Behörden die nichtkatholischen Minderheitenkirchen favorisierten« (S. 88). Dieses Verhalten habe wiederum bei vielen Katholiken heftige Gegenreaktionen ausgelöst und zu einer beklagenswerten Eskalation des Konfessionenkonflikts geführt, der erst in neuerer Zeit dank der Versöhnungsbereitschaft des derzeitigen Bischofs von Oppeln, Alfons Nossol (der dem Buch übrigens ein Geleitwort vorangestellt hat!), erste Anzeichen allmählicher Entkrampfung gefolgt seien.

Trotz einer gelegentlich durchaus spürbaren Parteinahme des Verfassers für »seine« Kirche darf man ihm darin Recht geben, daß er ein »beide Seiten schmerzendes Problem« (S. 94) nicht allein *in veritate*, sondern auch *in caritate* abzuhandeln sich bemüht hat. Daß er eine in vieler Hinsicht chaotische Zeit grundlegenden ethnischen und konfessionellen Wandels in Oberschlesien (allerdings unter weitgehender Ausblendung der doch gleichfalls »schmerzlich« involvierten Deutschen) auf der Grundlage des noch erhaltenen – oftmals freilich offenbar nur noch lückenhaft vorhandenen – schriftlichen Materials mit ehrlichem Engagement und wissenschaftlicher Präzision nachzuzeichnen sich bemüht hat, verdient jedenfalls dankbar anerkannt zu werden.

Hans-Werner Rautenberg

Peter HAUPTMANN (Hg.), *Gerettete Kirche. Studien zum Anliegen des Breslauer Lutheraners Johann Gottfried Scheibel (1783–1843)*. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 1987, 184 S. (Kirche im Osten. Monographienreihe, Band 20).

Das Geburtsdatum des schlesischen lutherischen Theologen Johann Gottfried Scheibel 1783 hat dank des Engagements des Herausgebers der Zeitschrift »Kirche im Osten« zwei wichtige Publikationen über die Entstehung der altlutherischen Kirche angeregt. In der Monographienreihe dieser Zeitschrift erschien 1985 als Nummer 19 ein Nachdruck der fundierten Arbeit von Martin Kiunke aus dem Jahr 1941. Als Band 20 dieser Reihe kam nun eine Sammlung mit den Vorträgen eines aus diesem Anlaß gehaltenen Symposions in Oberursel vom 12. November 1984 heraus. Die Vorträge wurden um drei Aufsätze und um einen Anhang mit Texten von Scheibel erweitert.

In der Tat lohnt eine Beschäftigung mit dem weithin vergessenen Begründer dieser Kirche aus mehreren Gründen. Scheibel kommt aus der Erweckungsbewegung und hat hier seinen Rückhalt. Trotz seiner menschlichen Härten, die Maser in einem kenntnisreichen Beitrag aufschlußreich beleuchtet, konnte die Sache, die er vertrat, überzeugen. Seine biblische, an Luther geschulte Frömmigkeit, die kompromißlos an der Realpräsenz Christi im Abendmahl festhielt, bildete ein Gegengewicht gegen Rationalismus und preußische Unionspolitik und leitete die Konfessionalisierung im 19. Jahrhundert in Schlesien, Sachsen und Hessen ein. Die vorliegenden Aufsätze behandeln nach einer Einführung in den Lebensweg von Scheibel durch W. Klän verschiedene Teilaspekte.

V. Stollers Vergleich des Schriftverständnisses Scheibels mit dem seines rationalistischen Kollegen an der Breslauer Fakultät, David Schulz, erhellt einen wichtigen Gesichtspunkt: Scheibel hat sich »dem neu aufkommenden geschichtlichen Denken bewußt geöffnet« (S. 45) im Gegensatz zu dem lutherischen Konfessionalismus der Folgezeit. – G. Herrmann zeichnet Scheibels Zusammenstoß mit den Behörden in Sachsen nach seiner Ausweisung aus Schlesien detailliert nach. Dabei zeigen sich durchaus Parallelen zu Schlesien, die einerseits in der stark aufklärerischen Gesinnung des Staates, andererseits in der Unnachgiebigkeit von Scheibel liegen, der überall die Gefahr eines »latenten Unionismus« sieht und darin selbst von seinen konfessionell-lutherischen Freunden als übersensibel empfunden wird. – Besonders wertvoll ist die Edition der von W. Klein aufgefundenen Briefe Scheibels an Ernst Wilhelm Hengstenberg, den Herausgeber der Evangelischen Kirchenzeitung, zu deren Redaktionsteam Scheibel einst gehörte. Scheibel hat sich Hengstenberg stets verbunden gefühlt, obwohl ihn die

Berichterstattung über die schlesischen Vorgänge nicht befriedigte. – K. Engelbrecht geht der Gestalt von Wilhelm Vilmar, dem Begründer der lutherischen Freikirche in Hessen, nach und untersucht seine Abhängigkeit, aber auch Eigenständigkeit im Vergleich zu Scheibel. – Daß sich die katholische Seite an den inneren Spannungen der evangelischen Kirche insbesondere nach den Kölner Kirchenwirren freute, wird von C.-E. Schott anhand der »Historisch-Politischen Blätter« sehr eindringlich beleuchtet.

Besonders glücklich ist die Entscheidung des Herausgebers, dem Band wichtige Texte von Scheibel beizugeben, so daß man sich eine Vorstellung von dessen Stil und polemischen Feder gegen Rationalismus und reformierte Konfession, gegen die katholische Kirche und alle hierarchische Bevormundung in religiösen Fragen machen kann. Zum ersten Mal wird Scheibels Bewerbungsschreiben um die Professur in Breslau abgedruckt. Das handliche Buch wird seiner Absicht, eine Einführung in die Person von Scheibel und die Entstehung der atlutherischen Kirche in Ergänzung zu Kiunke gut gerecht und weckt die Lust zu weiterer Beschäftigung. Schade nur, daß der Herausgeber versäumt hat, ein Register beizugeben. Dietrich Meyer

Joseph BRAUN, *Tracht und Attribute der Heiligen in der deutschen Kunst*. 3., unveränderte Auflage. Berlin: Gebr. Mann Verlag 1988, 436 S., 430 Abb.

Bei dem hier anzuzeigenden Werk handelt es sich um ein Standardwerk zur Kunstgeschichte. Wer sich mit christlicher Kunst oder mit Kirchenbau befaßt, wird kaum ohne dieses Nachschlagewerk auskommen können, da es den Schlüssel zur Identifizierung von Heiligengestalten und Lebensgang, Ikonographie, Tracht und Attribute der Heiligen verzeichnet. Das Werk ist so angelegt, daß es nach einer Einführung mit Angabe der benutzen Literatur die Heiligen in alphabetischer Reihenfolge auflistet. In drei Registern werden am Schluß die Tracht, die allgemeinen und die individuellen Attribute erläutert. Durch zahlreiche Abbildungen in Schwarz-Weiß erhalten die Beschreibungen die nötige Anschaulichkeit.

In unserer Zeit, in der das Wissen um die Bildersprache des Mittelalters weithin verlorengegangen, in der aber zugleich ein neues Interesse an Symbol und Bild erwacht ist, war der Gebr. Mann Verlag gut beraten, das bereits 1943 erschienene Werk neu aufzulegen. Freilich ist es schade, daß die umfangreiche, nach Kriegsende erschienene Literatur nicht eingearbeitet wurde. Andererseits beweist die Nachfrage nach diesem Lexikon, das seinerseits die Grundlage für neuere Nachschlagewerke über Heilige bildet

(wie das im Reclam-Verlag 1968 herausgegebene »Lexikon der Heiligen und der biblischen Gestalten«), wie gründlich und auf viele Jahrzehnte gültig der Kunstgeschichtler Braun damals gearbeitet hat. *Dietrich Meyer*

Heinrich TRIERENBERG, *Reiseführer Schlesien*. Im Auftrag der Stiftung Kulturwerk Schlesien. Mit Beiträgen von Josef Joachim Menzel, Eberhard Günter Schulz und Dietmar Stutzer. 454 S., 171 Abb., 40 Karten und Stadtpläne. Bergstadtverlag Wilhelm Gottlieb Korn. Würzburg 1987.

Wer in den letzten Jahren und Jahrzehnten eine Reise nach Schlesien unternommen hat, wird einen aktuellen Reiseführer oft schmerzlich vermisst haben. Nur zu oft war man auf bloße Erinnerungen oder nicht immer genaue Überlieferungen angewiesen. Manches hat man gar nicht gefunden. Den letzten Reiseführer über Schlesien, den Baedeker von 1938, haben die meisten nicht mehr besessen.

Das muß jetzt nicht mehr so sein. Wer den »Reiseführer Schlesien« von Dr. Heinrich Trierenberg mit auf die Fahrt nimmt, wird sich in Schlesien wieder zurechtfinden und manches auch neu entdecken. Und das nicht erst an Ort und Stelle. Es lohnt sich, auch ohne einen direkten und aktuellen Anlaß in diesem Buch zu blättern, altes Wissen aufzufrischen, neues dazulernen und sich in die Bilder und Karten zu vertiefen.

Dünn ist das Buch nicht, aber es ist handlich. Es umfaßt 454 Seiten mit 171 Abbildungen, darunter 19 farbige, 5 Karten, 34 Stadtpläne, 1 vierfarbige Übersichtskarte und 1 Stadtplan in Kartentasche, Literaturverzeichnis, Personen- und Ortsregister.

Vor allem aber sind alle Ortsangaben und die für den Touristen wichtigen Informationen über Hotels, Jugendherbergen, Restaurants, Bars, Cafés, Taxis, Autoservices, Tankstellen, Kultur (Theater, Museen), Busse, Bahnhöfe, Gottesdienste usw. zweisprachig deutsch-polnisch. Den Anschluß an die deutsche Zeit bekommt man hauptsächlich durch die Abrisse über die Geschichte, die Wirtschaft, die Sehenswürdigkeiten, die Erwähnung berühmter Personen eines Ortes, aber auch die exakten Angaben über die Einwohnerzahlen nach dem Stand von 1939 und heute.

Hilfreich für Reisende, die des Polnischen nicht mächtig sind, ist eine Auswahl von besonders wichtigen polnischen Wörtern oder Redewendungen sowie Übersetzungen von häufiger anzutreffenden Schildern oder Hinweistafeln. Allgemeine Erläuterungen über Ausweise (Visum), Geldumtausch, Reisewege, Einreise, Devisenbestimmungen, Anmeldungen am Zielort und dergleichen werden ebenfalls als hilfreich empfunden werden.

Josef Joachim Menzel, Dietmar Stutzer und Eberhard Günter Schulz geben landeskundliche Einführungen, die man gern vorher lesen wird.

Den Hauptteil des »Reiseführer Schlesien« (S. 67–411) aber bilden 59 genau beschriebene Reiserouten, die von 16 zentralen schlesischen Orten ausgehen. Es sind dies Görlitz-West (DDR), Bunzlau, Hirschberg, Waldenburg, Schweidnitz, Glatz, Grünberg, Glogau, Liegnitz, Breslau, Brieg, Oppeln, Neisse, Ratibor, Gleiwitz, Kattowitz. Die Umgebung ist dann jeweils miterfaßt und beschrieben.

Alles in allem ein gelungenes Werk, zu dem man Verfasser und Verlag nur gratulieren kann. Der Preis ist günstig. Darum sollte man, wenn man nach Schlesien fährt, auf »den Trierenberg« in Zukunft nicht mehr verzichten.

Christian-Erdmann Schott

Ingeborg KLETTKE-MENDEL, *Fürsten- und Fürstenbriefe. Zur Briefkultur im 16. Jahrhundert an geheimen und offiziellen preußisch-braunschweigischen Korrespondenzen* (= Studien zur Geschichte Preußens. Bd. 38), XIII/114 S. Ln. 4 Abb. s/w, 4 faksimilierte Schrifttafeln, Grote Köln und Berlin 1986.

Mit dem vorliegenden Band findet eine angesehene historische Reihe, die sich auch der ostdeutschen Forschung angenommen hatte, ihren Abschluß. Walther Hubatsch, der Begründer der Reihe (er starb 1984 in Bonn), hatte während seiner Göttinger und Bonner akademischen Tätigkeit viele Dissertationen betreut, die sich den geretteten Beständen des einstigen Königsberger Staatsarchivs annahmen und auf diese Weise die Erforschung Ost- und Westpreußens auf eine breitere Grundlage stellten. Bei vielen dieser Arbeiten blieb auch die Kirchengeschichte nicht unberücksichtigt, was für ein evidenten Interesse des Reihenherausgebers für dieses Fach sprach, der es nicht als »Nebendisziplin« der Profangeschichte verkümmern ließ, sondern der Kirchengeschichte ihren Eigenwert zubilligte. Hubatsch selber ist ja durch gewichtige Publikationen zur ostdeutschen Kirchengeschichte hervorgetreten und hat zumindest für sein Heimatgebiet die Wege kirchenhistorischer Arbeit gewiesen.

Und so würdigt die Verfasserin in einem kurzen Nachruf den verstorbenen Lehrer, der die Herausgabe dieses Aufsatzbandes bis kurz vor seinem Tod begleitet hat. Für ihn war es in seiner akademischen Lehrtätigkeit wichtig, seine Schüler dazu anzuleiten, den versunkenen Zeugnissen der Geschichte nachzugehen und diese ans Licht zu fördern.

Die Verfasserin hat in diesem Sammelband ihre wichtigsten Aufsätze zur Briefkultur, die an meist entlegenen Stellen publiziert sind, zusammengetragen. Thematisch kreisen die Arbeiten um zwei Komplexe: die Geheimkor-

respondenz Herzog Albrechts von Preußen mit Herzogin Elisabeth von Braunschweig-Calenberg und die offizielle Korrespondenz Herzog Albrechts mit Ernst dem Bekenner, Herzog von Braunschweig-Lüneburg. Neben der Textedition findet der Leser in dem Band auch Abhandlungen, die den Zusammenhang von religiösem Engagement und politischer Verantwortung des Fürsten im Reformationszeitalter herausstellen. Außerdem möchte die Verfasserin »einer bisher wenig beachteten Gattung, der frühneuhochdeutschen fürstlichen Briefliteratur, ein deutlicheres Profil« verleihen. Damit stellt Frau Klettke-Mengel auch die Briefe in den allgemeinen historischen Kontext der Zeit und gewinnt aus ihnen folglich schärfer umrissene Ergebnisse, die gerade auch von der kirchenhistorischen Forschung nicht übersehen werden sollten.

Ein Nachwort der langjährigen Mitarbeiterin Walther Hubatschs an der Bonner Universität, Iselin Gundermann, das auch seine Leistung für die preußische Geschichte beleuchtet, beschließt den Band. *Ulrich Hutter*

Geschichte Schlesiens. Hg. von der Historischen Kommission für Schlesien. Bd. 1. Von der Urzeit bis zum Jahre 1526, XII/553 S., 31 Karten, 32 Abb. farb. u. s/w, 4 Kartenbeilagen in Kartentasche, Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1988⁵. Bd. 2. Die Habsburger Zeit 1526–1740, XII/300 S. Ln. 34 Abb. farb. u. s/w, 5 Ausschlagkarten, Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1988².

Lange Zeit war das Standardwerk zur schlesischen Geschichte, die von der Historischen Kommission herausgegebene »Geschichte Schlesiens«, vergriffen. Der Jan Thorbecke Verlag hat sich nunmehr dieses Unternehmens angenommen und die bislang vorliegenden zwei Bände in neuem Gewande herausgebracht. Die durchgesehene fünfte Auflage des 1. Bandes behandelt die Urzeit Schlesiens, die Zeit der Besiedlung, die erste Blüte Schlesiens im Hochmittelalter und die Neuzeit, die im 1. Band mit dem Jahre 1526 endet.

Die »Geschichte Schlesiens« wurde in den dreißiger Jahren in Breslau unter maßgeblicher Führung Hermann Aubins als Paradigma für interdisziplinäre landeskundliche Forschung – deren methodische Ansätze trotz neuerer Versuche und Bestrebungen (vgl. z.B. Carl-Hans Hauptmeyer [Hg.], *Landesgeschichte heute*, Göttingen 1987) nicht überholt sind – konzipiert. Sie vereinigt Beiträge zur politischen und Verfassungsgeschichte, zur Kirchengeschichte, zur Wirtschaft, Musik und Kunst.

Nach dem gleichen methodischen Ansatz wurde auch der 2. Band erstellt (2. durchgesehene Auflage), der die über 200jährige Epoche der Geschichte der Habsburger in Schlesien umfaßt.

Die komplizierte politische und dynastische Geschichte Schlesiens findet in beiden Bänden ihre Erläuterung durch zahlreiche Karten, die dem Benutzer die Zusammenhänge wesentlich erleichtern helfen. Als Ergänzung und zur visuellen Vertiefung des historischen Stoffes sind die Bildbeigaben gedacht, die im Vergleich zu den früheren Auflagen von teilweise besserer Qualität sind.

Nach 1945 hat eine umfangreiche Erforschung v. a. der mittelalterlichen Geschichte Schlesiens durch die polnische Historiographie stattgefunden. Winfried Irrgang ist es zu verdanken, daß er durch seine profunde Kenntnis der Literatur dieser Zeit für den 1. Band der »Geschichte Schlesiens« ein brauchbares Literaturverzeichnis geschaffen hat, dessen Vollständigkeit nahezu besticht.

Im 2. Band zeigt z. B. der Überblick über die Erforschung der schlesischen Kunstgeschichte nach 1945 von Dieter Großmann, daß auf polnischer Seite wichtige und richtungsweisende Beiträge zur Architekturgeschichte entstanden sind (v. a. die Epochen Romanik, Renaissance und Barock).

An diesen gründlichen Forschungen kann heute keiner mehr vorbeigehen. Es ist deshalb richtig, daß die Herausgeber sich entschlossen haben, in den Anhängen auf diese Entwicklung den Leser aufmerksam zu machen. Es wäre zu wünschen, wenn nun bald auch der 3. Band, der die preußische Zeit von 1740–1945 behandeln wird, erscheinen kann. Erst danach wird die landeskundliche Forschung Schlesiens darangehen können, über eine Geschichte Schlesiens nachzudenken, die diese sich in den Anhängen abzeichnenden Ergebnisse zu einer neuen Gesamtdarstellung bündelt. Zudem wäre es auch erforderlich, über den terminus ad quem 1945 hinauszugehen, da die Geschichte Schlesiens, freilich heute unter der Bezeichnung Slask, weitergegangen ist.

Bis dahin ist und bleibt die vorliegende »Geschichte Schlesiens« das Standardwerk.

Ulrich Hutter

Ursula Maria VON BÜLOW, *Der schlesische Kreis Oels – mit seinen Stadt- und Landgemeinden*, 350 S. Ln. div. Abb. s/w, 1 Kreiskarte, Goldammer Verlag Würzburg 1988.

Über ein halbes Jahrhundert ist seit dem letzten Buch über die Stadt Oels vergangen. Um so erfreulicher ist es, daß die Verfasserin sich dieses Themas in so umfassender Weise angenommen hat, indem sie nicht nur die Geschichte der Stadt und des Kreises, sondern auch die der dörflichen

Gemeinden des Kreises Oels zu Wort kommen läßt. Sie gibt damit eine nahezu komplette Übersicht über diese schlesische Region bis 1945.

Doch wird nicht nur die Geschichte behandelt, sondern die Verfasserin widmet einen eigenen Abschnitt dem Brauchtum des Kreises Oels, ein Thema, das angesichts des jetzt auch in der schlesischen landeskundlichen Forschung erwachten Interesses an der Sozialgeschichte sich zunehmender Beachtung erfreut. Die Kirchengeschichte der Stadt und des Kreises wird nicht durch ein eigenes Kapitel ausgewiesen, sondern ist in die allgemeine historische Darstellung eingewoben.

Bei dem Blick auf die Geschichte der Oelser nach 1945 wird nur auf die Geschichte von Flucht, Vertreibung und Eingliederung der Oelser in der Bundesrepublik Deutschland rekurriert. Leider vermißt der aufmerksame Leser ein eigenes Kapitel zur Entwicklung der Stadt Oels nach 1945. Hier wäre zumindest ein bibliographischer Hinweis auf polnische Publikationen zur Stadt- und Kunstgeschichte nützlich gewesen.

Von besonderem dokumentarischen Wert sind die umfangreichen Bildbeigaben (fast 300 Abb.), die dieses Buch selbst zur Quelle werden lassen. Angesichts des verstreuten Bildmaterials sind gerade solche Heimatbücher ein wichtiger Ort, dieses kostbare Material nicht der Vergessenheit anheimfallen zu lassen.

Es wäre wünschenswert, wenn sich künftige Heimatbücher als Maßstab für gediegene Aufarbeitung schlesischer Geschichte im heimatkundlichen Bereich an diesem Band orientieren würden. (Zur Ergänzung ihrer Literaturliste S. 335 f. sei die Verfasserin noch auf die Bestände zu Stadt und Kreis Oels in der Bücherei des Deutschen Ostens in Herne verwiesen, vgl. den Bestandskatalog Bd. 3 Schlesien, Herne 1984, S. 388 f.; zum Kirchenkreis Oels vgl. *Silesia Sacra. Historisch-statistisches Handbuch über das evangelische Schlesien*. Hg. vom Evangelischen Pfarrerverein der Provinz Schlesien, Görlitz 1927, S. 175–185.)

Ulrich Hutter

J. G. Herder-Forschungsrat (Hg.), *Fünfunddreißig Jahre Forschung über Ostmitteleuropa*. Veröffentlichungen der Mitglieder des J. G. Herder-Forschungsrates 1950–1984 (= Bibliographien zur Geschichte und Landeskunde Ostmitteleuropas 1), XIII/427 S. kt., Johann-Gottfried-Herder-Institut Marburg/Lahn 1985.

Mit dieser Bibliographie der Mitglieder des Herder-Forschungsrates legt dieser nach 35 Jahren eine Art Leistungsbilanz seiner Arbeit vor. Die Personalbibliographien der einzelnen Mitglieder sind keineswegs vollständig, sondern allein auf den Forschungsgegenstand dieser Institution bezo-

gen: Ostmitteleuropa. Diese Abgrenzung kann freilich nicht immer aus historischen oder geographischen Gründen durchgehalten werden, so daß es bisweilen bei den aufgenommenen Arbeiten zu Grenzüberschreitungen kommt.

Terminus a quo der Aufnahme der Publikationen ist das Jahr 1950 (Gründung des Herder-Forschungsrates); bei Mitgliedern, die erst später in den Forschungsrat gewählt wurden, werden selbstverständlich alle seit 1950 erschienenen Veröffentlichungen aufgeführt.

Ein kurzes Kopfregist verzeichnet Lebensdaten, berufliche Stellung, Mitgliedschaft und Funktion im Herder-Forschungsrat. Die Angaben über die Veröffentlichungen sind unterteilt in A (selbständige Veröffentlichungen) und B (Beiträge in Sammelwerken, wissenschaftlichen und wichtigen allgemeinbildenden Zeitschriften, Forschungs- und Literaturberichte). Leider mußte auf die Rezensionen verzichtet werden, dies hätte die Herausgabe und das Erscheinen des Bandes unnötig verzögert.

Von den 159 Persönlichkeiten stammen 24 aus Schlesien bzw. haben Schlesien zu ihrem Forschungsgegenstand gewählt: Hermann Aubin, Ernst Birke, Werner Essen, Fritz Feldmann, Günther Grundmann, Walter Kuhn, Joachim Menzel, Helmut Neubach, Reinhold Olesch, Reinhard Peterhoff, Ludwig Petry, Herbert Rister, Herbert Schlenger, Karl Schodrock, Gotthard Speer, Bernhard Stasiewski, Hans Thieme, Hans Tintelnot, Hubert Unverricht, Rudolf Walter, Hugo Weczerka, Klaus Westen und Walter Wiora.

Für die ostdeutsche Wissenschaftsgeschichte nach dem Krieg ist diese Bibliographie eine wichtige Quelle, die eindrucksvoll die Leistungen der ostdeutschen Wissenschaft in ihrer Gesamtheit im Laufe der letzten 35 Jahre belegt. Die inzwischen auch zahlreichen jüngeren Mitglieder des Herder-Forschungsrates lassen hoffen, daß die Kontinuität der Erforschung Ostmittel- und Südosteuropas gewahrt bleibt, wobei nicht zu übersehen ist, daß gerade die jüngere Generation verstärkt den Kontakt zu den östlichen Historikerkollegen sucht. Ein hoffnungsvolles Zeichen für eine Forschung, die sich seit je als eine grenzüberschreitende und damit Grenzen abbauende Forschung versteht.

Ulrich Hutter

Peter CHMIEL, Helmut NEUBACH und Nikolaus GUSSONE (Hg.), *Beiträge zur Geschichte Schlesiens im 19. und 20. Jahrhundert*. Hans-Ludwig Abmeier zum 60. Geburtstag (= Schriften der Stiftung Haus Oberschlesien. Bd. 1), VIII/168 S. Ln. div. Kart. und Abb. s/w, Laumann-Verlag Dülmen 1987.

Mit dieser Festschrift zum 60. Geburtstag von Hans-Ludwig Abmeier eröffnet die Stiftung Haus Oberschlesien eine neue Schriftenreihe (als weitere Bände sind vorgesehen: M. Schmialek, Bruno Schmialek, ein deutscher Graphiker des Expressionismus, und R. Walter, Moritz Brosig, Domkapellmeister in Breslau).

Der vorliegende Band vereinigt Aufsätze zur schlesischen Geschichte der letzten beiden Jahrhunderte. Doch findet der interessierte Leser nicht nur Aufsätze zur schlesischen Profangeschichte, sondern auch zur schlesischen Kirchengeschichte beider großen christlichen Kirchen, wobei die evangelische Kirchengeschichte leider nur mit einem Beitrag (Herbert Patzelt, Die Tschammer Bibliothek in Teschen) vertreten ist, während die katholische Kirchengeschichte gleich mit drei Beiträgen aufwarten kann: Paul Mai, Carl Proske, ein oberschlesischer Arzt, Priester, Kirchenmusiker in Regensburg; Heinrich Grüger, Katholisches Gymnasium und Erzbischöfliches Konvikt in Glogau in den letzten Jahren ihres Bestehens; Franz Scholz, Zur Versöhnungsbereitschaft der polnischen Bischöfe vom 18. November 1965.

Was die politische Geschichte angeht, so ist der Aufsatz von Helmut Neubach »Die Ausschaltung der schlesischen Zentrumspartei durch die NSDAP im Jahre 1933« ein hoffnungsfroher Lichtblick, dieser letzten Phase der deutschen Geschichte in Schlesien mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden. Leider gibt es zu wenige Forscher in der schlesisch-landeskundlichen Forschung, die sich dieses Themas annehmen. Hier ist Neubach allein auf weiter Flur. Zur Geschichte der Jahre 1932/33 lagern noch unzählige Archivalien in bundesdeutschen Archiven, von den Beständen in den Woiwodschaftsarchiven Breslau und Oppeln gar nicht zu reden. Neben einer umfangreichen Sekundärliteratur macht Neubach für seinen Aufsatz auch die Bestände des Geheimen Staatsarchivs in Berlin/West nutzbar. Es wäre zu wünschen, wenn sich die jüngeren bundesdeutschen Historiographen Schlesiens diesem Forschungsgegenstand mehr widmen würden, damit nicht eines Tages diese Phase deutscher Geschichte in Schlesien allein von der polnischen Historiographie dargestellt wird.

Erfreulicherweise wird mit der Arbeit von Peter Chmiel auch der Blick auf die Geschichte Oberschlesiens nach 1945 gerichtet, der diese unter verwaltungsgeschichtlichen Aspekten bis 1975 untersucht.

Umrahmt wird die Festschrift durch eine biographische Einführung von

Johannes Hoffmann, der Abmeiers bisheriges wissenschaftliches Œuvre würdigt, und eine Personalbibliographie, die die wichtigsten Veröffentlichungen Hans-Ludwig Abmeiers verzeichnet.

Alles in allem ein gelungener Geburtstagsstrauß, dem man seine Verbreitung auch über den oberschlesischen Raum hinaus wünschen würde. Denn schlesische landeskundliche Forschung spielte sich nicht in Provinzteilen ab, sondern hatte und hat stets den ganzen geographischen Raum Schlesiens im Blick, ein Raum, der im Laufe seiner Geschichte immer auch Grenzraum war und als solcher das Interesse seiner Nachbarn fand und heute noch findet.

Ulrich Hutter

Geschichte der Stadt Dyhernfurth a. O. in den Jahren 1920–1945. Zusammen­ gestellt von Gerhard JANUSZEWSKI und Brigitte STÜRMER. Stuttgart 1987, 60 S.

Der verstorbene Pfarrer Richard Hoppe, der langjährige und unermüdlich tätige Anwalt und Förderer der heimatlichen Belange der Wohlauer und Steinauer nach 1945 als Herausgeber von zahlreichen neuen Ortsgeschichten und Veranstalter von Nachdrucken älterer Literatur für die beiden Kreise, gibt in dem Geleitwort zu dem ansprechenden und reich bebilderten Büchlein einen kurzen Überblick über die Entwicklung des um 1305 erstmals als Brzeg erwähnten und 1663 zur Stadt erhobenen Dorfes von den ersten Anfängen bis zur Vertreibung 1945/46, er erwähnt die beiden Kirchenjubiläumsschriften der Pastoren Wandel und Groh von 1845 und 1895, die 1971 neu gedruckt wurden, und die Stadtgeschichte von Koch und Dr. Herda von 1913, ebenfalls wieder aufgelegt. Hatte bereits 1986 Brigitte Stürmer im Rahmen des Gedenkens an die Amtstätigkeit ihres Vaters als des letzten Pfarrers von Dyhernfurth 1915 bis 1946 die Kirchengeschichte ihrer Vaterstadt für diesen Zeitraum dargestellt, so tut sie das in dem vorliegenden Heft für die Profangeschichte gemeinsam mit dem ebenfalls aus Dyhernfurth gebürtigen Gerhard Januszewski. Anknüpfend an den Bericht von Dr. Maximilian Herda aus den zwanziger Jahren geben die Verfasser den Ablauf der Ereignisse nach dem Ersten Weltkrieg wieder, rückblickend auf »100 Jahre Eisenbahn in Dyhernfurth« unterrichten sie über die Wirksamkeit der Bürgermeister Schmidt und Kriebel sowie ihrer Nachfolger Riedel und Grebel bis 1945, über Errichtung und Entwicklung des chemischen Werkes Dyhernfurth und des Reichsarbeitsdienstlagers, über die städtischen Behörden, Kirchen und Schulen mit den nötigen

statistischen und personellen Angaben und schließlich über den Aufbruch zur Flucht im Januar 1945. Besonders hervorgehoben zu werden verdienen die reichen Bildbeigaben in Skizzen, Photos und Zeichnungen: Die älteste Stadtansicht von Friedrich Bernhard Werner aus der »Topographia Silesiae« (um 1750), das Stadtwappen – der heilige Georg, der den Drachen tötet, auf dem Umschlag –, der Abdruck der Amtssiegel, die Abbildungen des Schlosses, der Kirche, des Klosters St. Hedwigsruh, der Oderfähre, des Kriegerdenkmals 1914/18, Häuseransichten und Straßenblicke. In originalgetreuem Nachdruck wird das alphabetische Einwohnerverzeichnis von 1940 wiedergegeben, ebenso ein Verzeichnis der Straßennamen beigelegt.

So wird in diesem ansprechenden Büchlein das vertraute Oderstädtchen den Dyhernfurthern und all denen, die es lieb hatten, lebendig vor Augen gestellt, wofür den Verfassern, für die mit so vieler Mühe gesammelten Text- und Bilddokumente, aufrichtiger Dank ausgesprochen sei.

Johannes Grünewald

Heinrich SCHUBERT, *Urkundliche Geschichte der Stadt Steinau an der Oder*. Breslau 1885, 236 S. Nachdruck im Selbstverlag des Steinauer Heimatboten. Herausgeber Pfarrer Richard Hoppe, Wiesbaden. Wiesbaden 1987.

Schuberts gründliche Arbeit ist die erste Darstellung der Steinauer Stadtgeschichte auf urkundlicher Grundlage, und da sie auch die einzige seitdem geblieben und keineswegs überholt ist, muß ihr Nachdruck genau 100 Jahre nach ihrem ersten Erscheinen mit Dank begrüßt werden. Der Verfasser gliedert den Stoff chronologisch und übersichtlich in drei Abschnitte: Steinau unter den piastischen Herzögen bis 1675, unter österreichischer Herrschaft bis 1740 und unter preußischer Regierung seit 1741. Daran schließt sich die Geschichte der Kirchen, der 1209 erstmalig erwähnten Stadtpfarrkirche St. Johannes, der Georgen- und Marienkapelle mit den Verzeichnissen aller bekannten Pfarrer vom Mittelalter (seit 1248) über die Reformation (seit 1531) für Pastoren und Diakone bis 1885, weiter die Geschichte der Schule (nach 1534) mit der namentlichen Aufführung der Rektoren, Kantoren und Lehrer, worauf die Geschichte der katholischen Kirche und Schule mit Pfarrern (seit 1702) und Lehrern folgt, ebenso die des Schlabrendorff'schen Waisenhauses mit Direktoren-, Inspektoren- und Lehrerverzeichnissen sowie der Obermühlwerke mit den Namen von einigen ihrer Beamten. Am Schluß stehen die Verzeichnisse der Bürgermeister, Stadtschreiber, Erb- und Stadtvögte und der Landeshauptleute, die genauen Einwohnerzahlen von 1749 bis 1880 (1749 mit 1828 und 1880 mit 3437 Ein-

wohnern). Die Inhaltsübersicht wird deshalb so ausführlich gegeben, um die Wichtigkeit dieses Neudrucks – vor allem auch für die Personengeschichte – hervorzuheben.

Die große Arbeit der Fortsetzung der Stadtgeschichte von 1885 bis zum Ende 1945/46 hat Frau Luzia Günther in ihrem reich illustrierten Buche »Steinau an der Oder, unsere Heimatstadt im Bild« (Düsseldorf 1978, 147 Seiten) geleistet und ebenfalls für die letzten 60 Jahre die Reihe der evangelischen Pfarrer im »Steinauer Heimatboten« Nr. 141 (Düsseldorf, Lindenstraße 182) ergänzt.

An Schubert ergänzender und neuerer Literatur zur Kirchengeschichte kann nachgetragen werden: Jubiläumsschrift zum 50jährigen Bestehen des Klosters der Barmherzigen Brüder in Steinau a. O. 1864–1914, neu aufgelegt im Selbstverlag des Steinauer Heimatboten, Wiesbaden 1985, mit Vor- und Nachwort und zahlreichen Abbildungen von Luzia Günther; Das Evangelium im Kirchenkreis Steinau. Festschrift aus Anlaß der Generalkirchenvisitation 1931, neu herausgegeben von Pfarrer R. Hoppe, Wiesbaden, S. 86–92; Heinrich Gawel und Gerhard Hultsch, Kirchen und Gemeinden im Oderland um Steinau (Düsseldorf 1972) S. 41–44; Gerhard Hultsch, Schlesische Dorf- und Stadtkirchen (Lübeck 1977), S. 374–76 und 706. Zur Ortsgeschichte: Hugo Weczerka (Herausgeber), Schlesien. Handbuch der historischen Stätten, Stuttgart 1977, S. 517–19.

Johannes Grünewald

Dora PUSCHMANN, *Erinnern – Zurückschauen nach Jannowitz im Riesengebirge*. Wangen/Allgäu 1983, 110 S.

Dieses im Jahrbuch 66/1987 angezeigte schöne Heimatbuch, das bereits vergriffen war, ist inzwischen in unveränderter zweiter Auflage erschienen und kann bei der Verfasserin (Wangen, Wittwaisstraße 5) bestellt werden.

Johannes Grünewald

Lothar HOFFMANN-ERBRECHT (Hg.), *Geistliche Musik in Schlesien*. Dülmen: Laumann-Verlag 1988, 171 S.

Von den fünf Aufsätzen, die in diesem Sammelband vereinigt sind, gehen drei auf Referate zurück, die auf der 27. Arbeitstagung des »Arbeitskreises für schlesische Musik im Institut für Ostdeutsche Musik« 1982 gehalten worden sind. Es sind dies einmal das Grundsatzreferat des Herausgebers unter dem Titel »Geistliche Musik in Schlesien« (S. 11–33). Es schlägt überblicksartig den Bogen von der mittelalterlichen einstimmigen geistlichen Musik, die in den Klöstern geübt wurde, über das schon mehrstimmige Schaffen Thomas Stoltzers (um 1470–1526), über das reformatorische,

barocke und spätbarocke Musizieren bis hin ins 19. und 20. Jahrhundert und schließt mit der Bemerkung: »Allen Kompositionen, Formen und Richtungen ist aber eines gemeinsam: das Gotteslob mit unterschiedlichsten musikalischen Mitteln darzustellen« (S. 33).

Der Beitrag von Rudolf Walter »Zur Geschichte der schlesischen Orgelmusik« (S. 35–82) sucht die Ersterwähnungen von Orgeln in Schlesien festzumachen, um dann die Breslauer Domorganisten von der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts an aufzulisten und von Organisten-Erwähnungen in anderen schlesischen Orten zu berichten. Es folgt eine Liste schlesischer Orgelmacher von 1414–1490, Überblicke über das Kompositionswesen, über die Orgel an St. Elisabeth zu Breslau während des 30jährigen Krieges, weitere drei- und zweimanualige Orgeln im wesentlichen aus dem 18. Jahrhundert, über den Gebrauch von Klavier und Pedal, um schließlich von den bekannten Orgelkomponisten und Organisten des 19. und 20. Jahrhunderts zu berichten, über 1945 hinaus, bis in die unmittelbare Gegenwart hinein, womit Verf. zeigt, »daß die Geschichte der schlesischen Orgelmusik 1945 nicht endete« (S. 77).

Der in der Zwischenzeit verstorbene Walter Blankenburg schreibt über »die Bedeutung schlesischer Dichter des 16. und 17. Jahrhunderts für die Entwicklung der Kirchenmusik im Zeitalter des Barock« (S. 83–93). Er zeigt die Wirkung von Martin Moller, Valerius Herberger und Johann Heermann auf Johann Arndt, Leonhard Lechner, Johann Eccard, Paul Gerhard, Heinrich Schütz, Dietrich Buxtehude bis hin zu Johann Sebastian Bach.

Problematisch scheint mir an diesem Beitrag allerdings die Berufung auf den Marburger Kirchenhistoriker W. Zeller als Begründung für den Aufbruch der neuen Frömmigkeit um 1600 in Schlesien. Es gibt Arbeiten, z. B. von E. Axmacher über Moller, die die Thesen von Zeller zumindest als fraglich erscheinen lassen und von denen her es nicht so ohne weiteres möglich ist, die Orthodoxie so eindeutig als Negativfolie für den Neuaufbruch von damals anzusehen.

Zusätzlich zu diesen Beiträgen wurde ein Vortrag von Johannes Adler »Die evangelische Kirchenmusik in Schlesien 1900–1945« (S. 95–127) aufgenommen. Auf Grund von schriftlichen Quellen und persönlichen Erinnerungen berichtet Adler über das Musikleben im Schlesien dieses Jahrhunderts, wobei die Bedeutung der Kantoren in den Landgemeinden, der Singebewegung der 20er Jahre und des Musiklebens in Breslau bis 1945 besonders plastisch hervortreten.

Den Abschluß bildet der Aufsatz von Rudolf Walter »Hermann Buchal's kirchenmusikalische Werke« (S. 129–15) mit einem Anhang mit Briefen und Noten S. 154–171). Dabei wird deutlich, daß H. Buchal – geboren 1884 in Patschkau als Sohn eines katholischen Lehrers, 1961 in Jena gestorben – ein

vielseitiger Komponist war, der auch 3 Opern, 7 Sinfonien und vieles andere geschaffen hat. Aber er bedachte auch die Kirchenmusik. R. Walter schätzt, daß etwa »ein knappes Fünftel« (S. 134) seines künstlerischen Schaffens der Kirchenmusik zuzuordnen ist. In diesem Beitrag wird es vorgestellt und kommentiert.

Alles in allem ein anregendes Buch, das auch mit einem guten wissenschaftlichen Apparat versehen ist, so daß Weiterarbeit an vielen Stellen möglich ist. Für Kenner und Freunde der geistlichen Musik Schlesiens und darüber hinaus für Musikfreunde, die den Einfluß der Musiklandschaft Schlesien auf andere Gegenden und die Befruchtung, die umgekehrt von außerhalb hier wirksam geworden ist, kennenlernen möchten, ein empfehlenswertes Buch.

Christian-Erdmann Schott

Elke AXMACHER, *Praxis Evangeliorum. Theologie und Frömmigkeit bei Martin Moller (1547–1606)*. Göttingen 1989, 370 S.

Zu den großen offenen Fragen der Theologie-, Kirchen- und Frömmigkeitsgeschichte gehört auch die nach den Voraussetzungen und Ursachen der Frömmigkeitswende im deutschen Protestantismus des ausgehenden 16. Jahrhunderts. Von Albrecht Ritschl bis Winfried Zeller sind zahlreiche, zum Teil ganz gegensätzliche Deutungen vorgelegt worden. Wirklich durchschlagend war bis jetzt keine.

Um so verdienstvoller ist es, daß sich jetzt Elke Axmacher in ihrer Berliner Habilitationsschrift einer Gestalt dieser Zeit zuwendet, von der zwar immer bekannt war, daß sie zu den Hauptvertretern der neuen Frömmigkeit gehört, von denen man aber nicht allzu viel Genaueres und Bestimmtes wußte: Martin Moller – in Kropstädt bei Wittenberg geboren, aber schon jung nach Görlitz gekommen, in Löwenberg als Kantor, später in Kesselsdorf, Löwenberg, Sprottau und an St. Peter zu Görlitz als Pfarrer tätig.

Das Besondere an der Arbeit von E. Axmacher ist in drei Punkten zu sehen: Einmal darin, daß sie Moller historisch erschlossen hat. Diesem Ziel dienen die beiden ersten Teile: I. »Martin Moller – Gestalt und geistige Herkunft« und II. »Martin Mollers Schriften«. Hier kommt E. Axmacher im Hinblick auf Mollers theologie- und kirchengeschichtliche Stellung zu dem Ergebnis: Moller »schaut noch nicht mit kritischem Blick auf die (fragwürdigen) Ergebnisse der Reformation in religiöser wie ethischer Hinsicht zurück; er steht noch ganz unbefangen... in der reformatorischen Bewegung. Er kennt noch keine nachreformatorische Frömmigkeitskrise... Er gehört der Spätreformation an, nicht der Frühorthodoxie« (S. 270).

Zum anderen versucht E. Axmacher systematisch-theologisch von den gewonnenen Einsichten her einen Beitrag zu der gegenwärtigen Diskussion um das Thema Frömmigkeit im deutschen Protestantismus zu leisten. Sie geht daher im dritten und letzten Teil ihrer Arbeit, die unter der Überschrift »Theologie und Frömmigkeit« steht, zunächst in einer kritischen Bestandsaufnahme auf fünf religionspsychologische bzw. praktisch-theologische Versuche zu dieser Thematik ein und zieht daraus die Folgerung, daß Theologie und Frömmigkeit ihre Gemeinsamkeit neu erkennen und einüben müssen. Dazu gehört auch das Prüfen und Sich-Orientieren an vergangenen Lösungsversuchen. Im Unterschied zu Frömmigkeitsgeschichte, Kirchengeschichte und Praktischer Theologie sollte es der systematischen Theologie aber nicht so sehr um die Anwendung historischer Erfahrung auf die gegenwärtige Praxis gehen, sondern darum, daß sie grundsätzlich die Frage stellt und erörtert »Was ist protestantische Frömmigkeit...«? (S. 274). Wie ist ihr Verhältnis zur Theologie zu bestimmen?

Dabei ergibt sich nun als dritter wichtiger Punkt die These, daß die neue Frömmigkeit im ausgehenden 16. Jahrhundert nicht so sehr durch Einflüsse von außen, etwa durch die Verhältnisse in den evangelischen Landeskirchen, bedingt sondern aus dem Zentrum der reformatorischen Theologie, aus der Predigt der Rechtfertigung selbst, hervorgewachsen ist. Denn die Rechtfertigungsbotschaft führt zu einer Spaltung im Glaubenden, weil er zwar dem forensischen Urteil Gottes glauben darf, daß er bereits gerechtfertigt ist, zugleich aber anerkennen muß, daß sein tatsächliches Leben von der Sünde bestimmt wird. Diese Spannung, ausgedrückt in dem lutherischen *simul justus et peccator*, führt dazu, daß der Christ, der an ihr leidet, danach strebt, sich zumindest zu verringern. Ganz aufheben wird er sie hier nie können. Die volle Übereinstimmung ist eschatologisches Hoffnungsgut. Die Spannung zwischen Jetzt und Einst aber ist es, die zur Frömmigkeit treibt, die Frömmigkeit im Sinne meditativer Vergegenwärtigung des zugesprochenen Wortes in Andacht, Gebet, Reue und Buße hervorbringt. In diesem Sinne »verweist die intensivierte Frömmigkeit mit ihrer Betonung der Eschatologie, der Gottes- und Jesusliebe und der Weltabkehr darauf, daß in Lehre und Leben um die Überwindung der Kluft zwischen verheißener (imputativer) und erfüllter (effektiver) Gerechtigkeit des Glaubenden gerungen wird. ... Und... daß Gott selbst und nicht der Mensch durch seine ethische Aktivität die Kluft schließen wird« (S. 317).

Von hier aus kehrt E. Axmacher noch einmal zu Moller zurück und zeigt, daß dessen Bemühen um Frömmigkeit dieser These entspricht – in drei Hinsichten:

1) Moller versucht die (lutherische) Lehre durch Meditation für die christliche Existenz fruchtbar zu machen, sie zu verinnerlichen. In diesem

Sinne gilt für ihn die Definition: »Nur der ist fromm, der die Lehre innerlich annimmt und seine gesamte Existenz davon bestimmen läßt« (S. 319).

2) Er versucht, den Christen in die Meditation so weit einzuführen, daß er sich in ihr erbauen, trösten und zugleich in ihr sprechen, Gott antworten, beten kann. »So könnte man Mollers Gesamtwerk... als Sprachschule des Glaubens bezeichnen« (S. 327).

3) Er versucht Hilfe zu geben für das Standhalten in der Anfechtung, die aus unserem Gespaltensein kommt, und zum Kampf gegen die Sünde: »Die Sünde des gerechtfertigten Christen ist für ihn das Hauptproblem des Christseins, zu dessen Lösung er in seinen Schriften die verinnerlichende Einübung in die christliche Lehre als Vorbereitung auf das Leben in der Anfechtung praktiziert« (S. 335).

Den Abschluß bilden sieben Thesen mit Erläuterungen zum Thema »Merkmale protestantischer Frömmigkeit«, in denen noch einmal hervorgehoben wird, daß Frömmigkeit im reformatorischen Sinn nicht als Gefühl oder als Einssein mit Gott und/oder sich selbst verstanden werden darf, sondern sich in dem Beziehungsdreieck von Wort/Lehre – Aneignung in Meditation und Gebet – und christlicher Existenz vollzieht und vollziehen muß.

E. Axmachers These, daß die Frömmigkeitswende um 1600 aus der protestantischen Rechtfertigungsbotschaft selbst hervorgewachsen ist, ist für Moller überzeugend. Sie ist darüber hinaus aber auch weiterführend, weil sie vieles auch bei anderen Zeitgenossen, z.B. bei Valerius Herberger, erklären kann, was die inneren Voraussetzungen der Wende betrifft. Wir werden darum wohl nicht darum herumkommen, in weiteren Einzeluntersuchungen den Fragen, die mit der neuen Frömmigkeit gestellt sind, nachzugehen. Die Thesen von Elke Axmacher werden dabei in jedem Falle Beachtung finden müssen. Denn sie sind in hohem Maße anregend und konstruktiv.

Christian-Erdmann Schott

Schlesien als Aufgabe interdisziplinärer Forschung. Hg. von Lothar BOSSLE, Gundolf KEIL, Josef Joachim MENZEL, Eberhard Günter SCHULZ. Sigmaringen, Jan Thorbecke Verlag 1986, 144 S. (Schlesische Forschungen Bd. 1)

Der Band enthält die Vorträge des ersten Symposiums des Gerhard-Möbus-Instituts, das 1982 als eingeschriebener Verein an der Universität Würzburg gegründet wurde. Das Institut, das nach dem Namen des im Alter von

53 Jahren 1965 verstorbenen Professors der Psychologie, Gerhard Möbus, der an der Deutschen Hochschule für Politik in Berlin lehrte, benannt ist, hat sich das interdisziplinäre Zusammenwirken der Wissenschaften zur Erhellung der Geschichte Schlesiens zur Aufgabe gesetzt und veranstaltet zu diesem Zweck seit 1982 jährlich wissenschaftliche Tagungen über ein disziplinübergreifendes Thema in Würzburg. Der Band möchte diese Zielsetzung beispielhaft vorstellen.

Für jeden historisch Interessierten ist der einführende Aufsatz von Josef Joachim Menzel über »Die Historische Kommission für Schlesien und ihre Arbeitsvorhaben, insbesondere der Geschichtliche Atlas von Schlesien« wichtig, weil er die Vor- und Gründungsgeschichte dieser Kommission im Überblick schildert und auf die Gegenwartsaufgaben und laufenden Projekte eingeht. Der Beitrag von Joachim Köhler »Zur katholischen Kirchengeschichte Schlesiens« hat seinen Reiz für den evangelischen Leser darin, daß er die parallele Entwicklung auf katholischer Seite, die Gründung der Zeitschrift »Archiv für Schlesische Kirchengeschichte« im Jahre 1936 und dann die Gründung des freilich nicht nur auf Schlesien bezogenen »Instituts für ostdeutsche Kirchen- und Kulturgeschichte« 1958 vor Augen führt. Die Forschung nach 1945 mußte sich auf die Erschließung von nichtschlesischen Archiven, etwa des Vatikanischen Archivs oder des Haus-, Hof- und Staatsarchivs in Wien konzentrieren. Er würdigt die Arbeiten zur Geschichte der Reformationszeit durch Kurt Engelbert und Alfred Sabisch, auch von Joseph Gottschalk, während er auf dem Gebiet der Katholizismusforschung (Kulturkampf u.a.) und der kirchlichen Zeitgeschichte zukünftige Aufgaben sieht.

Für die Leser dieses Jahrbuchs ist der Vortrag von Ludwig Petry »Zur evangelischen Kirchengeschichte Schlesiens« von großem Interesse und schon deshalb lesenswert, weil er in ganz ähnlicher Gestalt wenige Monate zuvor als Jubiläumsvortrag anlässlich des 100jährigen Bestehens des »Vereins für Schlesische Kirchengeschichte« 1982 gehalten, dann aber dem Jahrbuch des Vereins nicht zur Verfügung gestellt wurde. Nun kann man ihn nachlesen. Petry sieht einen Schwerpunkt der Forschung nach 1945 in der biographischen Erschließung einzelner Gestalten – er nennt Zacharias Ursinus, Quirin Kuhlmann, Gottfried Buckisch und Ignatius Aurelius Fessler. Unter den gegenwärtigen Forschern würdigt er die Arbeiten von Herbert Patzelt, Oskar Wagner und Othmar Karzel und erwähnt besonders den 1978 gegründeten »Verein zur Erforschung der Geschichte der Juden Oberschlesiens«. Gerhard Hultsch als langjähriger Schriftleiter des Jahrbuchs für Schlesische Kirchengeschichte und der Monographienreihe »Das evangelische Schlesien«, der unter anderem durch seine ortsgeschichtlichen Studien zu Brieg, den böhmischen Gemeinden in Schlesien usw. die evange-

liche Schlesienforschung sehr gefördert hat, sowie Johannes Grünewald mit seinen gründlichen und die Forschung sehr bereichernden presbyterologischen Forschungen, sollten hier als wichtige Anreger und unermüdliche Väter der kirchengeschichtlichen Forschung nach 1945 nicht vergessen werden.

Die weiteren Aufsätze des Bandes behandeln die »medizinische Fachprosa« des späten Mittelalters (Gundolf Keil), die Musikgeschichte Schlesiens (Hubert Unverricht), Soziologen aus und in Schlesien (Lothar Bossle), Horst Bieneks Beschreibung einer Provinz (Walter Dimter) und die Minderheitenrechte in Oberschlesien nach dem 1. Weltkrieg (Dieter Blumenwitz). Der Beitrag von Eberhard Günter Schulz »Schlesien in der Philosophiegeschichte« hebt besonders die Bedeutung des Aufklärers Christian Wolff in der Reihe zahlreicher schlesischer Philosophen hervor. Schulz wendet sich gegen das Vorurteil einer »Vorrangstellung mystischen Denkens bei den Schlesiern«. Er konstatiert dagegen: »Ihr Anteil daran ist jedenfalls nicht in gleichem Maße überrepräsentativ wie der Beitrag, den sie zur rationalen Philosophie geleistet haben« (S. 82). Insgesamt stellt der Sammelband, der durch Register gut erschlossen wird, eine durch die gedrängte Kürze der Beiträge wertvolle Einführung in das geistige Erbe Schlesiens dar, die zur Weiterarbeit anregt.

Dietrich Meyer

Bernhard STASIEWSKI, *Institut für Ostdeutsche Kirchen- und Kulturgeschichte e. V. 1958*. Köln, Wien, Böhlau Verlag 1988, XV, 142 S. (Forschungen und Quellen zur Kirchen- und Kulturgeschichte Ostdeutschlands Band 23)

Die Veröffentlichung gibt 30 Jahre nach Gründung des Instituts einen Rechenschaftsbericht über die verschiedenen Aufgabenbereiche einschließlich Satzung und detaillierten Auflistungen von Veranstaltungen und Publikationen. Und zwar enthält der Band im einzelnen: eine Einführung über die kulturellen Aufgaben nach katholischem Kirchenverständnis und die sich daraus ergebende Gründung des Instituts auf Anregung von Prälat Archivdirektor Dr. Kurt Engelbert; einen Bericht über insgesamt 25 Nachwuchs- und Arbeitstagungen mit Nennung der gehaltenen Referate und knappen Charakterisierungen; eine kurze Beschreibung der inzwischen 26 Titel der wertvollen Reihe »Forschungen und Quellen zur Kirchen- und Kulturgeschichte Ostdeutschlands«; einen Ergebnisbericht über die Arbeiten des Kardinal-Bertram-Stipendiums. Auch die heute in der Bischöflichen Zentralbibliothek in Regensburg untergebrachte Institutsbibliothek und die

beiden laufenden Zeitschriften »Archiv für schlesische Kirchengeschichte« und »Zeitschrift für die Geschichte und Altertumskunde Ermlands« werden kurz vorgestellt.

Obwohl der Band etwas einseitig als Leistungsschau aufgezogen ist, ohne die sicherlich auch vorhandenen Forschungs- und Finanzierungsprobleme und deren Lösungen vorzuführen, so hat er doch zweifellos seinen Nutzen: Man kann sich leicht über die Namen der Vorstands- und Beiratsmitglieder und die Institutsgeschichte informieren, man erfährt etwas über die Forschungsschwerpunkte und ist erstaunt, welches Gewicht die nur auf Schlesien bezogenen Themen haben (etwa die Hälfte aller Publikationen). Der evangelische Schlesier kann die katholische Seite um dieses Institut beneiden, hat es doch geschickt verstanden, ostdeutsche Forschungen in der Bundesrepublik anzuregen und Nachwuchskräfte heranzuziehen.

Gerade die Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses ist auf katholischer Seite gut gelungen. Und wenn ich mir Anregungen aus der Publikation in dieser Richtung holen dürfte, so würde ich in erster Linie eine dem Kardinal Bertram-Stipendium vergleichbare Stiftung auf evangelischer Seite anregen. Vielleicht gibt es auch in unseren Zeiten noch Mäzene, die etwas für die wissenschaftliche Erforschung der Kirchengeschichte tun wollen und die sich nur zusammenschließen müßten. Man kann nur hoffen, daß die evangelische Kirche durch das katholische Beispiel angeregt wird, ihr Ostkirchen-Institut in diesem Sinne weiter auszubauen und finanziell zu unterstützen. Nach der Öffnung der Grenzen wachsen dem wissenschaftlichen Austausch mit den östlichen Nachbarn über die gemeinsam betriebene Aufarbeitung der Geschichte ganz neue Chancen und Aufgaben zu, und es wäre bedauerlich, wenn die evangelische Kirche ihren kulturellen Auftrag in diesem Feld nicht erkennen würde.

Dietrich Meyer

Kauffung an der Katzbach, Kreis Goldberg in Schlesien. Dokumentation von Karl-Heinz BURKERT unter Mitwirkung zahlreicher Kauffunger. Scheinfeld 1988, 538 S.

Kauffung besitzt in der Festschrift zum 150jährigen Jubiläum der evangelischen Kirchengemeinde eine auf urkundlicher Forschung beruhende Orts- und Kirchengeschichte von Pastor Paul Stockmann, die sich vor vielen der damals erschienenen »Jubelbüchlein« durch wissenschaftliche Qualität und Zuverlässigkeit auszeichnet. Der Sohn des Verfassers, Dr. Günther Stockmann, hat die Chronikarbeit unermüdlich bis zu seinem Tode 1981 weitergeführt und Teilabschnitte in den »Goldberg-Haynauer Heimatnachricht-

ten« veröffentlicht. Was ihm als Ziel zu erreichen versagt geblieben ist, den geschichtlichen Stoff neu zu fassen und den Ablauf der Geschehnisse bis zum Ende des deutschen Dorfes an der Katzbach darzustellen, das ist Dr. Burkert, dem Sohn des vorletzten Kauffunger Pastors, und seinen Mitarbeitern bestens gelungen.

Wer die ersten Anfänge dieses Heimatbuches als geschichtliche Beilagen des Verfassers zu den Rundbriefen von Pastor Schröder seit 1981 miterlebt hat, der merkte bald, daß sich hier ein bedeutsames Werk vorbereitet; nun es in diesem stattlichen und hervorragend ausgestatteten Band vorliegt, übertrifft es alle Erwartungen.

Schon das farbenfrohe Umschlagsbild mit dem Blick zum Kitzelberg auf die 11 von 15 hochragenden, heut verschwundenen Schornsteine und die ins Grün der Gärten und Bäume eingebetteten landwirtschaftlichen Anwesen läßt erkennen, daß hier das bäuerliche Dorf und die Industriegemeinde eine ungestörte Harmonie eingegangen waren, was durch zahlreiche andere Abbildungen und die geschichtliche Darstellung in den betreffenden Textabschnitten bestätigt wird. So sind auch, worauf der Verfasser im Vorwort hinweist, Orts- und Kirchengeschichte ineinander verwoben, ja es ist rein äußerlich bei Behandlung der einzelnen Gegenstände und Zeitabläufe besonders kennzeichnend, daß bei klarer Abgrenzung der Sachgebiete alles wie selbstverständlich, ohne strenge Systematik einzuhalten, ineinander fließt – gelegentlich festzustellende Wiederholungen zum gleichen Thema keineswegs störend wirken –, weshalb eigentlich auch eine »Besprechung« des Buches nicht möglich ist: Man muß es zu sich sprechen lassen, indem man es in sich aufnimmt als Dokumentation der über 700jährigen deutschen Geschichte dieses schlesischen Dorfes, hervorgegangen aus sorgfältigem Literaturstudium des Verfassers und für die letzten Jahrzehnte zusammengetragen auf Grund von persönlichem Miterleben und den Erinnerungen der nun alten Zeugengeneration.

Die Empfehlung des Buches, das alle Bereiche des gemeindlichen Lebens erschöpfend behandelt, muß sich auf einen in Stichworten wiedergegebenen Inhaltsüberblick beschränken mit einigen zusätzlichen Bemerkungen vor allem zur Kirchengeschichte.

Der Verfasser gibt zu Beginn in knapp formulierten Sätzen einen kurzen geschichtlichen Überblick von der deutschen Besiedlung im Anfang des 13. Jahrhunderts an bis zur Vertreibung, den Heimattreffen und den Besuchen in der alten Heimat danach. Auf einen Gang durch das Dorf mit ersten Hinweisen auf die später ausführlich behandelten kommunalen und sozialen Einrichtungen, Kirche und Schule, folgt ein längerer Abschnitt über die Kalkindustrie, die Entstehung und Arbeitsweise der einzelnen Werke, vor allem von Tschirnhaus und Silesia. Bereits 1747 läßt Friedrich der Große

Marmor brechen, der seit 1771 nach Potsdam geliefert wird; 1777 besucht der König die Brüche persönlich. Abbildung eines Bruches nach einer Zeichnung von Theodor Blätterbauer um 1870 (S. 74). Weiterhin werden die örtlichen Gewerbe angeführt in Handwerk und Handel vom Mittelalter bis zur Neuzeit, die landwirtschaftlichen Betriebe und Gutshöfe – 9 Güter mit den Abbildungen der Schlösser –; es wird berichtet von der Entwicklung der Dominien mit ihren Rechten und Pflichten, von Brandunglücken und dem Feuerlöschwesen, von örtlichen Festen und der Lebensart der Kauffunger, über ihre Familiennamen, die Zahl der Einwohner (zuletzt 4000, heute fast 5000 polnische), das Einwohnerverzeichnis aus dem Einwohnerbuch des Goldberger Kreises von 1943 wird mitgeteilt. Unter der Überschrift »Last und Bewährung« folgen Berichte über den ersten Weltkrieg und die Inflationszeit, besonders ausführlich und bewegend in Augenzeugenschilderungen über den Zweiten Weltkrieg – Tagebuch 1945, Kriegsoffer, Bauerntreck, letzte Kriegsmonate, Rückkehr nach der Kapitulation, schutzlos unter Russen und Polen bis zum bitteren Ende, letzter evangelischer Taufeintrag vom 13. November 1946, »Unser Auszug aus Kauffung« von Kaplan Georg Eckelt, Schicksale der Vertriebenen in der Zerstreuung, Verbleib der letzten Ortsgeistlichen und Lebensbilder der letzten Kantoren, aus Kauffung wird erst Kupno, dann Wojcieszów! Von großer Wichtigkeit ist die Zusammenstellung in einer Bestandsaufnahme der Akten und örtlichen Archivalien, Kirchenbücher und Personenstandsregister mit Angabe über die Aufbewahrungsorte der heute noch vorhandenen.

Die Beschreibung und Geschichte der beiden Kirchen nimmt in der Darstellung Dr. Burkerts den ihnen gebührenden breiten Raum ein. Sie beginnt mit der ersten urkundlichen Erwähnung von Coufunge in der bischöflichen Urkunde von 1267 (SR Nr. 1289) unter den 17 um Goldberg gelegenen Dörfern, die zur Kollatur des Breslauer Domkapitels gehörten. Mit ihm, dem größeren Ort, ist noch im 14. Jahrhundert das kleine Woycezdorf zusammengewachsen, das um 1305 der liber foundationis als dem Bischof mit einer Mark zehntpflichtig anführt. Der Name könnte noch die Erinnerung an einen kleinen slawischen Weiler am Südanfang von Kauffung sein, der nun von Deutschen bewohnt war, weshalb an das polnische Wojciech (= Adalbert) die Endung »dorf« angehängt wurde (dies zu S. 376). Dieser Name ist nun auf die 1973 zur Stadt erhobene Gemeinde übergegangen. Die der Jungfrau Maria (später und noch heut der Himmelfahrt Mariens) geweihte alte Dorfkirche stammt den Stilelementen zufolge aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts, für ihr hohes Alter sprechen die langgezogenen schmalen Spitzbogenfenster und der den eingezogenen Chor vom Langhaus trennende Triumphbogen; daß sie noch Reste romanischer For-

men aufweisen soll (Zum Winkel, Liegnitz-Goldberg, das schöne Katz-bachtal, 1925, S. 80), ist sicher unzutreffend. Urkundlich bezeugt ist die Kirche erstmalig mit ihrem Pfarrer Hermann Rachenow durch eine Zinsverleihung Herzog Bolkos vom 29. Sept. 1366 (H. Neuling, Schlesiens Kirchorte, 1902, S. 124). Es ist dies der einzige bekannte Pfarrer aus vorreformatorischer Zeit. Merkwürdigerweise fehlt Kauffung unter den in den Notariatsinstrumenten von 1399 angeführten Pfarreien der Archipresbyterate Goldberg und Hirschberg, worin die Geistlichen der Breslauer Diözese gegen den päpstlichen Zehnten protestierten, während fast alle Nachbarorte (wie Tiefhartmannsdorf, Klein-Helmsdorf, Hohenliebenthal, Konradswaldau, Schönau) mit ihren Pfarrern genannt werden. Entweder war die Pfarrei vakant oder der Pfarrer zahlungswillig. In dem großen, unmittelbar neben der Kirche gelegenen Pfarrhaus mit der Jahreszahl der Erbauung 1494 haben von etwa 1550 bis 1653 lutherische Pastoren gewohnt, ihre Namen mit den etwas zu knappen Lebensdaten werden (S. 312–313) mitgeteilt. Die vielen schönen Abbildungen des Buches hätten noch bereichert werden können durch die der beiden Figurengrabsteine für Pastor Jeremias Himmelreich (gest. 1603) und seine 1583 verstorbene Mutter, die auch kulturgeschichtlich von Bedeutung sind und wegen der Seltenheit figurierter Epitaphien für nichtadlige Personen in dieser Zeit. Dem letzten Pastor Johannes Rausch (1623–1653) blieb durch den Tod die Vertreibung durch die Reduktionskommission erspart, die am 28. Februar 1654 die Kirche für den evangelischen Gottesdienst schloß und dem Pfarrer von Schönau zur Mitverwaltung übergab. Das Wegnahmeprotokoll verzeichnet als Inventar u. a. drei Glocken, eine Schlaguhr, zwei silberne Kelche (einer davon aus dem Anfange des 16. Jh.) und einen aus Zinn, sowie – damals kaum in einer anderen Dorfkirche – ein Orgelwerk. Die Gemeinde blieb evangelisch und unternahm zu Gottesdiensten und Amtshandlungen die weite Kirchfahrt nach Probsthain¹. Als der Liegnitzer Archidiakon Johann Maximilian Strauß 1677 die von den Schönauer Jesuiten verwaltete Kirche visitierte, fand er sie ohne Ausstattung und vermutet, es könnte wohl etwas verborgen gehalten werden; offenbar war bis dahin kein einziges Mal heilige Messe gefeiert worden. Doch wird neben dem Pfarrhaus eine »Capellania« erwähnt, obgleich nichts von einem Kaplan oder Diakonus aus evangelischer Zeit bekannt ist. Sehr wichtig sind die mitgeteilten Auszüge aus dem Tagebuch des Kauffunger Pastorensohnes Johann Daniel Rausch (S. 395–405), sie betreffen vor allem die Zeit des 30jährigen Krieges und geben wie auch die Anmerkungen des Seiffersdorfer Amt-

1 Der Predigerstein im unteren Niederdorfe hielt die Erinnerung daran fest, daß auch hier wie an anderen Orten im Gebirge vertriebene Pastoren heimlich bei Nacht die Gemeindeglieder versammelten und mit Wort und Sakrament stärkten.

manns Jeremias Ullmann (S. 405–409) in den Augenzeugenberichten ein getreues Bild von den Leiden der Bewohner auch in den Nachbarorten durch die Kriegsdrangsale. Als die Jesuiten 1683 die Pfarreien an Weltpriester abgeben mußten, wurde Kauffung der wohl 15 km entfernten katholischen Pfarrei Kupferberg zugewiesen, wohin die kleine katholische Gemeinde, die sich allmählich nach 1800 gebildet hatte, bis zur Errichtung des eigenen Pfarrsystems gehörte. Anfänglich kam Pfarrer Suckel viermal jährlich zum Gottesdienst, dann alle drei bis vier Wochen der Kupferberger Kaplan.

Man kann es nur ein Wunder nennen, daß hier wie überall unter den gleichen harten Bedingungen der Gegenreformation die Menschen ohne Kirche, ohne Pastoren und ohne Lehrer dem evangelischen Glauben treu geblieben sind. Sehr ausführlich und anschaulich schildert der Verfasser diese schwere Zeit der Bewährung (S. 321–329) und zeigt sich mit allen Fragen und Einzelheiten – auch bei einem Abstecher in die allgemeine schlesische Reformationsgeschichte S. 317–321 – als zuverlässig und wohlvertraut.

Nach erlangter Glaubensfreiheit durch Friedrich den Großen erwirkten Grundherrschaften und Gemeinde 1742 den Bau eines Bethauses, das am 12. August durch den von Brauchitschdorf berufenen Pastor Johann Friedrich Blickel eingeweiht wurde. Der gut wiedergegebene Kupferstich aus Friedrich Bernhard Werners Bethauswerk (1749) zeigt den stattlichen Fachwerkbau mit dem 1743 daneben errichteten Pfarrhause; 1750 folgte der Bau der Schule. Der schlanke Barockkelch von 1748 (Abbildung S. 330) konnte von Pastor Schröder 1946 mit herausgebracht werden. Der große Dorfbrand 1753 vernichtete alle drei Gebäude, auch die katholische Kirche wurde ein Raub der Flammen (in dem Abschnitt »Der Zwiebelturm erzählt« wird über den Wiederausbau und die erst 1790 endgültige Vollendung des Kirchturms auf Grund der Ortsakten im Breslauer Diözesanarchiv berichtet). Bereits am 1. Advent 1754 konnte der massive Neubau der evangelischen Kirche eingeweiht werden, Turm und Geläut erhielt sie erst 1901. Bis dahin wurden, alter Übereinkunft entsprechend, die Glocken der katholischen Kirche mit gebraucht. Zwei schöne Beispiele von Kauffunger Toleranz: Um 1800 war der Glöckner katholisch, aber er läutete für fast nur evangelische Anlässe, um 1811 diente ein evangelischer Kirchvater in der kath. Kirche auch bei den wenigen Taufen und Trauungen (S. 316)!

Das in den Personalangaben etwas spärliche Verzeichnis der Pastoren könnte mühelos vervollständigt werden. Bemerkenswert ist, daß in den 125 Jahren, von 1742 bis 1867, bei der Länge ihrer Amtszeit nur drei nötig waren; am längsten hat Pastor Emanuel Theodor Kieser, 48 Jahre, von 1780 bis zu seinem Tode, 22. Febr. 1828, amtiert. Er verfaßte 1792 zum 50jähri-

gen Bestehen der Kirche ein bescheidenes Jubelbüchlein. Unter Pastor Walter (gest. 12. Juli 1867) nahm nach 1840 die Einwohnerzahl ab durch Niedergang des häuslichen Leinengewerbes. Pastor Paul Peisker (1868–1878) heiratete am 27. Juli 1869 Selma Hoßmann, älteste Tochter von Karl H. auf Heiland-Kauffung (zwei Söhne wurden schlesische Pastoren). Er ging 1878 nach Wilhelmsdorf-Gröditzberg und starb als emeritierter Superintendent des Kirchenkreises Goldberg am 20. Aug. 1911 in Liegnitz. Die kürzeste Amtsdauer (1878–1883) war unfreiwillig Pastor Karl Wilhelm Stürmer beschieden. Wie hätte er bei dem nächtlichen Einbruch ins Pfarrhaus den Diebstahl der dort aufbewahrten Glockengelder verhindern können? Er verließ Kauffung Anfang 1884 und ging nach Sandewalde Krs. Guhrau, wo er am 9. Juni 1909 gestorben ist. Ihm folgte von 1884 bis 1909 der Kauffunger Chronist Paul Stockmann (geb. am 30. Januar 1858 in Schmölln Krs. Züllichau als Sohn des dortigen Pastors Wilhelm St. 1909 nach Kaltwasser, 1916 nach Aslau, em. 1922, gest. 15. Juli 1925 in Märzdorf a. Bober). Er gehörte zu den ersten Mitgliedern (wie auch P. Stürmer) des 1882 gegründeten Vereins für Geschichte der evang. Kirche Schlesiens und Mitarbeitern des Correspondenzblattes; im 3. Band (1887) gab er (S. 65–190) das Tagebuch von Johann Daniel Rausch heraus. Pastor Kurt Reuschel (1910–1916), geb. 29. Sept. 1868 in Görlitz, ist wohl wegen des damaligen Theologenüberschusses verhältnismäßig spät in ein festes Amt gekommen. Unter ihm erfolgte 1912 die letzte Innenrenovierung der Kirche, 1911 hatte sie einen neuen Taufstein aus Kauffunger Marmor erhalten. Wesen und Verdienste der beiden letzten Pastoren, 1916 bis 1936, als seines Vaters (meines unvergeßlichen väterlichen Freundes), Bruno Burkert, wie die von Walter Schröder, 1936 bis 1946, hat der Verfasser eingehend gewürdigt. Unter P. Burkert entstand eine rege kirchliche Vereinstätigkeit, er rief ein evangelisches Gemeindeblatt ins Leben und hielt liturgische Morgenfeiern an den großen Feiertagen am Predigerstein oder auf den beiden Mühlbergen. P. Schröder war vom zweiten Kriegsjahr an einberufen und hat nach Rückkehr Ende Mai 1945 »Erleben und Fähnrisse« mit seiner Gemeinde bis zur Ausweisung Ende Juni 1946 geteilt. Über die Versorgung der Restgemeinde, zuerst durch noch verbliebene Nachbarpastoren, dann durch Pastor Helmut Steckel aus Liegnitz und Lektoren bis zum letzten Gottesdienst am 9. Oktober 1965 mit 19 Besuchern und 17 Abendmahlsgästen wird an verschiedenen Stellen des Buches ausführlich berichtet. Die 1947 ausgeplünderte Kirche – Teile des Inventars kamen in die neu erbaute kath. Kirche zu Wolfsdorf – wurde profaniert und diente 1988 als Möbellager. Die Polen begnügten sich mit der katholischen Kirche und bauten in Ober-Kauffung 1981 eine neue Kirche mit eigenem Pfarramt.

Je einen kurzen Abschnitt widmet der Verfasser auch der 1853 begründete-

ten katholischen Pfarrei mit Namen und Lebensdaten der Pfarrer (S. 347–353) und den Glocken beider Kirchen mit Wiedergabe ihrer Inschriften. Die kleine, 1930 gegossene Glocke der evangelischen Kirche kam 1969 auf den Turm der ehemaligen evang. Stadtpfarrkirche in Goldberg, im katholischen Kirchturm hängt noch heute die kleine 1753 in Hirschberg gegossene Glocke (S. 364–366).

Die ganzseitigen großen Photos vom Äußeren und Inneren beider Kirchen reichen dem Buche zur besonderen Zierde.

Die weiteren inhaltsreichen Einzelthemen können gerade noch angedeutet werden: Besiedlung des oberen Katzbachtales mit urkundlichen Ersterwähnungen der Nachbarortschaften (sämtlich deutsche Gründungen im 13. Jahrhundert), die Erbscholtiseien, die Bauern, Entstehung der Güter, wirtschaftliche und soziale Verhältnisse bis zum 30jährigen Kriege, Leben auf dem Dorfe von 1650 bis um 1850, dörfliche Gerichtsbarkeit mit Abbildung des Galgens (S. 411), von Österreich zu Preußen im 18. Jahrhundert, Kaufverträge, statistische Angaben über die Zusammensetzung der bäuerlichen Bevölkerung auch in den benachbarten Dörfern, Hausgewerbe wie Spinnen und Weben – dann Naturkatastrophen, wie Überschwemmung der Katzbach, Seuchen, Feuersnot. Besonders ausführlich ist das 19. Jahrhundert behandelt: Die napoleonische Zeit, Befreiungskriege, Gneisenau in Kauffung (1804–1816), die preußischen Reformen, Bauernbefreiung, Auswirkungen der Revolution 1848 hier und in der Nachbarschaft, Teilnahme an den Kriegen 1864, 1866 und 1870/71. Noch einmal Blick in die nähere Umgegend: Die einst freie Bergstadt Altenberg bietet ein noch zu lösendes Problem, ob sie wirklich jemals eine eigene Kirche und Schule gehabt hat. Der Silberberg, »den man nennt den Altenberg in dem Hirschbergischen Weichbilde bei Seitendorf gelegen«, wird urkundlich zuerst 1455 erwähnt; es fehlt jeder Hinweis auf das Vorhandensein einer Kirche, ebenso in den späteren Urkundenregistern bis 1714, die nicht einmal die Vorstellung von einem Gemeinwesen auf dem Altenberge ermöglichen, auch ist keine Verbindung zu Kauffung erkennbar. Das Bergwerk (Arsen- und Kupferkies) bestand bis 1925. 100 Einwohner zählte das kirchlich zu Seitendorf gehörende und durch seine Baßgeige im Umkreis bekannte Dörfchen zuletzt, die 1946 mit den Seitendorfern vertrieben wurden. Die Vergangenheit von Tiefhartmannsdorf und die drei im 13. Jahrhundert von Kloster Leubus gegründeten Dörfer Ketschdorf, Seitendorf und Klein-Helmsdorf berührt der Verfasser kurz, stellt für die Nachbarorte von Ketschdorf bis zur Kreisstadt Goldberg die ersten urkundlichen Erwähnungen, auch der Kirchen, mit den Einwohnerzahlen von 1786 und 1939 zusammen und berichtet schließlich auf Grund alter Nachrichten und eigener Kenntnis von den in den Höhlen des Kitzelberges (die »Kitzelkirche«) aufgefundenen

fossilen Schädel- und Knochenresten von Bären, Löwen, Wölfen, Rentieren und kleineren Tieren, die vor 20000 bis 25000 Jahren gelebt haben.

Im letzten Teil seines Buches gibt Dr. Burkert das Wort seinen Mitarbeitern in Beiträgen über die heimatliche Landschaft, die Kauffung umgebenden Berge mit herrlichen Ausblicken auf das Gebirge, die reiche Pflanzenwelt und spezielle Kalkflora, die der viele Staub der Industrie wenig beeinträchtigen konnte. Berichte über die Kauffunger Trachtengruppe, den Riesengebirgsverein und Segelflug, über bekannte Persönlichkeiten wie Förster Hein, Hauptlehrer Heinrich Scholz, den als »Katzbachpförtner« bekannten großen Heimatfreund – wie viele andere wären da noch zu nennen, die Lehrer, von den Ärzten vor allem der große Helfer und edle Menschenfreund Dr. Schultz, der bis zu seinem Tode in der Heimat ausgehalten und im benachbarten Ketschdorf 1956 seine letzte Ruhestätte gefunden hat.

Steht am Anfang das Kauffunger Heimatlied, wird unter dem Zeichen des Kreuzes der Toten gedacht, so dürfen am Schluß Alt-Kauffunger Erinnerungen, besinnliche Erzählungen, Proben der heimatlichen Mundart in Prosa und Poesie, Berichte über die Heimattreffen und das Wiedersehen mit Kauffung bei den Heimatbesuchen in den letzten Jahren nicht fehlen. 58 Bilder, Photos und Zeichnungen sowie Meßtischblatt und Karte des oberen Katzbachtales sind dem Buche als wesentliche Bereicherung beigegeben.

Dem umfangreichen Literaturverzeichnis können noch zwei Titel angefügt werden: Konrad Wutke, Schlesiens Bergbau und Hüttenwesen, Urkunden von 1136–1528 und 1529–1750 (Codex diplomaticus Silesiae Bd. 20, 1900 und 21, 1901), wegen Altenberg, und Neues Lausitzisches Magazin 75. Bd., 1899, S. 288–289. Dort ist eine Urkunde vom 6. Juli 1462 veröffentlicht, wonach Jon von Redern auf Kauffung die Brettmühle, die in seinem Gutsanteil liegt, an die Gebrüder Christoph, Georg und Hannus Elbel auf Tiefhartmannsdorf verpfändet.

Bei dem sehr sorgfältigen Druck sind nur wenige Druckfehler zu bemerken:

- S. 107 Bildunterschrift »Zu den Drei Tauben« (statt Trauben).
- S. 275 Liebenwerda.
- S. 313 Reconciliierung.
- S. 340 liturgisch.
- S. 348 Archipresbyterat.
- S. 365 in der lateinischen Glockeninschrift: reparare und sexu.
- S. 375 Dr. Hans Lutsch war Provinzialkonservator und Kunsthistoriker.
- S. 383 Tschersich.
- S. 399 Virtel.
- S. 405 Wallensteins Soldaten plünderten Goldberg 1633.

S. 427 Die Tiefhartmannsdorfer alte Kirche brannte 1818 ab, der Turm blieb stehen, nur die Glocken schmolzen.

S. 427 Brand in Falkenhain 1848.

Die S. 137 abgebildeten Figurengrabsteine an der kath. Kirche betreffen die Familie von Seidlitz (nicht v. Zedlitz, wie bei H. Trierenberg a. a. O. S. 130 steht) mit den Jahreszahlen 1600, 1604, 1609.

Johannes Grünewald

Chronik von Daubitz. Aufgestellt von Frau Pastor Rimpler nach der Abschrift von Kantor Georg Kahle, herausgegeben von Pfarrer Hennerjürgen HAVENSTEIN, Daubitz O.-L. 1983, 36 S.

Die kleine Schrift ist die Wiedergabe der von der Ehefrau des 1909 verstorbenen Orts Pfarrers Paul Rimpler verfaßten handschriftlichen Chronik, die am Kriegsende im Original verloren ging. Die im Fluchtgepäck gerettete Abschrift des Lehrers und Kantors Kahle übergab dessen Tochter Frau Elfriede Kammler 1981 dem Pfarramt ihres Heimatdorfes, der jetzige Ortspfarrer besorgte die Drucklegung und fügte Einleitung und Schlußwort hinzu. Die Veröffentlichung bereichert die nicht eben zahlreiche ortsgeschichtliche Literatur aus neuerer Zeit für das Oberlausitzer Kirchengebiet.

Sorgfältig und erschöpfend benutzt hat die Verfasserin die ab 1589 vorhandenen Kirchenrechnungen und die 1660 bzw. 1661 beginnenden Kirchenbücher, die (bis auf Lücken 1684–87) sämtlich erhalten geblieben sind. Das Kirchlehn besaßen die Grundherren von Daubitz, Rietschen, Hammerstadt und Teicha, seit 1675 werden sie als erbliche Kollatoren der Kirche bezeichnet. Ihre und die Namen der Besitzer der übrigen eingepfarrten Ortschaften werden in chronologischer Reihenfolge angeführt. Es folgen Mitteilungen über das Kirchenvermögen, das 1595 400 Mark betrug und bis 1638 auf 2037 Mark anstieg; es bestand wohl hauptsächlich in ausgeliehenen Kapitalien, für die den Lehnsherren seit 1649 wegen »dern in den drangsaligen Zeiten erlittenen unüberwindlichen Schaden« die Zinszahlungen erlassen wurden. 1651 wurde ein Neubau der »arg eingegangenen« Kirche ausgeführt, die wie ihre Vorgängerin, ein Holzbau war und bis 1914 gestanden hat. Erst 1714 ist der Kirchturm, bis an das Kirhdach massiv, angefügt worden. 1767 neues Pfarrhaus – bis heute dasselbe –, 1799 Schulhausbau. Bereits 1721 wird über den schlechten Bauzustand der Kirche geklagt: Der Schulmeister bittet, es möchte ein »apart Dächel über die Orgel gemacht werden, damit es nicht mehr rein regne wie bisher«. 1745 soll eine »neue, massive Dreß-Kammer (Sakristei) gebaut werden, darinnen die Kirchsachen aufgehoben werden können, weil die arme Kirche in wenig

Jahren 2 mahl bestohlen worden, und da es unter der wendischen Emporkirche ist, so hat das gnädige Lehnshaus Rietschen 1000 Mauerziegel dazu geschenkt«. 1736 wird für 110 Taler eine neue Orgel beschafft. 1743 wird beschlossen, beim Vater unser die Betglocke anzuschlagen, damit die zu Hause Gebliebenen zum Gebet ermahnt werden und die Wenden wissen, daß sie nun nach beendetem deutschen Gottesdienst sich in die Kirche begeben können.

Viel kulturgeschichtlich Wichtiges, das die Kirchenrechnungen enthalten, wird in anschaulichen Berichten wiedergegeben, wie 1696 der Selbstmord einer Witwe aus Neuhammer, die »durch den Scharff Richter ausm Wasser gehoben und nach Verdienst unterm Galgen begraben« wurde. Ein Fremder »ausm Reich«, der 1664 in Teicha starb, wollte vor seinem Tode nicht kommunizieren, da er ein »Addeist« war; auf den Vorhalt, dann würde ihm das ehrliche Begräbnis verweigert werden, antwortet er verwegen: »So begrabt mich unter einem grünen Baum«, welches auch geschehen. Rietschen hatte schon 1759 einen Arzt, Daubitz um 1800 zwei Bader und Chirurgen. Die Kindersterblichkeit war groß: 1803 starben 22, 1807 sogar 77 an den Blattern. Großen Schaden richteten Unwetter und Überschwemmungen an, vor allem 1766, da regnete es in der Kornernnte etliche Tage, das Wasser »ging $\frac{5}{4}$ Ellen durch die Schulstube und das gantze Gebäude«. Wiederholt traf Blitzschlag die Kirche, 1861, 1897, ohne jedoch besonderen Schaden anzurichten.

Der letzte Abschnitt enthält den Katalog der Pastoren mit teilweise sehr ausführlichen Lebensläufen. Leider kann der an erster Stelle genannte Thomas Zernick nicht für unser Daubitz in Anspruch genommen werden: Er wurde am 21. April 1546 für Teupitz Kr. Königswusterhausen in Wittenberg ordiniert, wo er 1599 starb (vgl. O. Fischer, *Evang. Pfarrerbuch der Mark Brandenburg* II, 2, 1941, S. 992). Auch die beiden in Wittenberg 1543 und 1544 ordinierten Pastoren Sebastian Matisschintz und Clemens Piso, die A. Zobel (*Die Anfänge der Reformation in Görlitz und der Preußischen Oberlausitz, Görlitz 1925, S. 45*) in Daubitz einsetzt, gehören nicht hierher, sondern ebenfalls nach Teupitz. Dagegen können zwei mit Namen bekannte katholische Pfarrer aus vorreformatorischer Zeit ergänzt werden (aus J. G. Müller, *Versuch einer Oberlausitzischen Reformationsgeschichte, Görlitz 1801, S. 609–610*): 1416 N. Czachmann, der nebst dem Erbherrn Friedrich von Rabenau mit Richter und Schöppen Kundschaft gab über den Verkauf der Güter Andres Jentsches, »etwan richters czum Dupbitz«, an Jorgen Hammermeister, um 52 Mark, und Simon Lehman »von budissin, etwa pfarr zum Dauvpz«, der 1527 in den Görlitzer Stadtbüchern erwähnt wird. Dazwischen steht noch ein Pfarrer unbekanntem Namens: Vor ihm und Thimen Rackel schließen 1453, Juni 22, *Nickel*

Netzinrode von Pechern und Jocoff Zog von Dupczgk einen Vergleich (Codex dipl. Lusatae sup., Oberlausitzer Urkunden von 1437–1457, Görlitz 1911–1927, S. 812).

So muß es bei Abraham *Franciscus* – um 1583 oder auch schon 1571 – als dem ersten bekannten evangelischen Pfarrer bleiben, der 1589 das Kirchenrechnungsbuch anlegte und 1595 oder 1596 unbekannt wohin von Daubitz wegging. Der Nachfolger, Johann *Fabricius*, 1596, hat nicht nur bis 1612 hier amtiert, sondern ist erst am 23. Nov. 1639 in Daubitz gestorben. Für seinen Sohn Georg *Fabricius*, 1624 Student in Wittenberg, ist das Todesdatum, 28. August 1659, zu ergänzen. Von Georg *Schertz* (nicht Schortz) besitzen wir die ihm am 13. Sept. 1674 gehaltene und 1675 in Budissin gedruckte Leichenpredigt (Sammelband H 4° 672 der Christian-Weise-Bibliothek Zittau). Demnach war er am 16. Febr. 1634 in Uhyst an der Spree als Pfarrerssohn geboren, hatte seit S 1650 in Leipzig studiert und im Dezember 1655 in Dresden die Ordination zum Diakonat in Kittlitz empfangen, am 3. Sept. 1658 heiratete er Ursula, die älteste Tochter des Pastors Matthias Wunderlich in Klitten. 1675–1680 Georg *Zeising*, 1630 in Cottbus geboren, S 1651 Universität Frankfurt, seit 1667 Diakonus in Kittlitz. Gottfried Lehmann, 1692–1705, 1665 als Sohn des Pf. Paul Lehmann in Spreewitz geboren, studierte seit 1683 in Wittenberg, seit 1690 P. in Nostitz, seine Frau war Anna Sophia Praetorius. 1705–1718 Johann Heinrich *Schümburg*, am 9. Okt. 1682 in Daubitz geboren, starb als Oberpfarrer in Reichenbach am 11. Dez. 1757. Von Matthäus (nicht Matthias) *Rothe* (1718–1719) an werden die Lebensläufe in aller wünschenswerten Ausführlichkeit geboten. Er hatte seit 1705 in Wittenberg studiert (geb. 7. Januar 1684 als Sohn des Kirchvaters Matthäus R.) und starb am 27. Dez. 1758 als Pastor prim. in Löbau. Seine Frau war Beate (nicht Bertha) Margareta Crüger, Pfarrerstochter aus Baruth, die er 1717 geheiratet hatte. 1719–1733 M. Gottfried *Grasse*, geb. 1670 in Spremberg, 1690 Student in Wittenberg und 1702 Magister, war seit 1707 Pfarrer in Lohsow Kr. Calau und der einzige unverheiratete in der Reihe der Daubitzer Pastoren.

1734–1739 Gottlob Hempel, geb. 7. Febr. 1700 in Königswartha, 1722 Universität Wittenberg, in Leipzig ordiniert 17. Nov. 1732 für Collm. Er wird verpflichtet bei seiner Vokation, wöchentlich einmal die Schule zu besuchen; »auch sollen alle Kinder, welche zum heiligen Abendmahl gehen wollen, allezeit ein Vierteljahr vorher von dem Herrn Pfarr examinirt und wegen dieses heiligen Werkes fleißig unterwiesen werden. Auch soll der Herr Pfarrer die Gemeinde bey der Predigt nicht über die Gebühr aufhalten, daß sie des Zuhörens nicht überdrüssig werden möge, so hat sich der Herr Pfarrer möglichster Kürtze zu befeißigen und besagte Predigten zumahl an hohen Festen und Sonntagen nicht über $\frac{3}{4}$ Stund oder längstens

eine Stunde zu Extendiren«. Er starb am 21. Juni 1779 als Pfarrer von Baruth.

Von Christoph Gabriel *Fabricius*, 1740–1747, wird die Inschrift seines Grabsteins mitgeteilt, die seinen Lebenslauf wiedergibt. Er war ein Gegner der Brüdergemeinde (Schriften gegen sie verzeichnet G. Fr. Otto, Lexikon der oberlausizischen Schriftsteller 1. Bd., Görlitz 1800, S. 300).

1757–1774 Martin Friedrich *Cacro*, geb. 1723 in Kolkwitz bei Cottbus, war seit 1755 P. in Reddern Kr. Calau. 1775–1787 George Gottlob *Schmieder*, in Kamenz als Sohn des Diakonus Joh. George Schm. am 28. April 1730 geboren, 1749 Student in Wittenberg und 1753 Pastor in Großpartwitz. Pastor Carl Traugott *Brahtz*, 1788–1807, berichtet im Kirchenbuch über seinen Amtsantritt; sein Leichenstein ist wie auch der seiner in Daubitz 1800 verstorbenen Mutter noch vorhanden (zu ergänzen sein Geburtsjahr 1760). Pastor Johann *Pech*, 1808–1825, hatte seit 1793 in Wittenberg studiert und wurde 1806 nach Kollm berufen. Die schöne Grabschrift enthält seinen Lebenslauf. 1826–1856 Heinrich Hieronymus Hermann *Halke* ist 1796 (nicht 1716) in Gablenz als Pfarrerssohn geboren. Der Amtsantritt seines Nachfolgers, Friedrich Gotthard *Hirche*, 1858–1895, verzögerte sich wegen der Verhandlung über die Auspfarung der wendischen Ortschaften um 2 Jahre, seitdem wird in Daubitz nur noch deutsch gepredigt. Er war am 19. Januar 1822 in Rauscha geboren, Schüler des Görlitzer Gymnasiums von 1833 bis 1840 und 1840–1843 Student in Breslau, dort am 1. Juni 1853 zum Diakonus in Zibelle ordiniert. Er lebte nach seiner Emeritierung zum 1. Oktober 1895 in Görlitz, nach seinem am 17. Mai 1898 dort erfolgten Tode wurde er in Daubitz beerdigt.

Paul Wilhelm Hermann *Rimpler*, 1895–1909 – geboren am 8. April 1863 in Ohlau, ordiniert in Breslau am 8. Aug. 1890, Vikar in Waldenburg, 1891 Pastor in Leippa O. L., gest. 23. Aug. 1909 in Görlitz –, steht als Ehemann der Chronikschreiberin am Ende der Pfarrergeschichte von Daubitz, die vier Nachfolger bis heute – 1910 bis 1925 Ernst *Waltsgott*, 1925–1933 Erich *Krien* und 1936–1956 Helmut *Reese* – hat der jetzige Pfarrer Hennerjürgen *Havenstein* – seit 1957 – ergänzt.

Johannes Grünewald

Mitteilungen des Vereins für Schlesische Kirchengeschichte e. V.

Das Hauptereignis des Berichtsjahres 1988 war die Arbeitstagung unter dem Thema »Schlesische Mystik um 1600«. Verbunden mit der Mitgliederversammlung fand sie vom 16. bis 18. September im Diakonissen-Mutterhaus Frankenstein in Wertheim/Main statt. Die organisatorischen Aufgaben konnten trotz zunehmender Schwierigkeiten gut gelöst werden. Die Schwierigkeiten lagen darin begründet, daß das Mutterhaus durch Abtretung des Hauses »Jubilate« an die Johanniter-Unfallhilfe einen erheblichen Teil der Teilnehmer nicht mehr beherbergen konnte. Diese Teilnehmer mußten auf Pensionen und Gasthäuser in der Umgebung verteilt werden. Durch Rückgang der Zahl der arbeitsfähigen Schwestern bedeutet auch die Verpflegung für das Mutterhaus eine beträchtliche Belastung. Trotzdem wurde wieder für eine äußere Atmosphäre gesorgt, die die rund 70 Teilnehmer als angenehm empfanden. Den Diakonissen sei herzlich gedankt.

Nach der Begrüßung und einem Rückblick auf die Arbeit der beiden vergangenen Jahre durch den Vorsitzenden hielt am Freitag Abend Dr. Dietrich Meyer, Düsseldorf, ein Referat, das in den gegenwärtigen Stand der Mystikforschung einführte. Er besprach dabei die neuere Literatur zum Thema und wies darauf hin, daß bei der Beschäftigung mit der Mystik für den Protestantismus immer die Orientierung an den Aussagen der Heiligen Schrift wichtiges Kriterium sei. Nach dem Abendessen hielt Professor Dr. Gustav Adolf Benrath, Mainz, einen Vortrag, der die ganze Breite der schlesischen Mystik vor Augen führte. Das Thema lautete: »Schlesische Mystiker im Zeitalter der Reformation und Gegenreformation«. Er wandte sich besonders Jakob Böhme, Abraham von Franckenberg, Daniel Czepko und Angelus Silesius (Johann Scheffler) zu. Anhand von Textbeispielen stellte er die Begriffe Gottes- und Seinsmystik, Spiritualismus, Naturmystik, Christus- und Brautmystik heraus.

Waren diese beiden Vorträge mehr den grundsätzlichen Fragen und der Charakteristik der allgemeinen deutschen, bzw. der speziellen schlesischen Mystik gewidmet, so wandten sich die beiden Vortragenden am folgenden Tage, Privatdozentin Dr. Elke Axmacher, Berlin, und Pfarrer Dr. Christian-Erdmann Schott, Mainz, mehr der Theologie und Biographie zweier

Mystiker zu, die lange und intensiv im schlesischen Raum gewirkt hatten. Dr. Axmacher lieferte, ausgehend von einem biographischen Abriss Martin Mollers, der, wie es in einer alten Chronik hieß, »sein Amt in unermüdlicher Sorgfalt verwaltete und frommen Herzen viel erbauliche Schriften gab«, Beispiele seiner Mystik vor allem unter dem Gesichtspunkt der Rezeption der mittelalterlichen Mystik durch diesen Theologen. Sie fand in Texten Belege dafür, daß für Moller das Leben in der Welt ein »Hindurchgehen« zur himmlischen Endzeit ist, wo Trost und Freude herrschen. Den weiteren biographisch-systematischen Vortrag hielt Dr. Schott über die Mystik des Valerius Herberger. Ausgehend von theologischen Topoi wie Rechtfertigung, Schrift und Predigt, zeigte Dr. Schott, daß sich bei Herberger keine Polemik gegen die seinerzeitige lutherische Orthodoxie findet, seine Aussage vielmehr eingebettet sind in das Grundgerüst lutherischer Lehre. Herberger will nicht nur ein frommer, sondern auch ein rechthgläubiger Theologe sein. Viele Theologen der heutigen Zeit könnten von den schlesischen Mystikern des 17. Jahrhunderts lernen, da bei diesen eine tiefe innerliche Frömmigkeit zutage kommt, gleichzeitig aber auch die biblische Botschaft anschaulich vergegenwärtigt wird und der Blick auf die letzten Dinge (Eschatologie) nicht verloren wird. (Die beiden genannten Vorträge werden im Jahrbuch abgedruckt!).

Am Abend versammelten sich die Teilnehmer der Tagung zu einem Konzert in der tausendjährigen Wehrkirche zu Urphar. Professor Auner, Tauberbischofsheim, hatte nach der Grundidee der Tagung Werke für die kleine barocke Orgel in dieser Kirche ausgewählt. Er brachte auch eine von ihm selbst komponierte Kleine Partita über Heinrich Helds Kirchenlied »Komm, o komm, du Geist des Lebens« zur Uraufführung. Dies war ein stimmungsvoller Abschluß der anregenden Tagung.

Der Sonntag vereinte die Teilnehmer zunächst zu einem Gottesdienst mit Feier des Heiligen Abendmahles (»schlesische« Liturgie) in der Mutterhauskirche. Pfarrer Dr. Paul-Gerhard Eberlein, der Vorsitzende der Landesarbeitsgemeinschaft Württemberg der evangelischen Schlesier, hielt die Predigt. Dem Gottesdienst folgte eine Gesamtaussprache über die Tagung, dieser die Mitgliederversammlung des Vereins. Dabei wurden die Regularien erledigt. Viele Mitglieder gaben wertvolle Anregungen für die Arbeit in der Zukunft. Pfarrer Magister Dietmar Neß, Kästorf (Wolfsburg), stellte sein Editionsprojekt der Bethauskirchen F. B. Werners vor und bat die Mitglieder, von der Subskription Gebrauch zu machen. Es wird ange-regt, für die Jahrbücher ab Jahrgang 1973 einen Registerband zu erstellen, um nicht nur die Benutzbarkeit der Jahrbücher zu erleichtern, sondern zu verbessern. Ulrich Hutter, Sekretär am Quellenband zur schlesischen Kirchengeschichte, gibt einen kurzen Überblick über den Stand der Arbeiten.

Der Vorstand trat im Laufe des Jahres 1988 zweimal zu Sitzungen zusammen: Am 27. April in Mainz-Gonsenheim (Wohnung Dr. Schott) und am 17. September in Wertheim (Mutterhaus). Letztere Sitzung fand im Zusammenhang mit der Mitgliederversammlung statt. Beschlußgegenstände waren vor allem die Verträge zur Herausgabe des Jahrbuches im Thorbecke-Verlag. Auch für die Herausgabe der Reihe der Beihefte zum Jahrbuch waren Beschlüsse nötig. So wurde die Herausgabe des Buches »Martin Luther und die Reformation in Ostdeutschland und Südosteuropa« (Herausgeber Ulrich Hutter) beschlossen. Weiterhin hat sich der Vorstand hinter den aufgrund einer Initiative von Frau Helmi Rau in Bad Honnef gegründeten Verein zur Erforschung und Erhaltung schlesischer Orgeln gestellt und bittet seine Mitglieder, sich in diesem Verein ebenfalls zu engagieren. Helmi Rau, Eichendorffweg 15a, 5340 Bad Honnef 6.

Die Mitgliederzahl veränderte sich gegenüber dem Vorjahr nur geringfügig: 10 Abgängen standen 8 Neuzugänge gegenüber. Wieder rufen wir unseren Mitgliedern zu: Werbt junge Menschen für unseren Verein! Die schlesische Kirche verdient es, daß ihr Erbe durch die Zeiten weitergetragen wird!

Ich habe die traurige Pflicht, den Tod der nachstehenden Mitglieder bekanntzugeben:

1. Pastor i. R. Konrad Feige, Ammersbek, verstorben am 1. 1. 1988.
2. Pfarrer i. R. Ernst Koffmane, Stuttgart, verstorben am 19. 1. 1988.
3. Pfarrer i. R. Richard Hoppe, Wiesbaden, verstorben am 10. 3. 1988.
4. Pfarrer i. R. Friedrich-Wilhelm von Seydlitz-Kurzbach, Kassel, verstorben am 12. 11. 1988.
5. Schwester Gertrud Jäkel, Rotenburg (Wümme), verstorben Ende 1988.

Wegen Krankheit und aus anderen Gründen traten aus:

6. Pfarrer i. R. Hermann Bauch, Wüstenrot.
7. Bürgermeister a. D. Dr. Gerhard Bock, Rodgau.
8. Ingenieur Eberhard E. Muche, Stade.
9. Pfarrerin Manuela Quester, Alfter-Witterschlick.
10. Amtsgerichtsdirektor a. D. Joachim Schorn, Ostercappeln.

Als neue Mitglieder habe ich die Freude zu begrüßen:

1. Herrn Arnulf von Bock, Im Steinfeld 22, 5100 Aachen.
2. Pfarrer Peter M. Fischer, Oststraße 10, 5757 Wickede (Ruhr).
3. Herrn Paul Hoferichter, Hölderlinstraße 13, 3150 Peine.
4. Frau Ingeborg Olbert, Thorwaldsenstraße 8, 6700 Ludwigshafen.

5. Frau Helga Raulfs, Ostlandstraße 31, Lauenstein, 3216 Salzhemmendorf 2.
6. Siegfried Freiherrn von Richthofen, Birkenweg 5, 6109 Mühlthal.
7. Rechtsanwalt Max-Renatus Schott, Höhenstraße 3, 7701 Büsingen.
8. Agathe Gräfin von Wedel, Reihenweg 7, 4952 Porta Westfalica – Barkhausen.

Stand: 31. 12. 1988

Satzung des Vereins für Schlesische Kirchengeschichte e. V.

§1

Der Verein führt den Namen: »Verein für Schlesische Kirchengeschichte« und soll in das Vereinsregister eingetragen werden. Der Verein für Schlesische Kirchengeschichte e. V. macht es sich zur Aufgabe, die Kenntnis der Geschichte der schlesischen Kirche durch Versammlungen, Vorträge und Herausgabe von Publikationen zu fördern sowie die hierfür Interessierten untereinander in Verbindung zu bringen. Der Verein hat seinen Sitz in Hannover.

§2

Mitglieder können Privatpersonen und juristische Personen werden. Über die Aufnahme oder Ausschließung entscheidet der Vorstand. Die Mitglieder erhalten das »Jahrbuch für Schlesische Kirchengeschichte« unentgeltlich. Im Falle außerordentlicher Umstände kann der Vorstand einen Ausgleichsbetrag fordern. Er bedarf dazu der nachträglichen Genehmigung durch die Mitgliederversammlung.

Die Mitgliedschaft endet durch Austritt, Tod oder Ausschluß aus dem Verein. Der Austritt aus dem Verein kann nur zum Ende eines Geschäftsjahres schriftlich mindestens ein Vierteljahr vor Ablauf des Geschäftsjahres erklärt werden.

Über die Ablehnung der Aufnahme eines Mitgliedes oder über den Ausschluß eines Mitgliedes aus dem Verein entscheidet die Mitgliederversammlung endgültig.

§ 3

1. Der Zweck des Vereins ist nicht auf einen wirtschaftlichen Geschäftsbetrieb gerichtet.
2. Etwaige Gewinne dürfen nur für die satzungsmäßigen Zwecke verwendet werden. Die Mitglieder des Vereins dürfen keine Gewinnanteile und in ihrer Eigenschaft als Mitglieder des Vereins auch keine sonstigen Zuwendungen aus Mitteln der Körperschaft erhalten.
3. Im Falle des Austritts eines Mitgliedes oder seines Ausschlusses hat das Mitglied keinen Anspruch auf das Vermögen des Vereins. Mit seinem Eintritt in den Verein verzichtet es auf solche Ansprüche.
4. Der Verein darf keine Personen durch Verwaltungsausgaben, die dem Zweck des Vereins fremd sind, oder durch unverhältnismäßig hohe Vergütungen begünstigen.

§ 4

Das Geschäftsjahr ist das Kalenderjahr.

§ 5

Der Jahresbeitrag beträgt mindestens DM 35.-*. Über seine Erhöhung oder Ermäßigung entscheidet die Mitgliederversammlung.

§ 6

Organe des Vereins sind der Vorstand und die Mitgliederversammlung.

§ 7

Der Vorstand besteht aus dem Vorsitzenden, dessen Stellvertreter, dem Schriftführer und zwei Beisitzern. Die Vorgenannten sind Vorstand im Sinne des § 26 BGB. Je zwei von ihnen vertreten den Verein gerichtlich und außergerichtlich.

§ 8

Der Vorstand besorgt die Geschäfte, bereitet die Versammlungen vor und verwaltet das Vermögen des Vereins.

Der Vorstand wird auf die Dauer von 6 Jahren gewählt. Wiederwahl ist zulässig.

§ 9

Die Mitgliederversammlung muß vom Vorstand mindestens alle drei Jahre einberufen werden. Die Einberufung muß mindestens vier Wochen vorher

* So festgesetzt auf der Mitgliederversammlung in Wertheim/Main am 14. September 1986.

durch schriftliche Einladung unter Mitteilung der Tagesordnung erfolgen. Eine außerordentliche Mitgliederversammlung wird vom Vorstand einberufen, wenn dieser es für erforderlich hält oder ein Drittel der Mitglieder dies beantragen.

Die Mitgliederversammlung ist ohne Rücksicht auf die Zahl der Erschienenen beschlußfähig.

Der Tagungsort wird vom Vorstand bestimmt.

Der Mitgliederversammlung obliegen:

1. Entgegennahme des Geschäfts- und Kassenberichtes des Vorstandes über die abgelaufenen Geschäftsjahre.
2. Entlastung des Vorstandes.
3. Wahl des Vorstandes.
4. Bestimmung der Höhe des Mitgliederbeitrages.
5. Änderung der Satzung des Vereins.
6. Ausschluß von Mitgliedern sowie Beschwerden über Ablehnung der Aufnahme von Mitgliedern und deren Ausschluß.
7. Die Beschlußfassung über die Auflösung des Vereins.

Über die Sitzungen der Mitgliederversammlungen sind Protokolle anzufertigen; sie sind vom Leiter der Versammlung und vom Protokollführer zu unterzeichnen.

§ 10

Beschlüsse der Mitgliederversammlung werden mit einfacher Stimmenmehrheit gefaßt.

§ 11

Zur Änderung der Satzung ist eine Mehrheit von mindestens zwei Drittel der bei der Mitgliederversammlung Anwesenden nötig.

Eine Änderung des Zweckes des Vereins darf nur im Rahmen von ausschließlich und unmittelbar gemeinnützigen Zwecken erfolgen.

Der Vorstand ist ermächtigt, redaktionelle Änderungen der Satzung vorzunehmen, soweit sie durch steuerliche Vorschriften, insbesondere der Gemeinnützigkeitsverordnung, erforderlich werden oder zur Eintragung in das Vereinsregister sich als notwendig erweisen.

§ 12

Die Beschlußfassung über die Auflösung des Vereins bedarf einer Mehrheit von zwei Drittel der Stimmen der anwesenden Mitglieder. Bei Auflösung oder Aufhebung des Vereins oder bei Wegfall seines bisherigen Zweckes fällt das Vermögen des Vereins an die Evangelische Kirche der Union oder

deren Rechtsnachfolger mit der Auflage, es im Sinne des bisherigen Vereinszweckes zu verwenden.

Köln, den 8. Juni 1963

Vorstehend beschlossene Satzung ist heute unter Nr. 1725 in das hiesige Vereinsregister eingetragen worden.

Hannover, den 20. September 1963

(Sommer)

Justizangestellte

als Urkundenbeamter der Geschäftsstelle

Der Vorstand des Vereins besteht aus

1. Vorsitzender: Pfarrer Reinhard Hausmann, Tränkgasse 10, 6980 Wertheim-Bettingen.

2. Vorsitzender: Kirchenoberarchivrat Dr. Dietrich Meyer, Graf-Recke-Straße 221, 4000 Düsseldorf 1.

Schatzmeister: Pfarrer Heinz Prengel, Frankensteiner Straße 6, 6980 Wertheim.

1. Beisitzer: Referent Ulrich Hutter, Donatus-Straße 2c, 5300 Bonn 2.

2. Beisitzer: Pfarrer Dr. Christian-Erdmann Schott, Eleonorenstraße 31, 6500 Mainz-Gonsenheim.

Ehrenvorsitzender: Oberstudienrat i.R. Kirchenrat Dr. Dr. Gerhard Hultsch, Gerhart-Hauptmann-Straße 53, 6980 Wertheim.

Das Konto des Vereins: Postgiroamt Hannover Nr. 134545-303.

Verzeichnis der Mitarbeiter

- Frau Dr. habil. Elke AXMACHER, Waltharistr. 34, 1000 Berlin 39
Pfarrer Richard BEER, Offenbachstr. 15a, 4800 Bielefeld 14
Prof. Dr. Johannes BUDER, Steinstr. 29a, 1000 Berlin 29
Pfarrer i.R. Rudolf GRIEGER, Wasserstr. 3, 2420 Eutin
Pfarrer i.R. Johannes GRÜNEWALD, Rohnsterrassen 6, 3400 Göttingen
Dr. habil. Peter MASER, Ostkircheninstitut, Kreuzstr. 2-4/III, 4400 Münster
Dr. Dietrich MEYER, Graf-Recke-Str. 221, 4000 Düsseldorf 1
Dr. Robert MURANYI, Országos Széchényi Könyvtar National Széchényi
Library, H-1827 Budapest
Dr. Hans-Werner RAUTENBERG, Auf der Reihe 9, 3575 Kirchhain 1
Pfarrer Dr. Christian-Erdmann SCHÖTT, Eleonorenstr. 31, 6500 Mainz-
Gonsenheim
Propst i.R. Eberhard SCHWARZ, Blücherplatz 5, 2300 Kiel